



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

Class
9650
2

1 Class 9650.2



Harvard College Library.

FROM THE BEQUEST OF

CHARLES SUMNER, LL.D.,

OF BOSTON,

(Class of 1830).

“For books relating to Politics and
Fine Arts.”

23 April, 1890.



9777

⊙

Alterthum und Gegenwart.

Gesammelte Reden und Vorträge

von

Ernst Curtius.

Dritter Band.



Berlin

Verlag von Wilhelm Herz
Bessersche Buchhandlung

1889

○

Unter drei Kaisern.

Reden und Aufsätze

von

Ernst Curtius.

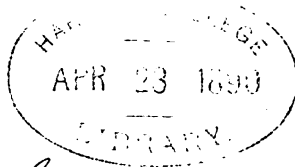


Berlin

Verlag von Wilhelm Herbig
Besserer Buchhandlung

1889

class 9650.2
~~12222.28~~



Summer fund.

Vorwort.

Der besondere Titel, welcher dem dritten Bande dieser Sammlung gegeben ist, bezeichnet den in unser gemeinsames Leben tief eingreifenden Zeitpunkt, da drei Generationen unseres Herrscherhauses sich in jäher Folge ablösten. Die erste Rede giebt den Gefühlen Ausdruck, mit denen wir auf Kaiser Wilhelms I. Regierung zurückschauen, die zweite der wehmüthigen Trauer um unsern früh vollendeten Kaiser Friedrich, die dritte der hoffnungsreichen Zuversicht, mit der wir unsern jungen Kaiser begrüßten. Die vierte ist in der Akademie der Wissenschaften am Jahrestage Friedrichs II. gehalten. Die folgenden Reden sind Nachklänge von der Feier des 22. März in der Aula unserer Universität. Daran schließen sich Lebensbilder von Gelehrten und Künstlern, die dazu beigetragen haben unserer Zeit das Gepräge zu geben. Die Gedächtnisrede auf August Böckh wurde an seinem hundertjährigen Geburtstage im Auftrage der Universität gehalten; zu ihrer Ergänzung dient der Aufsatz über A. Böckh und Karl Otfried Müller, der bei Gelegenheit des 1883 veröffentlichten Briefwechsels in der Deutschen Rundschau gedruckt worden ist. Der Nachruf an Richard Lepsius wurde im Namen des königlichen Museums geschrieben und in dem Jahrbuche der königlich Preussischen Kunstsammlungen 1885 veröffentlicht. Der Rede „Düsseldorf und Cornelius“ diente das Jubiläum der Düsseldorfer Kunstakademie im Jahre 1869 zur Veranlassung. Die Erinnerungen an Emanuel Geibel erschienen zuerst in der Beilage der Allgemeinen Zeitung (1884 August), die Lebensskizze meines Bruders

als Einleitung zu den bei S. Hirzel 1886 von E. Windisch herausgegebenen „Kleinen Schriften von Georg Curtius“. Endlich habe ich den längst vergriffenen Vortrag über Naxos aufgenommen, dessen Inhalt sich dem anschließt, was ich in den Erinnerungen an Geibel über unsere Inselfahrten erzählt habe. Im Ganzen habe ich Alles unverändert gelassen; nur in „Naxos“ ist ein Theil der geschichtlichen Nachweisungen fortgeblieben, welche durch die Arbeiten von Hopf entbehrlich schienen, und in der Rede über Athen und Eleusis habe ich Seite 94 die Fassung einiger Sätze geändert, weil der ursprüngliche Wortlaut zu dem Mißverständnisse Anlaß geben konnte, daß ich der Meinung sei, es habe noch in historischer Zeit ein unabhängiger Priesterstaat in Eleusis bestanden, während ich nur von Reminiscenzen einer längst erloschenen Autonomie sprach. Vgl. Hermes Band XX S. 9.

So bunt zusammengewürfelt äußerlich die Reden und Aufsätze erscheinen mögen, so wird man doch den inneren Zusammenhang nicht verkennen. Sie sind ein geschichtlich gewordenes Ganzes. Es sind Zeugnisse deutscher Thätigkeit in Wissenschaft und Kunst, wie sie sich in voller Unabhängigkeit gestaltet hat, aber doch in den mannigfaltigsten Beziehungen zu unserm Herrscherhause und in engem Anschlusse an die Entwicklung unserer vaterländischen Angelegenheiten, von der Zeit an, da August Böckh an die neu gegründete Universität der Hauptstadt berufen wurde bis zum Regierungsantritte Kaiser Wilhelms II. Es sind Zeugnisse aus dem stilleren Kreise des geistigen Lebens unsres Volks, aber der Pulsschlag des öffentlichen Lebens fühlt sich immer kräftiger hindurch; sie zeigen, wie die Einigung des Vaterlandes vorgefühlt und vorbereitet, wie sie erreicht und besiegelt wurde als der köstlichste Schatz, dessen Hut uns anvertraut ist. So sind auch sie Urkunden der Zeitgeschichte, welche dem jüngern Geschlechte Zeugniß geben mögen, wie wir mit vollem Dankgefühl zu würdigen und zu verwerthen gesucht haben, was uns unter Kaiser Wilhelm I. zu erleben vergönnt worden ist.

Inhalt.

	Seite
I. Gedächtnisrede auf Kaiser Wilhelm I. (22. März 1888)	1
II. Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich (30. Juni 1888)	12
III. Die Bürgerchaften der Zukunft (27. Januar 1889)	27
IV. Friedrich II. und die deutsche Pitteratur (26. Januar 1888)	41
V. Der Beruf des Fürsten (3. August 1882)	48
VI. Das Königthum bei den Alten (22. März 1886)	60
VII. Die Griechen als Meister der Colonisation (22. März 1883)	76
VIII. Athen und Eleusis (22. März 1884)	90
IX. Der Zehnte (22. März 1885)	103
X. August Böckh (24. November 1885)	115
XI. August Böckh und Karl Dtfried Müller	136
XII. Richard Lepsius (1885)	156
XIII. Düsseldorf und Cornelius (23. Juni 1869)	167
XIV. Erinnerungen an Emanuel Geibel (1884)	183
XV. Georg Curtius (1886)	216
XVI. Naxos (1846)	234

I.

Gedächtnisrede auf Kaiser Wilhelm.

22. März 1888.

Wir hatten uns angeschlossen, den 22. März in diesen Räumen, wo wir so oft des Tages froh gewesen sind, in gewohnter Weise zu feiern. Gott hat es anders gewollt. Das Geburtsfest ist eine Todtenfeier geworden. Ganz Deutschland fühlt mit uns, was es heißt, ein theures Haupt vermissen, unter dem wir uns geborgen fühlten wie die Kinder im Vaterhause. Jedem ist zu Muth, als wenn er ein Eigenstes verloren, ohne das er nicht leben könne. Wenn wir uns aber heute hier vereinigen, so kann es nicht anders sein, als daß wir uns zu männlicher Fassung erheben, wie es allein dessen würdig ist, um den wir im Geiste versammelt sind. Ist er leiblich uns entzogen, soll er geistig unser sein und unser bleiben, und auch der Trauertag wird zu einer Geburtstagsfeier, indem wir Gott von Herzen danken für Alles, was uns in Kaiser Wilhelm gegeben worden ist. Anstatt der Glückwünsche aber, mit denen wir ihn von Jahr zu Jahr geleitet haben, ist es heute unsere Aufgabe dessen zu gedenken, was uns zu thun obliegt, damit der Schatz von Segen, den wir Kaiser Wilhelm verdanken, unserm Volke erhalten bleibe.

Welch ein Bild menschlichen Schicksalswechsels rollt sich vor uns auf, wenn wir auf Kaiser Wilhelms Leben zurückblicken.

Als des Knaben Bewußtsein erwachte, sah er Preußen in scheinbar hoffnungsloser Erniedrigung; als König hob er es zu Macht und Ruhm, so daß des großen Friedrich Regierung, die

man schon als eine glänzende Episode anzusehen sich gewöhnt hatte, nur als bescheidene Vorstufe erscheinen mußte.

Das durch die Freiheitskriege gerettete Deutsche Vaterland mußte er durch unerträgliche Mißverhältnisse, an deren Ueberwindung die besten Kräfte sich nutzlos aufrieben, in seiner Wohlfahrt fort und fort geschädigt sehen, bis unverhofft und rasch in voller Uebereinstimmung mit den ersten Vertretern des Gesamtvaterlandes die einzig mögliche Lösung erfolgte, die Uebertragung der Kaiserkrone an das Haus Hohenzollern.

Gedenken wir nun auch der persönlichen Erlebnisse des verklärten Herrschers, rufen wir uns in das Gedächtniß, daß es eine Zeit gegeben hat, wo er, verkannt und verläumdert, das Vaterland meiden mußte, für das er jeden Augenblick den letzten Blutstropfen herzugeben bereit war, und wie derselbe Fürst dann inniger geliebt worden ist als irgend ein Monarch der Welt, wie eine zahllose Menge tagtäglich vor seinem Fenster harrete, bis sein Antlitz sich zeigte, wie eine Sonne, an deren Strahlen man sich erfreuen wollte. Als aber die Räume verhängt waren, wo er in so harmloser Nähe seines Volks lebte, blieben die Bürger wie durch einen Zauber gebannt und schauten lautlos nach dem Kaiserhause, bis sie endlich, zu Tausenden gedrängt, bei Tage wie bei Nacht an den offenen Sarg pilgerten, um noch einmal das ehrwürdige Angesicht zu sehen.

Wahrlich, ein solcher Wechsel von Glück und Unbill, von geduldigem Ausharren und raschen Triumphen, von bitterer Verlehnung und einer begeisterten Liebe, wie sie uns nur aus Märchenklängen bekannt war, ist selten durch ein Menschenleben gegangen, und doch ist Alles ein Ganzes, wie in dem Bilde eines Meisters, in welchem die Gestalten sich verworren durch einander zu drängen scheinen, bis uns der Zusammenhang des Ganzen klar wird. Ja dies Bild von Kaiser Wilhelms Leben in seiner Mannigfaltigkeit und innern Einheit wird, so lange es eine Geschichte giebt, immer einer der inhaltreichsten und erhebensten Gegenstände menschlicher Betrachtung sein.

Unverloren waren schon die Erlebnisse der frühesten Jugend. Der Eindruck einer bescheidenen und haushälterischen Einrichtung,

die Erinnerung an das sorgenvolle Antlitz des Vaters, an die heimlichen Thränen einer unvergeßlichen Mutter haben den Kaiser durch sein langes Leben begleitet und ihn von früh an vor jeder Anwandlung von Ueberhebung bewahrt. Die Unbeständigkeit menschlicher Dinge stand ihm immer vor Augen. Wer hat je ein Wort des Selbststrühmens von ihm gehört, oder einen Blick des stolzen Selbstvertrauens an ihm wahrgenommen? Von allen Erfolgen in Krieg und Frieden gab er Gott die Ehre und den Männern, die er ihm gegeben. Demuth war das Ehrenkleid des Herrschers, der Purpur dieses Helden, dessen Thaten den Erdkreis erfüllten.

Wichtig für den Lebensgang des Kaisers war es, daß er in voller Mannesreife stand, als ihm der Gedanke nahe trat, daß er auf den Thron seiner Väter berufen sein würde.

Darum hat er sich so lange voll und ganz einem Berufe, dem Heerdienste, gewidmet und denselben von Stufe zu Stufe gewissenhaft durchgemacht. Hier ist ihm die rücksichtsloseste Pflichttreue im Großen und Kleinen zur andern Natur geworden. Hier hat er die Bedürfnisse des Soldaten, hier alle starken und schwachen Seiten unsers Heerwesens auf das Genaueste kennen gelernt, so daß er in einem der wichtigsten Theile des Staatswesens ein vollkommen Sachverständiger war, als er die Verpflichtung fühlte, seinen Gesichtskreis nach allen Seiten zu erweitern.

Deutlich erkannte er, was in Preußen, was in Deutschland anders werden müsse, und nimmer kann ich — denn warum sollte ich Bedenken tragen, heute vor Ihnen eigene Erinnerungen einzuflechten, die zu den theuersten meines Lebens gehören? — des 22. März 1848, heute vor vierzig Jahren, vergessen, den der Prinz von Preußen noch in Verborgenheit auf der Pfaueninsel zubrachte. Hier fühlte er sich gedrungen, im engsten Kreise der Familienglieder und Hausgenossen offen auszusprechen, daß er einer umfassenderen Betheiligung der Volksvertretung an den öffentlichen Angelegenheiten niemals entgegen getreten wäre; am Abend seines Geburtstages nahm er tieferschütterter von den Seinigen und der Heimath Abschied, um, von einem Adjutanten

begleitet, unerkannt nach Hamburg zu fahren. In England begann ein neues Leben für ihn. Niemals hat er der hochherzigen Königin die ihm bereitete Aufnahme vergessen, und lebenslang ist er dem damaligen Gesandten Herrn von Bunsen dankbar geblieben, weil er durch ihn mit den englischen Staatseinrichtungen bekannt wurde. Als die Königin von England damals von Frevlerhand eine Verletzung erhielt, war er Zeuge, wie tief gewurzelt im Lande der Parlamente das Königthum sei. Ganz London schaute sich um den Palast, um der Fürstin seine Theilnahme zu zeigen, und als Abends im Theater von Neuem eine begeisterte Sympathie zum Ausbruch kam, flossen Thränen über seine Wangen, indem er seiner Lage und der Heimath gedachte. Die Königin bemerkte es und sagte, seine Hand leise fassend: Sie werden das auch noch erleben! Ja, ja, sagte der Kaiser, als er dies erzählte und setzte, da die Anwesenden ihn freudig anblickten, mit mildem Lächeln hinzu: Es hat nur etwas lange gedauert!

Zürnen Sie mir nicht, verehrte Zuhörer, wenn ich dieser dunkeln Tage gedenke. Denn das Bild unsers Kaisers Wilhelm, das wir unseren Kindern und Kindeskindern einprägen wollen, strahlt auf diesem Hintergrunde um so leuchtender hervor.

Ja, lange dauerte es, bis das irregeleitete Volk sich von der Lüge frei machte und sich seinem Königssohne wieder zuwandte. Als die Pommerische Ritterschaft ihren heimgekehrten Statthalter feierte, tobte draußen um das Stettiner Schloß noch gellender Widerspruch. Aber ohne Verbitterung, ohne Groll im Herzen, ohne daran zu denken, den tückischen Ränken nachspüren zu lassen, ist der edle Fürst selbstverleugnend, unbeirrt seinen Weg gegangen, hat als Mitglied der Nationalversammlung inmitten derselben seine Anerkennung der Verfassung offen ausgesprochen. Er ist den Verhandlungen des Frankfurter Parlaments, dessen Mitglieder von den Fanatikern der rechten Seite als Frevler oder Thoren angesehen wurden, mit voller Unbefangenheit gefolgt und hat den Entwurf der deutschen Wehrverfassung einer eingehenden Beurtheilung unterzogen, die er, als Manuscript gedruckt, vertheilte.

So bereitete sich der schwer geprüfte Thronfolger mit stillem Ernst auf das Herrscheramt vor, das dem Einundsechzigjährigen als Regentschaft zufiel. „Was kann ich noch thun“, antwortete er auf einen Glückwunsch, „als meinem Sohn den Weg bereiten?“

Vereinfachung des Geschäftsganges war einer seiner ersten Gesichtspunkte. Wenn er daher bei Vorträgen den Eindruck hatte, als ob mit der nächstliegenden Entscheidung einer schwebenden Frage absichtlich zurückgehalten werde, um sie dem Regenten vorzubehalten, bat er sich aus, daß ohne Umschweif das Richtige gesagt werde.

In klarer Voraussicht der Entscheidungen, welche unvermeidlich dem Vaterlande bevorstanden, hielt er es für seine ernsteste Pflicht, die Wehrkraft Preußens zu voller Wirkungskraft vorzubereiten. Die Mobilmachung von 1859 offenbarte die Mängel der bestehenden Organisation, welche in dem Moment lähmend eingriff, wo auf volle Energie Alles ankam. Mit unererschütterlicher Willenskraft hat er in jahrelanger Arbeit mit dem unvergeßlichen Grafen Moos die Reorganisation der Armee durchgeführt. Aus eigenster, selbsterworbener Sachkenntniß hat er sich das Heer geschaffen, das er als König in das Feld führte, und der rasche Verlauf des Krieges von 1866, bei dem ein großer Theil der Landwehrmannschaften dem häuslichen Heerde nicht entzogen zu werden brauchte, entwaffnete endlich den Widerspruch, der sein landesväterliches Herz so schwer betrübt hatte. Jetzt mußten alle Patrioten dankbar und beschämt erkennen, daß er, die Fluth voraussehend, rechtzeitig das Schiff gebaut und das Schwert geschmiedet habe. Wieviel Blut und Thränen, wieviel Jammer und Elend ist durch die weise und entschlossene Durchführung dessen, was der Regent und König für das Heil des Staats als nothwendig erkannte, unserm Vaterlande erspart worden! Nur auf diesem Wege war es möglich, daß Preußen der Kern des Deutschen Reiches wurde.

Engpreußisch ist Kaiser Wilhelm nie gewesen. Als es sich um die zu vollendende Erziehung seines Sohnes handelte und am Hofe geltend gemacht wurde, daß dazu nur ein geborener Preuße berufen werden dürfe, hat er es durchgesetzt, daß auch

an einem freien Reichstädtler kein Anstoß genommen werde, und als ihm am ersten Weihnachtsfeste, das er nach den Stürmen von 1848 wieder friedlich mit den Seinen in den lang entbehrten Räumen seines Schlosses feiern durfte, von seinem Sohne ein Gedicht überreicht wurde mit folgendem Schluß:

Zur Ernte reif sind der Geschichte Saaten,
Die Eure Ahnen in dies Land gesent,
Und neue Bahnen winken Euren Thaten,
So habt nicht Ihr, so hat es Gott gelenkt!

Wir sehn auf Euch mit frohem Angesichte,
Verbannet sei, was Angst und Zweifel schuf,
O horchet auf, es ruft die Weltgeschichte
Und Hohenzollern höret ihren Ruf —

da sprach er es noch an demselben Abend mit der ihm eigenthümlichen Verschmelzung von liebenswürdiger Milde und männlichem Ernste offen aus, wie voll er zu würdigen wisse, was das Vaterland von seinem Hause erwarte.

Als Heerfürst hat er Preußen groß gemacht und das Reich gegründet; aber niemals ist ein siegreicher König weniger kriegerisch und kampflustig gewesen. Er hatte ein weiches Gemüth. Er schämte sich der Thränen so wenig wie die Helden Homers und bewährte der Hellenen Sprichwort: „Dem wackern Mann wird leicht das Auge feucht.“ Er mochte kein Torpedoschiff sehen, weil er sofort der engen Räume gedachte, in denen die Mannschaften untergebracht werden müssen, und im Felde trotzte er dem Kugelregen, um den Verwundeten noch dankend die Hand zu reichen.

Kaiser Wilhelm war ein geborener Herrscher, der mit gesundem Blick die Menschenwelt betrachtete, immer des Ganzen und Großen eingedenk. Darum hatte auch das Geringfügige für ihn Bedeutung. Von keiner Spazierfahrt kehrte er heim, ohne die Neubauten und den Entwicklungsgang der Stadt aufmerksam zu beobachten. Ueber jedem schönen Baum in und um Berlin wachte sein königliches Auge. Unserer Universität war er ein huldvoller Nachbar, ein entschiedener Gegner aller Pläne, nach denen die

Hauptstätten von Kunst und Wissenschaft aus dem Herzen seiner Residenz entrückt werden sollten. Er folgte dem Umbau unserer Hörsäle, und als er in einem kleineren Fenster das Licht vermißte, das er dort allabendlich zu sehen gewohnt war, erkundigte er sich, ob etwa einer der Hausdiener bei dem Umbau seine Wohnung eingebüßt habe.

Den Vorständen der öffentlichen Kunstinstitute sagte er bei seinem Regierungsantritte, von ihm dürfe man nicht erwarten, was sein kunstsinziger Bruder gethan habe. Er nahm für sich keine Kennerchaft, kein maßgebendes Urtheil in Anspruch. Aber alles würdig Gedachte empfand er tief, und was immer dem Vaterlande zur Ehre gereichte, war seiner lebendigen Theilnahme gewiß. Seinem königlichen Herzen that es wohl, daß nach blutigem Völkerrriege die Aufdeckung von Olympia das erste Friedenswerk des jungen Reiches war. Schritt für Schritt folgte er den Arbeiten und trat persönlich für ihre Vollendung ein, denn es sei nicht seine Art, etwas halbfertig liegen zu lassen.

Mit freudiger Genugthuung begrüßte er die Bildwerke von Pergamon im königlichen Museum und ließ sich gern vom Königsdenkmal auf Nimrud-bagh erzählen, dessen Großartigkeit er bewunderte. Nichts Heilsames, so geringfügig es war, durfte unnütz verschoben werden, wenn es sich um öffentliches Gut handelte. Als er eines Abends davon hörte, daß nach dem Gutachten unseres Chemikers die farbigen Thonfiguren aus Tanagra in der feuchten Atmosphäre des Erdgeschosses litten, waren auf seinen Befehl am andern Morgen die Arbeiter da, um die Ueberführung in höhere Museumsräume vorzunehmen.

Mit unermüdblicher Theilnahme folgte er allen Fortschritten der Naturkunde wie der technischen Wissenschaften. Hervorragende Leistungen der Mechanik, wie z. B. die Hebung des Kriegerdenkmals auf dem Kreuzberge, hörte man ihn als Augenzeugen mit eingehendem Verständniß schildern; denn es war seiner Natur unmöglich, sich mit allgemeinen Ausdrücken seines Wohlgefallens zu begnügen; alles Redensartliche war ihm unerträglich. Er mußte Allem auf den Grund gehen, bis er das Wesentliche klar erfaßt hatte.

Dazu benutzte er nach des Tages Arbeit die stillen Abendstunden, in denen er und die Kaiserin-Königin Augusta auch Männer der Wissenschaft um sich sahen und sich im kleinsten Kreise vertraulich über ihre Arbeiten und Forschungen belehren ließen, während er selbst aus seinen Erlebnissen mit voller Frische der Erinnerung die anmuthigsten Mittheilungen machte.

Den echten Fürstensinn, der Dauerndes zu schaffen liebt, bewährte er auch als Bauherr auf eigenem Grund und Boden. Ich denke an die Höhe über der Havel, deren reizende Lage er erkannt hat, und die er sich von seinem Vater schenken ließ. Als Prinz Wilhelm mit den bescheidensten Mitteln beginnend, hat er Jahr aus Jahr ein, in unermüdlicher Thätigkeit, welche seine liebste Ausspannung war, von Meistern der Kunst, Schinkel, Persius und Strack, unterstützt, den öden, von Gestrüpp bedeckten Sandhügel zu einem wiesenreichen Schloßberge umgeschaffen. Neben den Architekten war Fürst Bücker-Muskau sein Berather. Wenn dieser aber die aus dem alten Bestande am Flußufer noch übrigen Birken fällen wollte, weil sie in einen Königspark nicht paßten, widerstand ihm der Prinz von Preußen, der die Zeugen des ursprünglichen Zustandes seines Landstükes nicht missen wollte, und so ist auch der Babelsberg ein charakteristisches, schönes und ehrwürdiges Denkmal von Kaiser Wilhelms fürstlichem Schaffen.

Mich hat mein Herz getrieben, so manches Kleine anzuführen, weil es dazu dienen mag, das menschliche Bild des Verklärten uns lebendiger und wärmer vor die Seele zu führen.

Die großen Kaiserthaten stehen ja mit leuchtender Schrift in das Gedächtniß der Jahrhunderte eingeschrieben. Wir aber, die wir die kaiserlose Zeit erlebten, wir dürfen mit unseren Gedanken nicht an den äußeren Erfolgen haften. Uns ist nicht das die Hauptsache, daß Deutschland wieder mächtig ist im Kreise der Völker, sondern daß wir gerettet sind aus einem unwürdigen Zustande, wo in kleinlichem Interessenstreite Stämme und Staaten des Vaterlandes unaufhörlich mit einander haderten und das Gift

selbstfüchtiger Sonderpolitik am Mark des Volks zehrte. Was uns aus diesem Siechthum helfen konnte, war nur eine gemeinsame Noth von außen. Aber mit dem Kriegsschrecken wäre auch die Einigung wieder vorüber gewesen, wie Alles vergänglich ist, was auf Eigennuz beruht, wenn uns Gott nicht einen König gegeben hätte, der nicht nur die Heere von Sieg zu Sieg führte, sondern auch das Haus des Friedens zu bauen mußte, um die zerrissene Heerde als ein guter Hirt um einen Herd zu vereinigen, und der in den Menschenherzen ein Feuer entzünden konnte, das heilige Feuer der Liebe, das allein im Stande ist, die spröden Erze der Selbstsucht zu schmelzen. In freier Ehrfurcht sammelten sich die Deutschen wieder um ein Haupt und lernten in ihm in neuer Begeisterung ihr Vaterland lieben.

Wir sind also durch Kaiser Wilhelm nicht nur mächtiger und ruhmreicher, sondern auch innerlich freier, reiner und besser geworden. Denn nur im Guten können die Menschen wahrhaft einig sein, und in der Liebe entfalten sich alle Keime des Guten, die im Menschenherzen ruhen; sie ist im geistigen Leben wie die Sonne, von der man nicht sagen kann, daß dies oder jenes durch sie gedeihe, sondern alles Lebendige hat von ihr Licht und Wärme.

So ist durch alles Deutsche Land ein neuer Lebensodem gegangen; so ist ihm, der um Volksgunst sich nie bemüht hat, ungesucht des Volkes Liebe voll und wahr zu Theil geworden, und in dieser Liebe des Vaterlandes zu seinem Kaiser sind auch die in den fernsten Welttheilen weit zerstreuten Deutschen von Neuem wieder die Unfrigen geworden.

Diese Liebe ist das leuchtende Diadem an seiner Stirn; höheren Preis kann ein Sterblicher für ein arbeitsvolles Erdenleben nicht erringen.

Von König Salomo forderte Gott ein aufrichtiges Herz, und dem Aufrichtigen, heißt es, läßt er es gelingen. So bescheiden das Wort klingt, es ist doch das Höchste, was ein Menschenkind erreichen kann, und an Kaiser Wilhelm ist der alte Spruch zu küßlicher Wahrheit geworden. In der Aufrichtigkeit des Herzens

ruhte die Harmonie seines geistigen Lebens, wie sie uns aus dem väterlichen Antlitz entgegenleuchtete; die innere Harmonie, in der alle Gegensätze sich versöhnten und alle sittlichen Probleme, an denen ein Fürstenleben so reich ist, wie von selbst ihre Lösung fanden. Weil er nie an sich dachte, war er von launenhaften Stimmungen unabhängig, frei von jeder Anwandlung einer um die eigene Ehre besorgten Eifersucht, frei von dem Wankelmuth, der bald zu viel, bald zu wenig Vertrauen schenkt. Wahr und treu hielt er zu den Männern, von denen er sich überzeugt hatte, daß sie ihm zugewiesen seien, um seine vaterländische Mission durchzuführen, und wie hat er vor allem Volk im Namen des Vaterlandes ihnen seine Dankbarkeit bezeugt! Aber auch neben dem großen Kanzler, neben seinen großen Feldherrn ist er immer sein eigen geblieben, immer der König, der vor Gott die Verantwortung trägt und nach persönlicher Ueberzeugung in Krieg und Frieden die den Gang der Geschichte bestimmenden Entscheidungen trifft.

Wie das Fürstenamt, das er als Stellvertreter seines königlichen Bruders übernommen, von Jahr zu Jahr immer größer, mannigfaltiger und verantwortungsvoller wurde, so ist mit ihm auch Kaiser Wilhelm in treuer Berufserfüllung innerlich immer erstarkt und gereift, und nach einem langen Tagewerk, auf dem der Segen eines wiedergeborenen Volkes ruht, ist er nun, bis zuletzt rastlos thätig, zu seinen Vätern heimgegangen, friedlich und kampflös, in unserm theuren evangelischen Glauben, von Gottes Wort hinübergeleitet, während Gemahlin und Tochter die erkaltende Hand mit ihren Thränen neckten.

Uns bleibt er in lebendiger Gegenwart. Wir danken Gott, daß es uns vergönnt gewesen ist, unter einem solchen Herrscher zu leben und zu wirken. Dessen können wir uns nur würdig zeigen, wenn wir Alle in seinem Sinne an seinem Lebenswerke fortarbeiten, in Gottesfurcht und Treue dem Vaterlande dienend, gewissenhaft im Kleinen wie im Großen, selbstverleugnend, opferbereit, die theuer erworbene Einheit als unser bestes Gut hütend und pflegend. In unauslöschlicher Dankbarkeit geloben wir mit der hier versammelten Jugend, auf der sein Auge so

gern ruhte, der Trägerin der Zukunft unseres Vaterlandes, sein glorreiches Andenken lebenslang in Ehren zu halten und in Freude und Leid unerschütterlich zum Hause der Hohenzollern zu stehen. Wie können wir aber diese Trauerfeier anders schließen, als indem wir Gott gemeinsam anrufen, daß er unsern Kaiser und König Friedrich wie die Kaiserin und Königin, seine Gemahlin, die Kaiserin-Königin Augusta und das ganze Haus unsers Kaisers Wilhelm erhalte, behüte und segne!

II.

Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich.

30. Juni 1888.

Es ist eine schwere Pflicht, die ich heute zu erfüllen habe, und Sie fühlen mir Alle nach, mit welchen Empfindungen ich das Wort ergreife. Auch darin sind Sie mit mir einverstanden, daß es unmöglich ist, der Erschütterung, die uns noch Alle durchbebt, in öffentlicher Rede entsprechenden Ausdruck zu geben.

Was wir durchgemacht haben, von dem Tage an, da uns plötzlich klar wurde, daß unser Königssohn, das Musterbild männlicher Kraft und Schönheit, im innersten Lebenskerne von einem tödtlichen Gifte bedroht sei, alle Stimmungen auf- und niedersteigender Hoffnung, die uns in ununterbrochener Spannung hielten, die Freude an der Heimkehr des lange Ersehnten, den wir auf Kaiser Wilhelm's Thron noch einmal ganz den Unserigen nennen durften, die unvergeßlichen Momente, da er von seinem Volke jubelnd umdrängt wurde, bis wir mit steigender Angst die Kräfte schwinden und endlich das müde Haupt auf das Sterbekissen sinken sahen — das sind Erfahrungen, die Jeder von uns persönlich durchgemacht hat; das ist ein Stück unseres innersten Lebens geworden — wer vermöchte das in Worte zu fassen!

Darum erwarten Sie auch von mir, der ich unter Ihnen am meisten persönliches Leid trage, nichts kunstvoll Ausgearbeitetes. Nur Erinnerungsblätter sind es, die ich zu den vielen Kränzen auf unsers Kaisers Grab legen möchte, Blätter der Erinnerung aus fernerer Zeit. Denn wenn wir von dem Schmerzenlager

in die Jugend des Verklärten zurückblicken, wenn wir die ernste Stunde benutzen, uns das stille Reifen seiner Persönlichkeit zu vergegenwärtigen und zu gedenken, wie das Fürstenleben, das uns so vorzeitig abgerissen, so grausam zerstört scheint, ein inhaltvolles und von Gott reich gesegnetes gewesen ist, so richten wir uns, ohne sein Bild aus dem Auge zu verlieren, gegenseitig auf und handeln in seinem Sinne, der bis zum letzten Athemzuge für alles Gute dankbar war.

Ein nationaler Siegesfesttag war es, an dem Kaiser Friedrich geboren wurde, in demselben Schloß, wo er gestorben ist, aber es war eine trübe und gedrückte Zeit. Die Choleraepidemie lag schwer auf dem Vaterlande, und das Schloß mußte durch einen Cordons umstellt werden, um Mutter und Kind vor Gefahr zu sichern. Eine Zeitlang glaubte man noch Nachwirkungen jener Sorgenzeit in der Reizbarkeit des Kindes zu erkennen, doch waren sie spurlos verschwunden, als es in das Knabenalter eintrat, das männliche Leitung in Anspruch nimmt.

Der Erste, der auf des Prinzen Friedrich Wilhelm Bildung einen dauernden Einfluß gehabt hat, war Frédéric Gobet, der auf deutschen Universitäten gebildete Professor an der Akademie seiner Vaterstadt Neuenburg, ein allen Theologen wohlbekannter Forscher auf dem Gebiet neuteamentlicher Wissenschaft. Er bewährte in vollem Maße, was uns an den evangelischen Geistlichen der französischen Schweiz so wohlthuend ist, daß sie, ohne die Unterschiede dogmatischer Auffassung in einzelnen Lehrpunkten zu betonen, den festen Kern christlicher Gotteserkenntnis klar und warm darzustellen und mit unserer gesammten Geistesbildung in ihrem unlösbaren Zusammenhange aufzufassen wissen. Unter Gobet's treuer Leitung ist des Prinzen Gemüth in die für sein Leben gültige Bahn harmonischer Entwicklung gelenkt worden, und noch in später Zeit erinnere ich mich seines Worts, daß Keiner ihm so klar, wie Gobet, schwierigere Erkenntnisfragen auseinander zu setzen gewußt habe.

Die Gesammtziehung leitete der General von Unruh, ein Mann, der das Vertrauen des Prinzen von Preußen in hohem Grade besaß und verdiente. In ihm stand dem jungen Prinzen

ein Muster unerschütterlicher Festigkeit des Willens und unermüdblicher Pflichttreue täglich vor Augen. Er war zugleich ein Mann von großer Tiefe des Gemüths, ein deutscher Mann im Sinne von Ernst Moritz Arndt, voll Liebe zu ernster Musik, die er mit solchem Verständniß pflegte, daß er selbst Leiter eines Gesangvereins war, und daß die Singakademie zu seinem Gedächtniß eine seiner Compositionen aufführen konnte.

Als Friedrich Wilhelm in das dreizehnte Lebensjahr eintrat, erweiterte sich der Gesichtskreis des Unterrichts. Seine Mutter, die Enkelin von Carl August, die unter Goethe's Augen aufgewachsen war, konnte sich im Sinne von Herder und Goethe keine freie Menschenbildung außer Zusammenhang mit dem classischen Alterthume denken. Sie benutzte den von ihr durch Lichtenstein, von Raumer u. A. ins Leben gerufenen, unter dem Protectorat ihres Gemahls stehenden wissenschaftlichen Verein, an dessen Vorträgen in der Singakademie sie regelmäßig Theil nahm, um mit allen Zweigen deutscher Forschung in Fühlung zu bleiben. Da fügte es sich, daß ich, damals Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium, in Folge einer Aufforderung Lichtenstein's, mit dem ich auf einem Hamburger Dampfschiffe zufällig zusammengetroffen war, im Februar 1844, als die Prinzessin von Preußen nach einem Nachfolger Gode't's umschaute, über die Burg von Athen einen Vortrag hielt. Die hohe Frau glaubte hier eine Richtung zu erkennen, in welche sie die Bildung des Sohnes geleitet zu sehen wünschte. Sie mußte alle Schwierigkeiten zu überwinden, und so trat ich nach dem dreizehnten Geburtstage des jungen Prinzen in das durch ein freies und persönliches Vertrauen der Eltern mir so unerwartet übertragene Amt ein.

Wenn in unsern Gymnasien für jede Classe ein Pensum von Kenntnissen festgestellt ist, das von Allen gleichmäßig aus Unterricht und Lehrbüchern zu erwerben ist, so muß es bei der Privaterziehung eines Fürstensonnes besonders darauf abgesehen sein, ihm in einer der Individualität entsprechenden Weise und Auswahl das Wichtigste des Lehrstoffes zuzuführen, und mehr als der Stoff muß die Persönlichkeit thun. So war es der ehrwürdige Veteran unserer mathematischen Lehrer, Professor

Schellbach, der den Prinzen in mathematisches Denken einführte und ihn verstehen lehrte, wie Entdeckungen in der Physik und Chemie gemacht und verwerthet werden.

So wurde Heinrich Strack, der auf Grund seines griechischen Theaters durch Christian Rauch in unsern Kreis eingeführt war, der Lehrer auf dem Gebiet der bildenden Kunst, selbst ein geborener Künstler, den man in jeder Linie, die er zeichnete, als solchen erkannte. In neuerer Staatengeschichte unterrichtete der als Direktor des Stettiner Gymnasiums verstorbene, feinsinnige Professor Heydemann den Prinzen. In der Musik war es Reichardt, der Componist des „Deutschen Vaterlandes“, der, von Urruh eingeführt, mit Erfolg thätig war. Ich erinnere mich, daß der Prinz von Preußen, nachdem er einer Prüfung beigewohnt hatte, in seiner anmuthigen Weise sagte, es sei manche Frage gestellt und beantwortet worden, die ihn in Verlegenheit gesetzt haben würde; am meisten aber habe ihn die Leistung im Gesange überrascht.

An militärischen Lehrern hatte er zwei Männer, welche die Verbindung des preußischen Offizierberufs mit der Wissenschaft ihm lebendig vor Augen führten, den Hauptmann von Nazmer, als Geographen, und den Major Gerwien für Taktik und Waffenkunde, einen Mann, in dem mathematische Gedankenschärfe mit poetischem Sinne und tiefem Gemüth in seltener Weise verbunden war.

Das Gebiet der alten Sprachen war durch die Ansprüche, welche an eine preußische Prinzenenerziehung gestellt wurden, eingeengt; und obwohl ich über Athen an den Hof gekommen war, mußte ich es doch für unthunlich halten, daß neben dem Latein, das, mit dem Deutschen eng verbunden, den Kern des Unterrichts bildete, eine gründliche Erlernung des Griechischen erzielt werde. Was an Ersatz geschafft werden konnte, wurde nicht verabsäumt, und da der Prinz eine angeborene Empfänglichkeit für Poesie hatte, so wurden ihm Homer so wie die Tragiker aus Uebersetzungen nach und nach vertraut, und in der Geschichtserzählung Herodot's spiegelte sich ihm die Welt des Alterthums. Und wie viel bot ihm nicht die Hauptstadt dar, um den Blick über das

Alltägliche hinaus zu lenken und das Auge für das zu öffnen, was für alle Zeiten vorbildlich geblieben ist! Die mittäglichen Spaziergänge wurden gern nach den Museen gerichtet, wie nach den Werkstätten von Gewerbe und Kunst. Der Prinz lernte früh den Genuß empfinden, den die stillen Räume wohl geordneter Sammlungen gewähren. Er lernte sich an dem lebensvollen Gepräge griechischer Silbermünzen und italienischer Medaillen erfreuen, die Julius Friedlaender zeigte, so wie an den Mappen von Stichen und Handzeichnungen, welche Director Schorn uns öffnete. In Rauch trat ihm früh eine hohe Künstlernatur entgegen, aus dessen Händen er nach und nach die Gestalten des Friedrichdenkmals hervorgehen sah. Auf den Thiergartenwegen sprachen wir bei Meister Drake ein, um zu sehen, wie um das Fußgestell des Königdenkmals das anmuthvolle Relief sich allmählich abrundete. Cornelius entwarf im Raczyński'schen Hause seine großartigen Cartons für den Camposanto, und im Neuen Museum erhob sich unter Stüler ein Tempel der Kunst, der an Großartigkeit alles Frühere überbot, und was man heut zu Tage an Kaulbach's Gemälden aussetzen oder vermiffen mag, so machen sie doch noch immer auf Alt und Jung einen Eindruck geistiger Erhebung, und man begreift, wie anregend und bildend es auf das Gemüth des Prinzen wirkte, die großen Bilder der Weltgeschichte unter den Händen des Meisters und seiner Genossen entstehen zu sehen. Das werdende hat immer einen eigenartigen Reiz, und wenn uns der Frühling nach dem Babelsberg rief, so nahm auch hier eine ununterbrochen schaffende Thätigkeit in Bau- und Gartenanlagen, ohne verschwenderische Pracht in edlem Geschmack geleitet, des heranwachsenden Prinzen Aufmerksamkeit in Anspruch.

Außerhalb Berlin und Potsdam war es Weimar, wo der Prinz zuerst heimisch wurde. Hier wurde regelmäßig der Geburtstag der Mutter gefeiert, und was hier geschaffen worden ist, trat dem jungen Prinzen von Jahr zu Jahr lebendiger vor die Seele.

Allmählich erweiterte sich durch jährliche Ferienreisen der Gesichtskreis im Deutschen Vaterlande. Schlesien wurde besucht,

dessen Gebirgsthälern er immer eine besondere Anhänglichkeit bewahrte, und eine der liebsten Erinnerungen blieb die Einkehr bei dem edlen Prinzen Wilhelm in Fischbach, wo Prinz Waldemar eben aus Indien heimgekehrt war. Im Harze war es Graf Stolberg-Wernigerode, der vor seinem Burgthor den Prinzen empfing, ein ehrwürdiges Bild aus dem alten Reiche. Zweimal ging es an die See, und die Eindrücke, welche Friedrich Wilhelm von der Umwanderung der Kieler Bucht heimbrachte, vom Hamburger Hafen so wie von den Kirchen und Bürgerhäusern der baltischen Hansestadt, sind ihm für sein Leben werth und wichtig geblieben.

So ging vier Jahre hindurch Alles seinen gewiesenen Gang, der Winter in den bescheidenen Räumen in der Behrenstraße, der Sommer in dem lieblichen Schloßchen am Havelstrande, wo frisches Bad so wie das Durchstreifen der Wälder zu Fuß und zu Roß Leib und Seele täglich erquickten. Winter wie Sommer kam die Mutter täglich mit ihrer Arbeit herüber, an Allem Theil nehmend, und wie sie mit den Lehrern verkehrte, Jeden auf seinem Gebiete wißbegierig begleitend, ging eine wohlthuende Wirkung auf den ganzen Kreis über. Die Lehrer waren wie Freunde des Hauses.

Außer Rudolf von Bastrow, der mit dem Prinzen erzogen wurde, sammelte sich ein Kreis junger Genossen um ihn aus allen Ständen, welche an ihren Erlebnissen in Schule und Familie den Prinzen Theil nehmen ließen. Mit ihnen verkehrte auch die fürstliche Mutter und wußte die Begabteren wohl zu erkennen. Abends kam sie auch zum Thee herüber, und im engsten Kreise machten Waagen, Ranke, Wilhelm Grimm, Gustav Magnus u. A. Mittheilungen aus ihren Studien.

Im winterlichen Leben wurde das Theater ein wirksames Mittel bildender Unterhaltung; denn die fürstlichen Eltern erlaubten ihrem Sohne verhältnißmäßig früh den Theaterbesuch, und die Freude an würdiger Darstellung klassischer Werke ist dem Prinzen für das Leben geblieben. Auch im eigenen Hause wurde zur Fastnachtszeit die Bühne aufgeschlagen, und wo sonst die Palästra gymnastischer Uebungen war, galt es dann im Wett-

eifer mit den Freunden ausgewählte Stücke frisch und lebendig zur Darstellung zu bringen. Emanuel Geibel, der mit dem Maler Gurlitt und andern Künstlern in den Kreis des anspruchlosen kleinen Prinzenhofs hereingezogen war, dichtete seinen „Meister Andrea“, ein für diesen Zweck rasch hingeworfenes Stück, das in der Geschichte des deutschen Lustspiels doch eine ausgezeichnete Stelle einnimmt, und das unter des Dichters Leitung vor den Eltern und vor dem regierenden Könige mit bestem Erfolg zur Aufführung kam.

Innerhalb der königlichen Familie wurden die Bande zwischen den Mitgliedern der heranwachsenden Generation sorgfältig gepflegt. Königin Elisabeth versammelte jeden Donnerstags Mittag alle Neffen und Nichten um sich, und zwischen den Havelkschlössern war ein reger Verkehr. Mit dem älteren Vetter wurden Kriegsspiele in den Wäldern gehalten, bei denen Friedrich Carl zuerst seine Feldherrngabe zeigte. In besonders nahem Verhältnisse stand der Prinz zu seiner Cousine Charlotte, der an Geist und Gemüth reich begabten Tochter des Prinzen Albrecht; die Besuche bei ihr im Marmorpalais waren glückliche Stunden für den Prinzen, so wie ihr früher Heimgang nach der Vermählung mit dem Erbprinzen von Meiningen einer seiner ersten tiefen Schmerzen war. Die Blüthe aber des ungetrübten Lebensglücks war die Liebe zur Schwester, welche so anmuthig neben ihm heranwuchs und so froh, so stolz und vertrauensfelig zu ihrem in voller Kraft heranwachsenden Bruder hinausschaute. Nie sind Geschwisterherzen enger, treuer verbunden gewesen. Die Wohnräume der Prinzess Louise unter den Linden wurden in den späteren Jahren der gemeinsame Herd, an dem sich die Geschwister mit ihrer Begleitung täglich vereinigten, ein engerer, traulicher Familienkreis im größeren.

Im siebzehnten Lebensjahre wurde das friedliche Stillleben in gewaltsamer Weise unterbrochen. Für einen heranwachsenden Fürstensohn, der seit Jahren als Thronerbe angesehen wurde, mußte es ein Schlag von niederschmetternder Wirkung sein, als er vor seinen Augen den Volksjubel über die gewährte Verfassung urplötzlich in einen blutigen Straßenkampf übergehen und die

Truppen wie nach einer Niederlage aus der Hauptstadt abziehen sah. Unverständlich dunkle Mächte walteten; Alles schien unsicher; von allen Seiten kamen Warnungen oder Drohungen und der tief erschütterte Prinz war nahe daran, sein Leben wie das eines Märtyrers anzusehen.

Es dauerte lange, bis sein Gemüth wieder erstarkte. Die Familie lebte damals, vom Hofe entfernt, in stiller Zurückgezogenheit. Alexander von Humboldt, der dem Prinzen von Jugend an stets eine besondere Theilnahme widmete, war in jener dunkeln Zeit der nächste Freund des Hauses.

Mit der Heimkehr des Vaters kehrte neue Zuversicht zurück, und der Babelsberg, zur Feier der Heimkehr von nahen und fernem Verehrern mit neuen Anlagen und Denkmälern ausgestattet, wurde wieder der friedliche Mittelpunkt eines angeregten geistigen Verkehrs, so wie der stillen Pflege unserer wissenschaftlichen Studien. Nach stürmischen Zeiten folgte eine wohlthuende Beruhigung, und im Herbst 1848 wurde die von Prediger Heim an der Friedenskirche vorbereitete Confirmation durch den Oberhofprediger Ehrenberg in der Schloßkapelle zu Charlottenburg feierlich vollzogen.

Mit dem achtzehnten Lebensjahre kam der Plan zur Reife, welchen die treue Mutter seit Jahren eifrig gepflegt hatte. Schon in Betreff ihres Neffen Friedrich Carl hatte sie Alles gethan, daß derselbe nach Abschluß der häuslichen Erziehung eine der Landesuniversitäten besuche, was bisher gegen die Tradition der Dynastie war, um dadurch für ihren Sohn einen Vorgang zu haben. Oberst Fischer, der als Militärgouverneur an die Stelle des von Krankheit erschöpften Generals von Unruh getreten war, ein Mann von hervorragender Geisteskraft und wissenschaftlichem Verdienst, der mit Moltke einen bedeutenden Antheil an der Durchforschung Kleinasiens genommen, förderte seinerseits die Ausführung des Plans mit aller Energie; mir aber wurde der Auftrag, an der mir vertrauten rheinischen Hochschule den jungen Prinzen in den Kreis der Lehrer und der akademischen Jugend einzuführen.

In stiller Entfaltung waren die Kräfte seines Geistes und Gemüths herangereift. Was ihn auszeichnete, war nicht das

Vorherrschen einzelner Gaben und Neigungen, sondern eine harmonische Gesamtbildung, eine echte Humanität. Sein geistiges Auge war nach allen Seiten offen. In klassischer Bildung war er so weit gefördert, daß er durch Tacitus in die deutsche Vorzeit eingeführt werden konnte, und das, was er aus den Alten für das Leben gewonnen hatte, war eine Gewöhnung an klare Gedankenführung und ein feiner Sinn für Abrundung des sprachlichen Ausdrucks. Er hat früh gelernt gut zu reden und gut zu schreiben, wie er empfand, einfach und warm. Denn vom Herzen kamen die geistigen Anregungen, und in der Liebe zu seinen Lehrern lernte er auch ihre Wissenschaft und Kunst achten, lieben und verstehen. Mit einem wunderbar treuen Gedächtniß prägte er sich alles Erlebte ein und blieb, ohne Unterscheidung von Rang und Stand, Jedem unwandelbar treu, mit dem er in geistige Berührung getreten war. Charakteristisch war ihm ein Zug der Großmuth. Es ist für mancherlei Unbill, die auch ihm widerfahren, keine Bitterkeit zurückgeblieben, und ich weiß, daß er einem Jugendgenossen, der, vom Märzschwindel ergriffen, einem Fürstensohne die Freundschaft kündigen zu müssen glaubte, mit freundlicher Milde nachgegangen ist, um keinen der Seinigen zu verlieren.

Als Student trat er in lauter ungewohnte Verhältnisse, aber bei seinem einfachen Sinn fand er sich leicht in Alles. Unbefangen saß er mitten zwischen seinen Altersgenossen auf den Zuhörerbänken und knüpfte nach eigenem Zuge nähere Verbindungen an. So konnte ich meine Aufgabe als erfüllt ansehen, und bewegt, aber dankerfüllt, von dem dauernden Vertrauen meines Zöglings wie seiner Eltern begleitet, schied ich aus einer Lebensgemeinschaft, der ich bis in das siebente Jahr meine Kräfte gewidmet hatte.

Wenn ich bis dahin aus Selbsterlebtem einen in sich zusammenhängenden Ueberblick zu geben versucht habe, so lassen Sie mich jetzt einzelne Momente hervorheben, welche für das Leben unseres verklärten Kaisers eine besondere Bedeutung haben.

Nach der Studienzeit machte er die praktische Kriegsschule durch und nahm auch mit seinem Vetter an Generalstabsreisen

Theil, welche sein Lehrer Gerwien leitete. In die große Welt führte Graf Moltke ihn ein, mit dem er seitdem immer nahe verbunden geblieben ist. Mit ihm hat er an den Höfen von Petersburg, London und Paris sein königliches Haus, sein Volk und Vaterland würdevoll zu vertreten gewußt, so daß von nun die Augen der Welt auf ihn gerichtet waren, ohne daß er von seiner menschlichen Einfachheit und Anspruchslosigkeit etwas verloren hätte. Mit Rührung gedenke ich noch der Stunde, da er mich in unsere alten Wohnräume kommen ließ, um mich zum Vertrauten des aus freier und tiefer Neigung geschlossenen Bundes zu machen, und mir verstohlen das Bild der Erwählten zeigte.

Im Herbst 1864 sah ich ihn als Kronprinzen in Lübeck wieder, als er, von Alsen heimkehrend, seiner jungen Gemahlin die ihm vertraut gewordene alte Hansestadt zeigen wollte, und Emanuel Geibel begrüßte ihn in den Gewölben unseres alten Rathhauses mit einem weisevollen Sängerspruch. Es war ein erfreuendes Wiedersehen. Ich fand ihn gehoben, glücklich, zum Manne erstarkt und bewährt. Zum ersten Male hatte er den vollen Ernst einer geschichtlichen Epoche persönlich durchgemacht. Selbst ohne Commando hatte er zwischen den Oberbefehlshabern eine wirksame Vermittelung übernommen und, bescheiden zurückstehend, dazu beitragen können, die endgültige Entscheidung herbeizuführen.

Zwei Jahre nachher wurde der Kronprinz auf den zweiten Kriegsschauplatz berufen. Es war ein unvermeidlicher, aber schwerer Waffengang, für Niemand schwerer als für ihn, der Alles, was deutsch ist, mit so warmer Liebe umfaßte. Mit hochherziger Selbstverleugnung, den herben Schmerz um seinen kleinen Sigismund niederkämpfend, hat er zuerst als Feldherr sein Heer geführt, und Niemand hat König und Vaterland einen größeren Dienst leisten können, als er es gethan hat, indem er durch sein rechtzeitiges Eintreten auf der Höhe von Chlum einen Krieg beendete, dessen Verlängerung ein unabsehbares Unglück für unser Vaterland geworden wäre. Sein genaues Tagebuch zeigt, wie er in diesem Feldzug fortgeschritten ist und wie er Gott dankbar war für das ihm gegönnte Mitwirken zum Siege.

Aber sein zart empfindendes Gemüth war leicht verletzt, wo Andere sich der Freude über politische Machterweiterung rückhaltlos hingeben konnten. Als er mich 1867 zu einer Fahrt durch Hannover und Hessen von Göttingen abholte, wollte er sich noch nicht fröhlich umschauen. Es war ihm noch nicht heimlich in den Landschaften, deren Bewohner, wie er sagte, nicht gerne Preußen sind.

Ein neues Stadium seiner geistigen Entwicklung war die Reise nach dem Morgenlande. Am 23. October 1868 erhielt ich ein Telegramm von der Akropolis, in dem er seine Freude darüber aussprach, an der Tempelstätte zu stehen, welche mich in seine Umgebung geführt habe. Er war durch Strack und mich in Athen so heimisch, daß er seinen Begleiter, den König Georg, zu dem Denkmale des Dsikrates führen konnte, dessen Nachbild er von Jugend auf in Glienke kannte. Das ganze, inhaltreiche Tagebuch seiner Orientreise giebt ein lebendiges Zeugniß, mit wie eingehendem Verständniß er die menschlichen Dinge aller Orten zu betrachten wußte, und welchen Werth er darauf legte, weltgeschichtliche Plätze wie Constantinopel, Jerusalem, Cairo aus eigener Anschauung zu kennen.

Als er in Krieg und Frieden zu voller Manneskraft gereift war, wartete seiner 1870 die höchste Aufgabe, die einem deutschen Fürstensohne gestellt werden konnte. Zum Oberbefehlshaber der dritten Armee ernannt, hatte er als preußischer Prinz die süddeutschen Truppen zum ersten Male gegen einen gemeinsamen Feind zu führen. Bei Speyer erfolgte der Aufmarsch, wo er von Regiment zu Regiment alle Lagerplätze besuchte, um vor dem Kampfe die Bruderstämme innerlich zu einigen. Bei Weißenburg und Wörth sind die schmachvollen Zeiten des Rheinbundes glorreich gesühnt worden, und dies zu vollbringen war Niemand so berufen wie er. Als Feldherr wußte er die besten Rathgeber zu wählen und schenkte ihnen ein männlich festes Vertrauen. Energisch im Befehl, forderte er rücksichtslosen Gehorsam, unverwandt auf das Hauptziel gerichtet, ruhig inmitten der Gefahr, demüthig im Siege, nach jedem blutigen Tage den Mannschaften dankend, den Verwundeten mit Trost und Hülfe nahe. Bei Sedan

war er zur rechten Stunde auf dem Platze, wie 1866 in Orléans, und so danken wir ihm an hervorragender Stelle den Anbruch eines neuen Tages vaterländischer Geschichte.

Was er auf den Schlachtfeldern in heißer Arbeit erkämpfte, hat er in den Friedensjahren stetig zur Vollendung gebracht. Ein echter Sohn der Hohenzollern, die von der schwäbischen Alp den Keim eines deutschen Staatswesens in die Mark pflanzten, hat er die alten Volksgenossen mit fester, aber sanfter Hand in das neue große Haus eingeführt und das stolze „Vom Fels zum Meer“ zu geschichtlicher Wahrheit gemacht. Wie die Frühlingssonne mit unwiderstehlicher Milde den starren Frost schmilzt und jeden spröden Widerstand unmerklich überwältigt, so hat er, sein Preußenthum nie verleugnend und alle künstlichen Mittel verschmähend, durch die unbewusste Liebenswürdigkeit seiner Person, durch die allen guten Menschen unverkennbare Lauterkeit seiner Gesinnung, was noch an unklaren Antipathien gegen preussische Art im Süden vorhanden war, glücklich überwunden. Ohne ihren heimatlichen Banden untreu zu werden, brachten ihm, wo er sich zeigte, Bayern, Franken, Schwaben und Pfälzer ihre freie Huldigung dar, und in den entlegensten Sennhütten hängt das Bild des geliebten Kronprinzen, wie eines Friedensgenius des geeinigten Vaterlandes. Wann und wo, fragen wir, ist ein blütiger Völkerring so verklärt, so segensreich vollendet worden! Wann haben Vater und Sohn so neben einander für die höchsten Güter ihres Volkes selbstlos gearbeitet? Vom Vater unzertrennlich gehört der Sohn der Geschichte an, die ohne ihn unseren Nachkommen unverständlich bleiben müßte.

Auf jedem Kampfplatze bewährt, war Kaiser Friedrich, wie seine großen Ahnen, von Hause aus friedliebend, und zwar in hervorragendem Grade. Er benutzte seine Muße im In- und Auslande, um sich zu einer verständnisvollen Pflege der Künste des Friedens auszubilden. In Italien war er mit den Denkmälern nicht äußerlich bekannt, sondern innerlich vertraut, und sein Tagebuch von der spanischen Reise 1883 zeigt, wie er sich dort in die einheimische Malerschule eingelebt hat. Ja, es war die letzte Aeußerung, die mir noch von seinem Krankenlager zukam,

daß er seine Freude darüber aussprach, von einem deutschen Gelehrten ein Werk über Velazquez glücklich vollendet zu wissen.

Treu in Allem, hat er auch zu unseren Museen seine Jugendliebe bewahrt und, von König Wilhelm zu ihrem Protector ernannt, sich ihrer Angelegenheiten im Großen und Kleinen bis an sein Ende gewissenhaft angenommen.

An allen Entdeckungen auf klassischem Boden, die vom Museum ausgingen, war er persönlich warm betheiligt. Das zu einer der wichtigsten Bildungsanstalten der Hauptstadt erwachsene Gewerbemuseum war wesentlich eine Schöpfung von ihm und seiner hohen Gemahlin. Auch zu wissenschaftlichen Arbeiten gingen von ihm folgenreiche Anregungen aus. So hat er schon im Jahre 1861 darauf aufmerksam gemacht, daß für eine urkundliche Erforschung der preussischen Staatsgeschichte, namentlich für die Zeit des Großen Kurfürsten, dem er mit besonderer Verehrung anhing, noch nicht geleistet sei, was dem wohlverstandenen Staatsinteresse so wie dem heutigen Standpunkte historischer Forschung entspreche. Er beschaffte die nöthigen Mittel, und schon 1864 konnte die mit der Ausführung des großen Unternehmens betraute Commission, Droysen, Duncker und von Möriener, dem Kronprinzen den ersten Band der „Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten“ vorlegen; ein in gedeihlichstem Fortgang begriffenes patriotisches Werk von eingreifender Bedeutung.

Für unsere Universitäten hatte er ein persönliches Interesse, wie kein preussischer König vor ihm. Er saß hier in unserer Mitte, als Bruns zum Andenken von Savigny, als Scherer zu dem von Jacob Grimm redete. Er war stolz auf das Scepter der Albertina und schickte mir, als er zum Antritt des Rectorats glückwünschte, sein Bild mit der Unterschrift: „rector rectori salutem“, und wer von Ihnen gedenkt hier nicht der Heidelberger Tage, da er, seinen fürstlichen Schwager zur Seite, dem er sich in Liebe und Treue so eng verbunden, so dankbar verpflichtet fühlte, von den Segenswünschen und Hoffnungen der gesammten Jugend des großen Vaterlandes getragen, der strahlende Mittelpunkt der nationalen Feier war, der von Gott gegebene

und von allen Herzen erkorene erste Kronprinz des deutschen Reichs. So wird er auch in Ihrem Geiste, theuere Commilitonen, fortleben, so ist er in das Gedächtniß der Gesichte eingetragen.

Es war der letzte Höhenpunkt des Glücks, ehe die Sonne sich neigte.

Seit die Spuren der Krankheit sich zeigten, trat er aus dem öffentlichen Leben zurück, und wir wissen nicht, wie weit die frohe Hoffnung auf Genesung, welche er noch in seinen Briefen aus San Remo bezeugte, eine dauernde Gemüthsstimmung war; wir ahnen nicht, welche Gedanken über die Zukunft in seinem Innern Raum gewannen, und wie er ferne von seiner Heimath, deren begeisterte Anhänglichkeit ihn täglich erquickte, sich gleichzeitig auf den Antritt des Herrscheramts wie auf den Abschied vom Leben im Stillen vorbereitet hat.

Dies Geheimniß seines inneren Lebens wage ich nicht zu berühren. Nur das lassen Sie mich noch mit wehmütigem Dankgefühl aussprechen, daß er auch als Kaiser die Lehrer seiner Jugend, so bald er konnte, zu sich berief, um ihnen seine Anhänglichkeit warm und liebevoll zu bezeugen, und Eins glaube ich Ihnen, wie ein Vermächtniß, das auch der Universität gilt, als eine theuere Urkunde seines Denkens und Fühlens aus seiner Kaiserzeit, noch mittheilen zu müssen.

Als er die an dieser Stelle am 22. März gehaltene Gedächtnißrede gelesen hatte, schrieb er mir am 2. April einen eingehenden Brief, in dem er die einzelnen Abschnitte mit herzlicher Zustimmung besprach. „Besonders“, heißt es darin, „hebe ich die Stelle hervor, in welcher Sie sagen, daß wir durch den heimgegangenen Kaiser nicht nur mächtiger und ruhmreicher, sondern auch freier, reiner und besser geworden sind.“

Wir sehen, worin Kaiser Friedrich den wahren Segen eines Fürstenlebens erkannte.

Und sollte ihm dieser Segen nicht folgen, weil er nur wenig Monate Herrscher gewesen ist? Hat er uns nicht einen köstlichen Segen hinterlassen, indem er Nord und Süd um sich vereinigte, ein köstliches Vermächtniß für uns Alle mit der heiligen Ver-

pflchtung, in seinem Sinn den Geist der Bruderliebe auf Kind und Kindeskind zu übertragen!

Aber nicht nur in fröhlichem Wirken, auch im Harren und Dulden, der allerschwersten Probe männlicher Kraft, ist Kaiser Friedrich uns vorbildlich vorangegangen, und wer von uns, meine Freunde, hat diese Prüfungsschule mit unserm geliebten Kaiser ohne eigene Läuterung durchmachen können, wer hat, an seinem Schmerzenslager stehend, noch nach irdischem Gut und Glanz ein Gelüste empfinden können! Wer hat hier nicht tiefer als je empfunden, daß wir die elendesten aller Geschöpfe wären, wenn dies sichtbare Ende der letzte Abschluß des menschlichen Daseins wäre, ein greller Mißton, mit dem eine herrlich angelegte Symphonie abreißt!

Nur eine lebendige Hoffnung, die sicherer ist als Alles, was wir mit unsern Sinnen wahrnehmen, kann uns aus einem öden Fatalismus retten; nur sie kann uns trösten und erheben, wie sie des leidenden Kaisers Auge schon verklärt hat, als sein Mund verstummt war. Sie allein kann uns den Muth geben, aus der schwer lastenden Vergangenheit mit gehobenem Blick in die Zukunft zu sehen und dessen froh zu werden, daß unser junger Kaiser, von allen Reichsfürsten umgeben, so herrlich besiegelt hat, was Vater und Großvater geschaffen haben. Ihr Segen wird ihn geleiten. Gott behüte und segne unsern Kaiser und König Wilhelm, und auch die heutige Feier soll dazu dienen, daß wir in guten wie bösen Tagen immer fester und einiger zu unserm Königshause der Hohenzollern, zu Kaiser und Reich stehen. Das walte Gott!

III.

Die Bürgschaften der Zukunft.

27. Januar 1889.

Im verflossenen Jahre haben wir an dieser Stätte nur Gedächtnißfeste begangen, deren Trauerklänge noch in uns Allen forttönen. Das neue Jahr hat begonnen, und wir richten uns empor, um den Enkel und Sohn zum ersten Male zu seinem Geburtstage als unsern Kaiser und König festlich zu begrüßen. Lebendig und dankbar empfinden wir heute den Segen einer Monarchie, wie die der Hohenzollern ist, weil sie uns die Bürgschaft giebt, daß auch bei dem jähesten Wechsel menschlicher Dinge ein Bruch mit der Vergangenheit unmöglich ist, und daß wir, der Gegenwart froh, mit ungeschwächter Treue an dem festhalten können, was die Vorangegangenen uns gewesen sind.

Vergänglich ist ja nur, was nie volle Wirklichkeit gehabt hat, d. h. alles in Eitelkeit des Sinnes und Selbstsucht Unter-nommene. Was in aufrichtiger Hingebung für menschliches Wohl gewirkt ist, trägt unvergänglichen Samen in sich, und die Liebe, welche ihr folgt, geht als ein köstliches Erbtheil auf Kind und Kindeskind über.

Eine bedeutungsvolle Feierstunde ist es, die uns heute vereinigt; davon sind wir Alle durchdrungen. Wir fühlen uns, mehr als je, im vollen Strom der Geschichte, in der Mitte zwischen Ende und Anfang, zwischen Alter und Jugend, zwischen Vergangenheit und Zukunft, und unser Herz verlangt dessen gewiß zu sein, was uns an der Schwelle einer neuen Zeit mit

froher Zuversicht erfüllen kann. Darum lassen Sie mich, so gut ich es kann, aus aufrichtigem Herzen von dem reden, wohin unwillkürlich unsere Gedanken gehen, von den Bürgschaften unserer Zukunft.

Der Staat ist das höchste Kunstwerk, das die Menschen mit einander zu Stande bringen können, aber zugleich ein Werk, dessen Verwirklichung unerlässlich ist, wenn der Mensch die Bestimmung erreichen soll, zu welcher er geschaffen ist. Wenn wir nun täglich die Erfahrung machen, wie schwierig es ist, daß auch nur in engsten Kreisen diejenigen, welche zu gemeinsamem Wirken berufen sind, einmüthig zusammengehen, so muß es uns immer wie ein Wunder erscheinen, wenn es gelingen soll, daß Millionen von Individuen der verschiedensten Anlagen, Gemüthsrichtungen und Bildungsstufen als ein Ganzes mit einer in allen Hauptfachen einigen Willensrichtung ein gemeinschaftliches Leben führen und zwar ein solches, das durch Reihen von Generationen hindurch geht.

Dort, wo die Verwirklichung der Staatsidee zuerst mit voller Energie als die höchste Aufgabe menschlicher Thätigkeit in Angriff genommen ist, wurde durch Beschränkung auf einen engeren Kreis von nahe zusammenwohnenden und persönlich einander bekannten Landeskindern die Aufgabe erleichtert. Die ältesten, gesetlich geordneten Staaten des Alterthums waren Städte.

Aber auch bei diesen bescheidenen Anfängen fühlte man, daß für die Dauerhaftigkeit des Gemeinwesens noch etwas Anderes nöthig sei als guter Wille und ein praktischer Verstand, der die Ordnungen ersinnt, welche nöthig sind, um nach Außen Unabhängigkeit, im Innern Rechtsicherheit zu schaffen. Bei der Unbeständigkeit menschlicher Dinge schien eine höhere Bürgschaft unentbehrlich, und die Verfassungen ergänzte der Cultus der Gottheiten, unter deren Schutz die Stadtgründung gelungen war. Ihre unausgesetzte Verehrung war ein Hauptbestandtheil der Bürgerpflichten und jede Untreue, jeder Neuerungsversuch war ein todeswürdiges Verbrechen, ein Landesverrath.

Wie wir so oft sehen, daß Einseitiges und Unhaltbares mit Zähigkeit festgehalten wird, während das Gute, das vor-

bildlich sein sollte, unberücksichtigt bleibt, so hat man das Princip der Staatsreligion aus dem Alterthum in verhängnißvoller Weise herübergenommen, so daß man bis in das Zeitalter der neueren Geschichte berechtigt und verpflichtet zu sein glaubte, Abweichung vom Staatsculte sowie Ausübung nicht-anerkannter Gottesdienste von Staatswegen zu verfolgen.

Tief begründet dagegen im Menschenherzen und vollberechtigt war das Bedürfnis, wie Haus und Herd so auch das Gemeinwesen im Ganzen an die Welt des Uebersinnlichen anzuknüpfen und als die unentbehrliche Ergänzung des eigenen Thuns den göttlichen Segen zu betrachten. Dies echt menschliche Gefühl hat das klassische Alterthum, so lange seine Völker gesund waren, tief durchdrungen, und als Luther sich nach dem Ausbruch wilder Unruhen hatte überzeugen müssen, wie schwer es zu erreichen sei, daß das Christenvolk von evangelischem Sinn erfüllt werde, sprach er seinen Schmerz in dem Seufzer aus: Wollt Gott, wir wären das mehrer Theil gute fromme Heiden!

In der modernen Culturwelt ist auf jene unverständige Verquickung von Staat und Kirche, welche die Menschengeschichte mit Greuelszenen der entsetzlichsten Art erfüllt hat, in natürlichem Rückschlage eine vollständige Losreißung erfolgt, eine fanatische Bekämpfung aller religiösen Einflüsse und Ueberlieferungen sowie der Versuch selbstgeschaffene Ideale auf den Thron der Gottheit zu setzen.

Diese Richtung hat die Zeitbildung am Ende des vorigen Jahrhunderts in dem Grade beherrscht, daß der Muth eines Reformators dazu gehörte, denen, die sich für die Erleuchteten hielten, gegenüber einer andern Ueberzeugung Bahn zu brechen. 1799 gab Schleiermacher die Reden heraus, in denen er mit einer Begeisterung, die aus dem Herzen quillt, und zugleich mit der vollen Schärfe dialektischer Gedankenführung die für menschliche Cultur unentbehrliche Bedeutung der Religion vertrat, deren Namen man nicht aussprechen durfte, ohne Spott oder Mißbehagen hervorzurufen. Das war derselbe Mann, der vor vielen Anderen den Ruhm unserer Hochschule begründet hat, und an seine Geistes- that knüpfen wir um so lieber an, da er den Gegenstand seiner

Neben aus dem Rahmen des Fachstudiums heraus zu einem der wichtigsten Probleme allgemeiner Geistesbildung gemacht und in einen weltgeschichtlichen Zusammenhang gebracht hat.

Wenn es wahr ist, was Schleiermacher neu ans Licht gestellt, daß Religion eine Grundkraft unseres Wesens ist, welche in jedem gesunden Menschen mit innerer Nothwendigkeit hervorbringt, so darf sie nicht verabsäumt oder zurückgedrängt werden, ohne daß die harmonische Ausbildung des menschlichen Wesens beeinträchtigt wird. Sie ist ein naturwüchsiger Keim, der zur Blüthe drängt, ohne die Entfaltung der anderen Geisteskräfte zu verkümmern, das sittliche Gefühlsleben abelnd, Begeisterung weckend und aus innerem Triebe bestrebt, das Ueberfinnliche, dem sie zugewandt ist, im Sinnlichen zum Ausdruck zu bringen. Darum ist sie der mütterliche Boden aller echten Kunst, die in ihren höchsten Leistungen mit der Religion eng zusammenhängt. Wie sollte diese Kraft nicht auch dem schwierigsten Geisteswerke, dem Staate, zu Gute kommen!

Freilich ist die Religion etwas durchaus Eigenartiges, ein Gebiet freister Selbstbestimmung und jeder fremdartigen Zuthutung unzugänglich. Um so wirkungsvoller aber ist, was sie freiwillig leistet, indem sie ihrer innersten Natur gemäß diejenigen Mächte bekämpft, welche jede Staatsgemeinschaft untergraben und ihre gefährlichsten Feinde sind, engherzige Selbstsucht, träge Genußliebe, Neid, Mißgunst und Parteihaf; sie schärft das Gewissen, sie besiegelt jedes Treugelöbniß, und was schon Aristoteles als Grundbedingung des Staatswohls hinstellt, die freundschaftliche Gesinnung der Bürger zu einander, wird als brüderliche Eintracht die sicherste Bürgschaft jedes menschlichen Gemeinwesens.

In der Anschauung von Gott und Unsterblichkeit sind die Völker der Geschichte am schärfsten gekennzeichnet. Darum ist die Religion, auch wo sie nicht, wie bei den Alten, in den Staat aufgeht, dazu berufen, das Gefühl der von Gott geordneten Stammverwandtschaft zu befestigen und ein verklärter Ausdruck der Nationalität zu werden. Wir wissen Alle, was Schleiermacher, der in dem tiefsten Verfall des Vaterlandes seine Wirksamkeit begann, in Wort und Schrift dafür geleistet hat, daß das

deutsche Volk sich wiederfand und, von wälschen Einflüssen befreit, auf dem Boden heimischer Sitte sich von Neuem aufbaute. Politisch große Zeiten sind bei uns immer mit religiöser Erhebung verbunden gewesen, und bei den Staaten, deren Lebensgeschichte wir von Anfang bis zum Ende überblicken, erkennen wir den Beginn des Verfalls in dem Zeitpunkt, wo der Väter Glaube ins Schwanken kam. Denn die innere Gewißheit in Betreff der übersinnlichen Welt giebt dem Menschen auch für das Leben im Staat Entschlossenheit und Heldenmuth. Das bezeugt Goethe in jenen denkwürdigen Worten, in denen er die von religiösem Glauben beseelten Epochen der Völkergeschichte als die allein glänzenden, herzerhebenden, für Mit- und Nachwelt fruchtbaren bezeichnet.

Suchen wir also nach Bürgschaften der Zukunft, nach geistigen Banden, welche das Auseinanderfallen menschlicher Gemeinschaften verhüten, so ist es gewiß ein unschätzbarer Gewinn, wenn nicht bloß bürgerliche Zucht und pflichtmäßiger Gehorsam den Staat zusammenhält, sondern Volk und Fürst sich auch vor Gott mit einander verbunden fühlen. Das ist die höhere Weihe, die wir nicht entbehren wollen; das ist das Banner, unter dem Kaiser Wilhelm I. in Krieg und Frieden seines Amtes wartete, das ist die wahre geistliche Salbung eines weltlichen Gemeinwesens.

Eine andere Bürgschaft liegt in dem geistigen Zusammenhange derer, die an der Leitung der Staatsgemeinschaft und der Förderung ihrer Interessen Theil zu nehmen berufen sind.

Durch unsere Räume ziehen ununterbrochen in immer dichteren Zügen die einander folgenden Generationen der vaterländischen Jugend, und wir sind dafür verantwortlich, daß sie hier nicht nur erlernen können, was Jeder für seinen besonderen Lebensberuf braucht, sondern auch um in das Staatsleben als thätiges Mitglied einzutreten. Dieser patriotischen Aufgabe können wir nur genügen, wenn wir selbst eine Körperschaft bilden, in welcher Jeder über seinen Sonderberuf hinaus etwas in sich trägt, was ihn mit seinen Amtsgenossen verbindet. Dieses Gefühl der Einigkeit aber wird — wer von uns empfindet es nicht? —

immer mehr erschüttert. Denn während in anderen Collegien, die für das Staatswohl thätig sind, auch die Verschiedenartigsten im gemeinsamen Dienst zusammenwachsen, gehen bei uns auch die von Hause aus Geistesverwandten, je eifriger sie ihrem Amtsberufe obliegen, immer mehr auseinander, weil die Ansprüche jedes einzelnen Fachs auf volle und gesammelte Geisteskraft sich von Tag zu Tag steigern.

Hierin liegt eine ernstliche Gefahr, die Niemand verkennen kann. Denn die geistige Führung, zu welcher die Männer der Wissenschaft berufen sind, muß wesentlich erschwert werden, so wie ihre innere Gemeinschaft sich lockert, und, wie bei einer neuen Sprachverwirrung, die Einen den Andern unverständlich werden.

Dagegen giebt es nur ein Mittel, nämlich daß wir den gemeinsamen Boden wissenschaftlicher Erkenntniß nicht unter den Füßen verlieren, sondern die Wissenschaften alle ihres gemeinsamen Ursprungs bewußt bleiben, wie Geschwister, welche, weit getrennt, in verschiedenen Welttheilen und den verschiedensten Berufsarten einander fremd geworden sind, im Elternhause sich wieder eins fühlen.

Und wo ist unser Elternhaus?

Ein Alterthumsforscher, welcher griechische Geschichte schreibt, ist in seinem guten Rechte, wenn er mit den Kämpfen abschließt, in welchen die Griechen zuletzt mit gesammelter Volkskraft ihre Unabhängigkeit vertraten; denn alle späteren Regungen selbständiger Kraft sind durch äußere Verhältnisse veranlaßte Unterbrechungen politischer Abhängigkeit und von vorübergehender Bedeutung. Die zusammenhängende Geschichte ist mit Chäroneia zu Ende.

Es giebt aber auch einen anderen Standpunkt der Betrachtung. Denn wer kann behaupten, daß mit der Unabhängigkeit ihrer Staaten das geschichtliche Leben der Hellenen abgeschlossen sei! Treten sie doch, nachdem in blutigem Wettringen um Vorkherrschaft und Großmachtstellung die Städte in kurzer Frist ihre Kräfte erschöpft haben, erst recht in den Mittelpunkt der alten Welt! Als Platon von dem Staate sich abkehrte, der seinen

Lehrer getödtet, verlieh er seiner Vaterstadt einen Glanz, der alle Großthaten der Vorfahren überdauerte, und Söhne ferner Barbarenländer bauten den Mufen Altäre im Haine der Akademie. Jetzt reiften ja erst die Früchte, welche der Boden von Hellas für die Menschheit hervorzubringen berufen war, und Aristoteles ist weit entfernt den Untergang der Bürgerstaaten zu beklagen. Er sieht darin den Anbruch eines neuen Tags, den Beginn der Weltherrschaft, zu welcher das Volk durch seine Gaben zweifellos berufen sei. Er war der Erste, der mit königlichem Auge Alles überblickte, was es geleistet hatte, aber nicht so, wie man im Hause eines Verstorbenen das Erbe inventarisiert, sondern gleich weiter bauend, des Volks geschichtlichen Beruf weiter führend. Denn er sammelte nicht nur die Urkunden von dem, was hier zuerst in allen Gattungen der Dichtkunst gereift war, sondern machte diesen Rückblick zur Grundlage einer Poetik; er brachte nicht nur alle Verfassungen, welche von der patriarchalischen Monarchie bis zur demokratischen Massenherrschaft hier zuerst, wie in einer Versuchsstation, neben und nach einander voll entwickelt waren, in eine vergleichende Uebersicht, sondern entwickelte daraus eine Staatslehre, welche bis heute das Werk ist, von dem jede wissenschaftliche Politik ausgehen muß. So arbeitete der hellenische Geist nach dem Untergang des Staats mit neuer Energie weiter, und an das, was wir im engern Sinne Volksgeschichte nennen, knüpfte sich nun ohne Unterbrechung eine neue, inhaltreiche Lebensentwicklung. Sie erfolgte freilich nicht in der Weise, wie der große Denker gehofft hatte; denn äußerlich erfolgte ein Bruch, wie er nicht schroffer gedacht werden konnte. Aber das Nachleben des Volks, die nachhaltige Kraft seines Geistes, der in Aristoteles zuerst das ganze Gebiet menschlichen Erkennens umfaßte, hat sich in dem Grade bewährt, daß wir noch heute inmitten jener geistigen Bewegung stehen, welche mit Plato und Aristoteles begonnen hat; ja, die Beziehungen unserer Wissenschaften, auch der ferner stehenden, zu Hellas vervielfältigen sich immer mehr durch neue Funde. Die Römer pilgerten einst nach Athen, um im Areopag und den Tafeln Solons die ehrwürdigen Vorbilder ihres öffentlichen

Rechts zu ehren; jetzt haben die Gesetzbücher von Gortys ganz neue, für vergleichende Rechtswissenschaft wichtige Einblicke in altgriechisches Privatrecht eröffnet. Der denkende Theologe folgt mit unermüdeter Theilnahme den Anschauungen, welche sich in ihrem ernstesten Suchen nach Wahrheit die Weisen Griechenlands über Gott und Unsterblichkeit gebildet haben, und es bleibt eine der wichtigsten Aufgaben, den Einfluß des hellenischen Gedankens auf die Entwicklung der christlichen Lehre immer schärfer zu erkennen.

Auch die Wissenschaften, in denen neuere Forschung alles Ueberlieferte am meisten überboten hat, können sich nicht von Athen lösen. Aus Euclid ist nicht mehr zu lernen, aber kein Mathematiker wird es vergessen, daß seine Wissenschaft in der attischen Akademie aus der Sphäre des praktischen Gebrauchs in die der Erkenntniß erhoben und mit ihren höchsten Aufgaben vertraut geworden ist, und wie Plato auch die Sternenkunde, die zum Gebrauch der täglichen Arbeit zu Wasser und zu Lande gepflegt worden war, geadelt hat, indem er sie in eine philosophische Weltbetrachtung hereinzog. Kenntniß der Pflanzenwelt und des Thierkörpers, Gesundheitspflege und Heilkunde — ist nicht die gesammte Naturforschung demselben Boden entsprossen, auf dem die dichtende und bildende Kunst sowie alle Geisteswissenschaften zu Hause sind?

Hier ist also das Land, zu dem wir Alle ein Heimathsgefühl haben; hier ist, so dürfen wir sagen, „der Ströme Mutterhaus“, welche von hier, allmählich anschwellend, durch alle Culturvölker und alle Jahrhunderte gezogen sind. Es ist also nicht bloß ein historisches Interesse, das uns zu den Quellen führt, wie ein Philologe nach dem ersten Druck eines Autors sucht; auch nicht bloß ein Gefühl der Pietät, die wir den gründenden Heroen der Vorzeit schulden. Wir empfangen auch bei jedem Rückblick den frischen Anhauch jenes idealen Strebens, das alle Zweige des Erkennens als ein lebendiges Ganze umfaßte. Das ist das beste Mittel gegen die Gefahr einer zunehmenden Entfremdung der Gelehrten unter einander und einen unsere Einheit zerreißen Particularismus; es ist der beste Schutz gegen jede Anwandlung

eines das fachmäßige Virtuositenthum überschätzenden Handwerkerfinns. Es ist zugleich die Ueberlieferung und die Weihe unserer Universitäten, welche auf diesem gemeinsamen Boden gegründet sind; darum pflegt auch nach altem Herkommen bei gemeinsamen Feierlichkeiten ein Vertreter des klassischen Alterthums ihr Sprecher zu sein.

Aber ist es noch heute so?

Wenn ich bedenke, wie es nach der glorreichen Einigung des Vaterlandes unter allgemein freudiger Zustimmung das erste große Friedenswerk von Kaiser und Reich war, den Boden Olympias vom Schutte zu befreien, wenn ich der gespannten Theilnahme gedente, mit welcher man den Entdeckungen unseres berühmten Landsmanns Heinrich Schliemann auf dem Boden der homerischen Vorzeit ununterbrochen gefolgt ist, und mit welchem Stolz man die Giganten von Pergamon in unsern Museen bewillkommte, wenn ich mich in befreundeten Kreisen umschau und sehe, wie die geistig freisten und feinsinnigsten unter den Meistern der verschiedensten Fächer mit Vorliebe an der Erinnerung des klassischen Jugendunterrichts festhalten und einen Genuß darin finden, in ihren Mußestunden mit Freunden griechisch zu lesen — dann habe ich den Eindruck, daß von einer Umkehr, einem Abfalle nicht die Rede sein könne. Man schwärmt wohl nicht mehr wie in der Zeit Herders, der jede Marmorbüste, die aus dem Boden gezogen wurde, mit Thränen der Rührung umarmen wollte, aber mit ernsterem Geschichtssinn folgt man den wunderbaren Entdeckungen unserer Tage, und es ist nach meiner Ansicht unbesonnen und voreilig, bei jedem Zeichen von Kalfsinn oder bei jedem Widerspruch, welcher laut wird, gleich die Thatsache zu verkünden, mit dem, was uns früher vereinigte, sei es nun vorbei; das Jahrhundert Winkelmanns sei gewesen und die Liebe zu Homer und Sophokles, welches die Edelsten des Volks verband, im Aussterben begriffen; ja man will diese Wendung sogar als eine nothwendige und zeitgemäße darstellen.

Es ist so leicht zu lockern und zu lösen, so schwer neue Bande zu finden, welche Volksgenossen einigen, und mit jeder

Erschütterung des Altgewohnten und Gemeinsamen wird die Zukunft des Vaterlandes gefährdet.

Wenn ein Schiff leck ist, wirft man auch die werthvollste Ladung über Bord, um die Mannschaft zu retten. Ist es denn aber mit dem Volke, wie es um seinen Kaiser Wilhelm in Krieg und Frieden geistig gerüstet zusammenstand, so bestellt, daß man an seiner Bildung irre werden und ängstlich nach Reformen umschauen muß?

Zu bessern giebt es immer. Der Unterricht im Griechischen und Lateinischen muß lebendiger und geschichtlicher werden, und man muß es, wie ich glaube, zu erreichen suchen, daß auf der obersten Stufe des gemeinsamen Jugendunterrichts mehr Freiheit gegeben werde. Die Schlußprüfung, welche an Jeden, weß Geistes Kind er ist, unterschiedslos und unerbittlich dieselben Forderungen stellt, legt einen Zwang auf, der leicht dahin wirkt, den beginnenden Flügelschlag des Geistes zu lähmen, und in der schönsten Zeit des Lebens die freie Liebe zur Erkenntniß dämpft. Unsere Jünglinge sollen keine Tugendmenschen werden; sie müssen, wenn ihre besonderen Anlagen sich zu erkennen geben, auch Freiheit haben sie zu entfalten.

Das sind Probleme, die verschiedener Beurtheilung unterworfen sind. In der Hauptsache aber schwanken wir nicht, indem wir die gemeinsame Grundlage unserer wissenschaftlichen Bildung, wie wir sie aus der Zeit der Reformatoren von unsern Vätern empfangen haben, als ein theures Kleinod hüten wollen, das auch von wesentlicher Bedeutung ist, um die Fortdauer öffentlicher Wohlfahrt zu sichern.

Es kann mir nicht einfallen, klassische Bildung und Religion als Unterpfänder einer gedeihlichen Zukunft auf eine Stufe zu stellen; aber beide sind weltbewegende Kräfte, die durch nichts zu ersetzen sind. Beide sind von Völkern des Alterthums ausgegangen, die, nachdem sie äußerlich verfallen waren, ihr geistiges Eigenthum, gleichsam ihr besseres Selbst, der Menschheit als Erbe übergaben. Beide haben endlich das gemein, daß sie zu Zeiten ihr Ansehen einbüßen und für abgethan gelten. Sie gleichen aber den Flüssen Griechenlands, die, vom Gebirg herabkommend,

in eine Kluft versinken und eine Strecke unter dürrem Kalkboden verborgen hinfließen, bis sie plötzlich mit voller Kraft neugeboren hervorbrechen und üppigen Pflanzenwuchs hervorrufen.

Wie oft hat man das Christenthum wie ein abgetragenes Kleid beseitigt geglaubt und hört auch heute sagen, es sei durch das naturwissenschaftliche Denken der Gegenwart überwunden. Gewiß hat jede Zeit ihre besonderen wissenschaftlichen Aufgaben, und in den verschiedenen Epochen werden bald die einen, bald die andern Organe des Geistes vorwiegend ausgebildet. Die höchste unserer Aufgaben aber ist die, keines derselben verkümmern zu lassen, damit ununterbrochen eine Geisteskraft die andere ergänze und, wie an einem gesunden Körper, alle Organe harmonisch wirken, auf daß an Verstand und Gemüth, in Kopf und Herz alle Blüthen zur Entfaltung gelangen, deren Keime in uns ruhen, damit der volle und ganze Mensch fröhlich gedeihe unter dem Segen der großen Culturmächte, für die wir mit aller menschlichen Klugheit kein Surrogat zu beschaffen im Stande sind, so wenig wie für den Regen und Thau, von dem das Gedeihen unserer Bodenfrüchte abhängt. Dann wird auch zwischen Gelehrten und Ungelehrten keine Spaltung eintreten, welche die Einheit des Volks zerstört und die Zukunft unserer Staaten gefährdet.

Was ich bisher ausgesprochen — wie sehr wünschte ich, daß es in den Hauptpunkten Ihnen Allen aus der Seele gesprochen sei! Sicher bin ich dessen, wenn ich nun zum Dritten in dem gegenseitigen Verhältniß zwischen Fürst und Volk eine Bürgschaft unserer Zukunft sehe.

In der Auffassung des Königthums unterscheiden sich die Völker der Geschichte sehr deutlich von einander. Denn so reich auch die Cultur des Morgenlandes war, so hat es doch nur die despotische Form des Regiments als die gekannt, welche Stämme zu Staaten einigen und Reiche schaffen kann. Erst diesswärts der Gewässer, welche uns vom östlichen Continent trennen, begegnen wir einer höheren Form der Monarchie; denn die der alten Macedonier war die erste gesetzlich geordnete, welche wir kennen. Aber auch in dem zur Entwicklung höherer Staats- und Gesell-

schaftsformen berufenen Welttheile — wie selten sind bis auf die Gegenwart die Dynastien, in denen Thatkraft und Gerechtigkeit sich vererbten, wie selten die Namen der Herrscher, welche die sittliche Größe hatten, um den vielfachen Gefahren ihrer Ausnahmestellung zu entgehen, pflichttreue Hüter des Rechts, beharrlich ohne Eigensinn, energisch ohne Selbstsucht, leutfelig ohne Schwäche, unverständigem Rath und Schmeichelreden unzugänglich! Wie blutig ist die Geschichte der Monarchien in den gebildetsten Ländern des Westens! Wie arge Zerrwürfnisse, wie unveröhnliche Gegensätze haben wir auch im deutschen Vaterlande erleben müssen, und wie peinlich war oft die Aufgabe wahrheitsliebender Männer, wenn sie Fürstentage feiern sollten!

Dies müssen wir vor Augen haben, damit wir mit recht lebendigem Dankgefühl erkennen, was unser Theil ist; denn der Mensch ist seiner Natur nach so leicht geneigt, das Gegebene als etwas Selbstverständliches anzusehen. Bei uns ist keine Klust, kein peinliches Gegenüber zwischen Fürst und Volk, und bei keinem Geschlecht der Staatengeschichte ist die große Aufgabe der Monarchie, der Völker staatliche Ordnung zu begründen, von Anfang an klarer und ernster ins Auge gefaßt, als von den Hohenzollern. Tapfer und kriegstüchtig sind sie nie auf Waffennacht ausgegangen, und auch vom großen Friedrich erkennen wir immer mehr, wie sehr er von Herzen ein Friedensfürst war. Sie haben den Kern des Staats den mittelalterlichen Wirren entzerrissen, sie haben in den Zeiten der Reformation die lebendigsten Kräfte der Nation für den werdenden Staat zu gewinnen gewußt; sie haben aus dem Glende des Kriegs, der ein Menschenalter hindurch unsern Boden zerstampfte, mit starkem Arm das Vaterland gehoben. In treuer Gemeinschaft mit seinem Fürsten hat unser Volk das schwerste Leid getragen, mit ihnen vereint, Freiheit und Vaterland wieder gewonnen, und dann ist nicht in Folge ehrgeiziger Gelüste, sondern auf Grund einer von Stufe zu Stufe folgerecht sich vollziehenden Entwicklung der Volksgeschichte unter dem Kaiserscepter der Hohenzollern das lange zerrissene Vaterland vereinigt.

Die beste Bürgschaft der Zukunft liegt in dieser Entwicklung. Denn jeder Nachdenkende erkennt, daß sie nicht auf zufälligen Umständen beruht und deshalb auch von ihnen nicht abhängig ist wie andere menschliche Erfolge, so glänzend sie erscheinen mögen. Darum kann und soll auch der Geringste im Staat mitarbeiten, die sittlichen Grundfesten zu hüten, auf denen die Größe unseres Vaterlandes ruht, und jeder Einzelne fühlt sich in persönlicher Dankbarkeit dem Hause verbunden, dessen Fürsten in allen staatsbildenden und staaterhaltenden Tugenden dem Volke vorangegangen sind.

Zu solchen Ahnen blickt auch der jugendliche Fürst⁴ hinauf, um den wir heute zum ersten Male festlich versammelt sind. Unter den schmerzlichsten Erfahrungen, die ein Sohn durchmachen kann, hat er unerwartet früh das schwere Amt auf seine Schulter nehmen müssen; aber er ist glücklich darin, daß er nicht neue Wege zu suchen, nicht neue Ziele aufzustellen hat. Seiner Vorfahren treuer Nachfolger kann er des göttlichen Segens und der Liebe des Volks sicher sein.

Dort, wo unser in Gott ruhender Kaiser Wilhelm die Standarten und Fahnen seiner Regimenter aufbewahrte — es war ein heiliger Raum für ihn, wo er in ernster Sammlung weilte, der Tapfern gedenkend, die für das Vaterland geblutet, und im Geist mit seinen Ahnen vereint; dort hatte er die Büste des Kurfürsten aufgestellt, der zuerst in großem Stil Herrscher war, dort den alten Fritz mit seinem Krückstock und das Reiterbild Friedrich Wilhelms III., von dessen väterlichem Segen er sich allewege begleitet fühlte, — in diesen ehrwürdigen Raum tritt nun heute um diese Stunde der Enkel ein, um die wohl bewahrten Banner aufzuheben und als neuer Kriegsherr sie unter seine Obhut, unter sein königliches Obdach zu übernehmen, mit dem stillen Gelöbniß, daß, wenn sie einmal wieder im Felde entrollt werden müssen, sie mit gleichen Ehren heimkehren sollen.

Tief erschüttert empfinden wir den Wandel der Geschlechter; theure Räume sind verödet und die Fenster verhängt, an denen unser Blick zu haften gewohnt war; aber die Liebe im Herzen

überdauert alle menschlichen Dinge, und dem Gerechten folgen seine Werke nach.

Die treue Verehrung Kaiser Wilhelms I., dem wir Alle das Beste danken, das wir zusammen erlebten, und die liebevolle Trauer um unsern unvergeßlichen Kaiser Friedrich, den Mitgründer des Reichs, verklären sich in der hoffnungreichen Zuversicht, daß der Enkel und Sohn mit echtem Hohenzollernsinn alles Große und Gute, das seine Vorgänger ins Leben gerufen, thatkräftig pflegen und fortführen werde. Wir aber geloben heute, daß Jeder an seiner Stelle jede Bürgschaft einer gedeihlichen Zukunft mit allen Kräften befestigen und die geistige Einheit hüten werde, auf welcher das Heil des Vaterlandes ruht.

IV.

Friedrich II. und die deutsche Litteratur.

26. Januar 1888.

Große Männer der Geschichte erkennen wir daran, daß sie nicht durch einzelne Werke und Thaten, sondern durch ihre Person der Zeit das Gepräge geben, und wenn Kant zuerst von einem Zeitalter Friedrich's sprach, so dachte er nicht an Klopstock oder Lessing, sondern an das, was außerhalb aller Berechnung eines Feldherrn und Staatsmanns liegt. Diese unbewußte Kraft des Genius tritt uns am lebendigsten vor Augen, wenn wir der vaterländischen Dichtung gedenken und der Stellung, welche der König, dessen Andenken wir heute feiern, zu ihr einnahm.

Darüber hat er sich selbst ausgesprochen, als er im November 1780 seine Gedanken über die deutsche Litteratur veröffentlichte. Es war ein Schriftchen von 80 Seiten, und man könnte der Ansicht sein, daß es angemessen sei, ihr keine besondere Bedeutung beizulegen; denn auf diesem Gebiet war der königliche Schriftsteller am wenigsten unbefangenen und am wenigsten des Stoffes Herr. Die französische Poesie ruhte ja wesentlich auf Reminiscenzen des Alterthums. Wollte man also ohne Kenntniß der Originale über das Wesen der Kunst und ihre Gattungen urtheilen, so wäre das nicht viel anders, als wenn man nach gemalten Blumen oder nach ausgestopften Thieren über die Natur reden wollte. Das tiefere Verständniß, das Winkelmann und Lessing für die Antike, das Herder für die Volkspoesie eröffnet hatten, war für jene Schrift noch nicht vorhanden.

Und dennoch ist es nicht etwa unsere Pflicht, mit respectvollem Schweigen an ihr vorüberzugehen; wir sind vielmehr dem jetzigen Verwalter des Goethe-Archivs aufrichtig dankbar, daß er sie von Neuem aus der Vergessenheit gezogen und als einen der denkwürdigsten Wendepunkte unserer neueren Cultur- und Litteraturgeschichte vielseitig beleuchtet hat¹⁾. Denn wir thun hier einen tieferen Blick in das Innere des großen Königs, wir vernehmen den Wiederhall der Königsworte aus den litterarischen Kreisen und werden endlich in die eigenthümliche Entwicklung unserer vaterländischen Dichtkunst lebendiger eingeführt.

Die gerechte Würdigung zeitgenössischer Talente ist eine der schwierigsten Aufgaben, und es wäre die kleinlichste Schulmeisterei, wenn man den König darüber gleichsam zur Rechenschaft ziehen wollte, daß er in seinem von Kriegs- und Friedensarbeit ausgefüllten Herrscherleben diesem Gegenstande keine eingehendere und umsichtiger Untersuchung zugewendet habe. Von der Natur eines Helden ist eine gewisse Einseitigkeit unzertrennlich; er muß aller Orten auf festem Boden stehen; er ist gewohnt entschlossen zu denken wie zu handeln. Und doch ist Friedrich hier nicht ganz der eiserne Mann; doch verläugnet der König (und das giebt der Schrift einen so liebenswürdigen Charakter) sein deutsches Gemüth nicht, und so unerschütterlich er auch an der Bewunderung des gallischen Classicismus festhält, die ein Stück seiner selbst ist, und von der er nicht lassen kann ohne in sich unsicher zu werden —, so hält ihn dennoch eine Stimme des Innern zurück, die nächstliegenden Folgerungen zu ziehen. Denn er denkt nicht daran, die Deutschen bei ihren mustergültigen Nachbarn in die Schule zu schicken; er hat sein Volk zu gründlich erprobt, um ihm die Rolle von Nachtretern zuzumuthen. Eine überzeugungsstefte Ahnung sagt dem greisen Könige, daß das Volk, mit dem er seine Lebensarbeit gethan, eine andere Zukunft haben müsse, eine eigene und große, die nur durch unverschuldete Ungunst der Verhältnisse verzögert worden sei. Seine Augen waren gehalten, so daß er

¹⁾ Bernhard Suphan: Friedrich's des Gr. Schrift über die deutsche Litteratur. Berlin 1888.

die um ihn wandelnden Männer der Zukunft nicht erkannte; aber im Geiste sah er das neue Geschlecht, und nach seinem eigenen Ausdruck stand er wie Moses auf der Höhe, in das gelobte Land hinüberweisend. Wie konnte er aber der von ihm selbst ver-
schmähten Sprache größere Ehre erweisen, als wenn er verkündete, die Nachbarn würden kommen, sie zu lernen, und sie würde bald von einem Ende Europa's bis zum andern gehört werden?

Das war ein echtes Seherwort, dessen Inhalt als etwas ganz Unvermitteltes erscheinen mußte, und doch mit warmer Ungeduld schon für die nächste Zeit in Aussicht gestellt wurde. Es entstammte, wie jedes Prophetenwort, nicht dem klügelnden Verstande, sondern dem Herzen. In patriotischer Bewegung ist der König hier über sich selbst hinausgegangen. Der Spott wandelt sich in Anerkennung, schonungsloser Tadel in einen Aufruf zu kräftigem, frohem Selbstgefühl. Leicht kann es kommen, sagt er, daß die Letzten die Ersten werden, und so klingt die Schrift, so absprechend und demüthigend sie begonnen, in einen Glückwunsch und Segensspruch aus, welchen der König seinem Volke mitgiebt.

Und wie wurde sie aufgenommen?

Des veröhnenden Schlusses ungeachtet war sie doch wie eine Art Ungewitter, das sich unerwartet entlud und sehr verschiedene Stimmungen hervorrief. Zufrieden konnte im Grunde Niemand sein; am ehesten die auf Shakespeare, Klopstock, Goethe ärgerlichen Gotschedianer, und ihre Zustimmung war im Grunde die schärfste Kritik. Still wehmüthig schwiegen die Poeten, welche sich zunächst zu Friedrich gehalten hatten und sich nun doch so gänzlich unbeachtet sahen. Mit männlichem Ernste traten die Männer auf, die zur Vertiefung deutscher Geistesart am meisten gethan, vor Allen Hamann. Er war von der Ungerechtigkeit des Urtheils am tiefsten verletzt; er wollte den Musendienst nicht wie einen Heerdienst disciplinirt sehen; er verwahrte sich gegen alle wälschen Vorbilder und war nur mit Mühe von einem derben Protest zurückzuhalten.

Klopstock war in seinem Hochgefühl von Allen am bittersten gekränkt. Er war auch trotz seines Dichterstolzes derjenige, der auf Ehrenlohd und Anerkennung besonderes Gewicht legte und

am meisten nach Fürsten ausschaute. Er erklärte Friedrich für einen Fremdling im Vaterlande, und da er sich als deutscher Barde im Besitze der Walhallaschlüssel fühlte, glaubte er dem König wegen Versäumniß heiliger Pflichten mit dem Verlust der Unsterblichkeit drohen zu müssen.

Von allen Gegenschriften war keine selbstloser, sachlicher und würdiger, als die von Justus Möser. Der Mann, der uns zu deutscher Art zurückgeführt hat, war auch vor Allen berufen für die freie Entfaltung deutscher Dichtung einzutreten und den geschmähten Göttern zu vertheidigen. Im Gefühl seiner guten und unverlierbaren Sache war er ohne Bitterkeit: ja, er war unbesungen genug auch in dem Preußenkönig das deutsche Herz voll und warm anzuerkennen.

Herder, der von Friedrich's Akademie dreimal Bekrönte, hatte vielleicht am meisten Ursache sich über des Königs Schweigen zu beklagen, mit dem er in einigen Reformplänen die gleichen Wege ging — und doch schreibt er so gut und edel an Gleim: „Sie sind aus Friedrich's Zeit und ich will es auch sein und bleiben“, während Lessing mit einem Anflug von Aerger davon gesprochen hatte, es werde Schmeichlern vielleicht noch gelingen, auch seine Wirksamkeit Friedrich's Regierung anzurechnen.

Am vornehmsten hat Goethe seine Stellung genommen, der von allen Zeitgenossen am schwersten Getroffene, dessen vaterländisches Schauspiel vom Throne herab beinahe wie eine knabenhafte Ungezogenheit gezeifelt worden war.

Dem geborenen Süddeutschen und Reichsstädter war am preussischen Wesen Manches nicht sympathisch, und sein hellenischer Kunstsinne hat sich mit den Helden des siebenjährigen Kriegs am Wilhelmshöhe nie recht aussöhnen können. Dem Genius des Königs aber blieb er von der Kinderstube her voll ergeben, und in Potsdam war es nur sein Aerger, daß er über den großen Menschen kleinliches Gefinde räsonniren hören mußte. Daß seines Stückes in des Königs Schrift unfreundlich gedacht sei, befremde ihn nicht. Ein toleranter Geschmack sei gerade keine Eigenschaft, die man bei einem Vielgewaltigen suche. „Lassen Sie uns darüber ruhig sein.“

So schrieb Goethe im Juni 1781 an die Tochter Justus Möser's, der für den Göt so männlich eingetreten war.

Mag also des Königs Schrift ihrem Gehalte nach zu den geringfügigeren seines Nachlasses gehören; sie bleibt in der Geschichte des deutschen Geistes eines der denkwürdigsten Actenstücke, ein einzigartiges Gespräch zwischen dem Könige und den hervorragendsten Geistern unter seinen Zeit- und Volksgenossen, aber ein Gespräch ohne Gegenseitigkeit; denn für ihn sind sie nicht vorhanden, die lebendigen Zeugen seines Wahrspruchs, die Bürgen der von ihm angemeldeten Zukunft; einsam steht er mitten zwischen ihnen, wie aus tiefem Dunkel den Tag, der kommen werde, verkündend, während das Morgenroth schon hell am Himmel steht!

Friedrich war zu selbstlos, um seine Person mit der verheißenen Zukunft in Verbindung zu bringen; gern gönnt er anderen Fürsten den Ruhm sie herbeizuführen, denn in der Beziehung dachte er wie ein romanischer Fürst, daß er es für eine Prærogative des Thrones hielt, klassische Litteraturepochen zu schaffen; er glaubte an ein Siedele im wälschen Sinne. Darum weist er in seiner Schrift auf Lorenzo von Medici hin, auf Leo X., auf den Hof der Este, auf Richelieu und Ludwig XIV. und sagt mit Boileau: Des Augustes feront des Virgiles!

Aber wie anders kam die Erfüllung! Einerseits in viel engerem Zusammenhang mit seiner Person, als sein bescheidener Sinn dachte, andererseits so viel unabhängiger von allen äußerlichen Umständen!

Denn die Bewegung ging nicht etwa von denen aus, welche unmittelbar unter dem Eindruck der königlichen Kriegsthaten standen, wie Gleim und Rammler, sondern in ganz anderem Maßstabe vollzog sich die Wirkung des Erlebten.

Es war der befreiende Eindruck, den das von hohen Ideen erfüllte Walten des Königs auf alle Denkenden im Volke machte, so daß ein Kant jetzt erst Muth und Zuversicht gewann, seine Gedankenwelt auszugestalten, tapfer und groß auf seinem Felde, wie Friedrich auf dem seinigen, und das stolze Gefühl, ein Deutscher zu sein, wurde jetzt erst so lebendig, daß eine vaterländische Dichtung möglich wurde.

Unwillkürlich werden wir an das erinnert, was uns Allen aus dem hellenischen Alterthum im Gedächtniß schwebt.

Wie viel Talent und Kunstfertigkeit, wie viel glückliche Pflegstätten von Kunst und Wissen waren lange vor den Tagen des Themistokles und Kimon vorhanden, aber die Sängerschulen waren auf persönliche Erlebnisse, auf örtliche Festlichkeiten, auf Ständekampf innerhalb der Gemeinden angewiesen. Eine nationale Litteratur erwuchs erst, als ein Staat vortrat und einer massenhaften Uebermacht entgegen für die höchsten Güter des Volks seine Existenz einsetzte, zu siegen oder unterzugehen entschlossen. Da keimte neues Leben; da sammelte sich um Athen eine geistige Volksgemeinde, die sich ihrer Einheit, ihrer Kraft und ihres Berufs bewußt wurde. Nun ging erst Herodot im fernen Halikarnas die Idee einer griechischen Geschichte auf; Pindar und Simonides stimmten höhere Weisen an, und der Denker- und Dichterkreis von Athen ist nicht von Staatswegen gebildet, sondern mit geschichtlicher Nothwendigkeit hat er sich um Perikles gesammelt, weil das Volksleben daselbst einen so mächtigen Inhalt gewonnen hatte, daß alles Herkömmliche ungenügend erschien und alle schlummernden Geisteskräfte sich von selbst anspannten, ihm in Gedanken, Wort und Bild den entsprechenden Ausdruck zu schaffen.

Unvergessen bleibt für alle Zeiten, was ein Karl August, ein Karl Friedrich und andere Fürsten gesegneten Andenkens gethan haben, unsere Dichter zu pflegen und sich in ihnen zu ehren; aber auch das glücklichste Ferrara vermag keinen Genius zu wecken, und der dem deutschen Geiste angeborene Unabhängigkeitsinn hat sich immer gesträubt, äußerer Gunst der Verhältnisse sein Gedeihen zu danken. Wir wissen ja unseren Jünglingen nichts Besseres zu wünschen, als daß sie, unverwöhnt und unverzogen, aus eigener Kraft sich ihren Wirkungskreis schaffen und die Achtung erringen, die ihr Leben adeln soll. So hat auch unser Volk aus hartem Ringen mit Ungunst und Hemmungen aller Art den köstlichen Gewinn davon getragen, daß es die endliche Entfaltung eines reichen Geisteslebens mit stolzem Bewußtsein sein eigen nennen kann. Das ist aber nicht nur eine Ehrensache,

sondern auch für den Werth der Geisteswerke entscheidend. Denn wie die Erdfrüchte, die in künstlicher Zucht schöner und voller reifen, als sie in Wald und Flur gedeihen, dabei leicht eine gewisse Würze des Dufts und Geschmacks einbüßen, mit der die Natur ihre Lieblingskinder ausstattet: so unterscheiden wir auch unter den geistigen Schöpfungen der Culturvölker, was in künstlicher Wärme groß gezogen ist, von dem frei und naturwüchsig Entsprössenen.

Einem Hof kann die Poesie entbehren, ein Vaterland nicht. Darum sind das die wahren Mediceer, denen es gegeben ist, die ihren kleinen Interessen nachgehenden Menschenkinder mit dem Gefühl einer höheren Gesamtheit, eines staatlichen Lebens, eines aufstrebenden Vaterlandes zu beselen. Da liegen die schöpferischen Kräfte von Geist und Gemüth. So hat auch Friedrich, obwohl er ein französischer Autor war und seine größten Zeitgenossen verkannte, der deutschen Dichtung den Lebenshauch verliehen und in ganz anderer Weise, als er geahnt hat, sein prophetisches Wort selbst wahr gemacht.

V.

Der Beruf des Fürsten.

3. August 1882.

Fürstliche Jahrestage sind von jeher Denksteine der Geschichte, und Denkmäler königlicher Geschlechter ragen in die Anfänge aller Geschichte herein. Aber es sind nicht bloß Denkmäler von Macht und Reichthum, die von späten Nachkommen staunend umwandelt werden, nicht bloß Bauten zu Schutz und Trutz, breitgelagerte Palastterrassen und bergartig aufgeschichtete Fürstengräber, sondern auch anspruchslosere Werke, die wohlthätiger sind und denkwürdiger, weil sie das Land zum Vaterlande machen. Denn anfangs sind die Völker wie Fremde im eigenen Lande gewesen, bis sie, um leitende Geschlechter gesammelt, sich den Boden wahrhaft zu eigen machten. Wege, Dämme, Pflanzungen, städtische Ansiedelungen, Culturarbeiten aller Art dankte man den alten Landeskönigen. Man zeigte die Platanen des Agamemnon, die Brunnen des Danaos, die das durstige Argos wohnlich gemacht hatten, wie man im jüdischen Lande die Brunnenstächte der Erzväter zeigte. Zu solchen landesväterlichen Werken gehören auch die, welche nicht wie Hoch- und Tiefbauten auf einmal fertig werden, sondern wie lebendige Keime bestimmt sind in den Boden gesenkt zu werden, um allmählich Gestalt zu gewinnen und Segen zu stiften. Das sind die geistigen Pflanzungen, die Brunnen der Erkenntniß, die Pflegestätten der Wissenschaft, welche als Albertina, als Julia, als Georgia Augusta die Namen ihrer Gründer von Geschlecht

zu Geschlecht tragen, und so ist auch die Stiftung unserer Friedrich-Wilhelms-Universität, deren Andenken wir heute feiern, ein Ehrendenkmal der Hohenzollern, das in hervorragender Weise mit unserer Volksgeschichte verwachsen ist.

Denn die hohen Schulen der Wissenschaft hatten sonst einen wesentlich internationalen Charakter. So im Alterthum die von den Antoninen zur Staatsanstalt erhobene Schule von Athen, wo die Jugend des Orients und Occidents hellenische Weltbildung empfangen sollte; so im Mittelalter Paris, Bologna und Pavia, die, von der örtlichen Umgebung sehr unabhängig, aus allen Ländern und Völkern die nach höherer Erkenntniß Verlangenden versammelten. Daher bezogen sich auch die kaiserlichen Privilegien der italienischen Universitäten vorzugsweise darauf, den Ausländern die gefährvollen Reisen zu erleichtern.

Die genannten Hochschulen waren in der Stille geworden und dann öffentlich anerkannt. Aber auch diejenigen, die von Anfang an Stiftungen waren, behielten einen universalen Charakter; sie gehörten der Christenheit an und erhielten von dem Haupte derselben ihre Bestätigung.

Am Ende des Mittelalters mußten die territorialen Gesichtspunkte zur Geltung kommen. Es erschien nun als eine Ehrensache, daß jeder ansehnlichere Staat, also namentlich jedes Kurfürstenthum, seine Landesuniversität habe, und damit eröffnete sich für die einzelnen Regentenhäuser ein ungemein dankbarer Wirkungskreis selbständiger Thätigkeit. Hier konnte sich eine über das unmittelbare Bedürfniß hinausgehende, freie landesväterliche Fürsorge am kräftigsten bezeugen, und es galt für das schönste Vorrecht der Krone, solche Denkmäler zu stiften, welche nicht einzelne Acte fürstlicher Freigebigkeit waren, sondern zugleich eine Uebernahme von Verpflichtungen für den Stifter und seine Nachkommen, ein Einsetzen der Fürstenehre für die dauernde Blüthe ihrer Pflanzungen, und mit edler Eifer sucht haben sie sich und ihrem Hause auch ein persönliches Verhältniß zu denselben vorbehalten.

So ist auch hier, wie auf dem Gebiete der schönen Künste, was in romanischen Ländern an fruchtbaren Keimen vorhanden

war, von Deutschland übernommen, durch deutschen Geist umgeformt und in vollem Maße volksthümlich geworden. Ueber alles Wissen und Verstehen der Gründer sind ihre Pflanzungen gesegnet worden, und aus den territorialen Stiftungen sind wieder solche Plätze geworden, wo der nationale Gedanke vorzugsweise gepflegt und das neue Reich vorbereitet worden ist.

An der ruhmwürdigen Thätigkeit deutscher Fürsten haben sich die Hohenzollern in hervorragender Weise betheiliget. Sie haben den Zusammenhang zwischen Geistesbildung und öffentlichem Leben am ernstesten aufgefaßt; sie haben auch ihren Friedenswerken den Charakter des Heldenmüthigen gegeben. Denn nicht nur neu erworbene Länder haben sie durch Gründung von Hochschulen dem Vaterlande geistig anzueignen nach blutigen Siegen für ihre erste Regentspflicht gehalten, sondern zweimal ist auch eine Regeneration des eigenen Staats durch einen solchen Act vollzogen und besiegelt worden. Einmal als Markgraf Albrecht mit kühnem Muth das Ordensland Preußen umgestaltete und als Stifter der Albertina Zeugniß davon ablegte, mit welchem Rüstzeuge er die große Ummwälzung durchkämpfte, und dann als der Staat Friedrichs II. sich aus tiefem Fall emporzurichten anfang, indem er die Einbuße an äußerer Macht durch geistige Kräfte zu ersetzen suchte. Denn es war im Jahre nach der Schlacht bei Jena, daß die Verhandlungen über die Gründung unserer Anstalt begannen. Man verschmähte es also in schlaffer Ruhe Kräfte zu sammeln; man wollte nicht den Staat wie ein leckes Schiff an einzelnen Stellen nothdürftig ausbessern, sondern durch eine frische That sich vom Druck der Gegenwart befreien, und diese That war — die Gründung einer hohen Schule. Niemals also ist kräftiger mit der Ansicht gebrochen, als wenn die höheren Studien eine Art Luxus wären, welche nach Befriedigung aller wesentlichen Bedürfnisse auf Berücksichtigung Anspruch machen könnte; nie hat sich der Staat so entschlossen zur Wissenschaft bekannt als zu einer unentbehrlichen Schwungkraft der Nation. Es war ein königlicher Entschluß, mit den edelsten Männern erwogen; besonnen organisiert und rasch ins Leben eingeführt, ein Werk, an dem alle Freunde

des Vaterlandes sich erhoben, an welchem Männer wie Scharnhorst und Schleiermacher sich als gleichberechtigte Mitarbeiter die Hand reichten, eine Epoche vaterländischer Geschichte in den beschcheidensten Formen. Kein Festgeläute, keine feierlichen Aufzüge haben unsere Anstalt eingeweihet; denn sie war nicht wie andere Universitäten ein Denkmal glücklicher Machterweiterung, sondern in schwerer Zeit der muthig und still dem Boden anvertraute Keim der Wiegegeburt, die erste Rüstung gegen einen übermächtigen Feind, der erste Athemzug des freien Preußens, das erste Morgenroth eines neuen Tags der Herrlichkeit.

In der Berggegenwärtigung dieser Zeit stärken wir uns immer aufs Neue und feiern auch heute ein Fest des Dankes. Denn das ist die wohlverdiente Anerkennung des weisen und tapfern Entschlusses, dem unsere Hochschule entsprungen ist, daß wir, so lange sie besteht, des Stifters Andenken an seinem Geburtstage feiern und in festlicher Versammlung dessen laut gedenken, was vor nunmehr 73 Jahren durch Unterzeichnung der Stiftungsurkunde im stillen Gemache des Fürstenhauses geschehen ist.

Das menschliche Gemüth bedarf solcher Anlässe. Denn von Natur ist es geneigt zu vergessen, das Gegebene als etwas Selbstverständliches anzusehen und sich der Dankespflicht zu entziehen. Ja, es mag Manchem, der ferner steht, wie eine Uebertreibung vorkommen, wenn Jahr aus Jahr ein die Grabespende dargebracht und dem fürstlichen Gründer ein Manencultus gewidmet wird, wie er den Heroen des Alterthums gespendet wurde.

Die Könige, meint man wohl, hätten es leicht, wohlthätige Stiftungen zu machen, denn alle Mittel und alle Kräfte ständen ihnen zur Verfügung; ihnen reiften die goldenen Saaten mühelos entgegen, und bei der großen Menge, welcher Glanz und Macht als höchste Ideale vorschweben, finden sich noch immer solche Vorstellungen, als wenn die Fürsten, aller Noth des Daseins enthoben, auf lichten Höhen wandelten, wie die leicht lebenden Götter Homers. Ein ernsteres Nachdenken zeigt aber leicht, wie die den gemeinen Mann blendenden Vorzüge des fürstlichen Standes durch eine Reihe von Entbehrungen auf-

gewogen werden, und an einem Königstage, wie dem heutigen, ziemt es wohl, um im Danke gegen unsere angestammten Fürsten nicht lässig zu werden, auch dessen zu gedenken, was für Lasten zum Wohl des Ganzen von ihnen übernommen, was für Opfer uns von ihnen gebracht werden.

Im Völkerleben erscheint uns das Königthum wie eine Naturnothwendigkeit, als die ursprünglichste, unersegliehste und segensreichste aller Einrichtungen des öffentlichen Lebens. Theoretisch betrachtet ist es eine Anomalie in der menschlichen Gesellschaft, und daher für die, welche nach allgemeinen Verstandesnormen über Werth und Unwerth menschlicher Dinge urtheilen, immer von Neuem ein Gegenstand der Anfechtung.

Solche Ausnahmestellungen aber, wie die eines erblichen Geschlechts an der Spitze des Gemeinwesens führen nothwendig eine Reihe von Schwierigkeiten herbei, welche denen vor Allen zur Last fallen, welche sich in der Ausnahmestellung befinden.

Freilich sieht es so aus, als ob sie hoch und frei über dem Gedränge des Menschenlebens stehen, in welchem die Andern sich durcharbeiten und Platz machen müssen. Ihnen ist das Ringen erspart, das doch nur in den selteneren Fällen zum ersehnten Ziele führt; ihnen ist der Lebensweg von Anfang an gebahnt und das höchste Loos in die Wiege mitgegeben.

Aber ist diese Mitgift nicht auch von Anfang an eine verhängnisvolle, und ist der, dessen einzig hohe und freie Stellung gepriesen wird, nicht von der Stunde der Geburt an der am meisten Gebundene und äußeren Verhältnissen bedingungslos Unterworfenene?

Liegt denn nicht im Anrecht auf die Krone zugleich ein Verzicht auf so Mancherlei, das wir, wenn wir auf unser Leben zurückblicken, ungern entbehren möchten? Die Lust des frischen Wagens, die ersten Erfolge der auf sich selbst angewiesenen Kraft, der Wettkampf mit fröhlichen Genossen, welche mit uns die Palästra betreten, die wachsende Befriedigung am selbstgewählten Beruf? Freilich ist jede Vorbereitung auf einen bestimmten Lebensberuf mit einer gewissen Einseitigkeit verbunden, und man möchte den glücklich preisen, welcher in der Lage ist,

ohne Rücksicht auf äußerlich gegebene Zielpunkte sich geistig wie gemüthlich voll und frei entwickeln zu können. Aber wer erkennt nicht, wie sehr dadurch die Schwierigkeit der Aufgabe wächst! Denn, wie der Mensch von Natur beschaffen ist, erscheint die äußere Nöthigung wie eine Wohlthat, wie ein Sporn, dessen die Meisten nicht entbehren können, um die volle Leistungsfähigkeit zu entwickeln, und wer kann es dem, der durch höhere Fügung zu einem alle Stände der Gesellschaft überragenden Amte berufen ist, dem keine bestimmte Vorbereitungszeit gegeben ist und der nicht gefragt wird, wann er sich reif fühle, um in die Arbeit einzutreten — wer kann es ihm verargen, wenn er nicht ohne Mißbehagen den Forderungen seiner Lebensaufgabe sich bewußt wird und auf die innere Befriedigung glaubt verzichten zu müssen, welche dem zu Theil wird, welcher innerhalb der engen Grenzen der erwählten Berufsthätigkeit zum Wohl des Ganzen seine Schuldigkeit thut?

Der fürstliche Beruf verlangt eine Kenntniß des menschlichen Lebens nach allen Richtungen, und doch sondert er von der Gesellschaft und erschwert die Anschauung dessen, was unter den Menschen vor sich geht. Wohl können für die Bildung des Fürsten alle Mittel herbeigeschafft werden, und der Regent kann über jeden Gegenstand die Bestunterrichteten berichten lassen, aber, je ernster er seine Aufgabe faßt, um so weniger kann er sich verhehlen, wie sehr ihm durch seine Stellung das erschwert wird, was dem Zusammenleben der Menschen am meisten Reiz und Bedeutung giebt, der frische Wechselverkehr an Geist und Gemüth, das volle und unbefangene Geben und Nehmen.

Wo ein Fürstenhaus ist, bildet sich ein engerer Kreis der Umgebung, in dem sich besondere Umgangsformen entwickeln. Man hat Unrecht, wenn man glaubt, daß die Schattenseiten des Hofwesens, die in der Staatengeschichte zum Vorschein gekommen sind, dem Fürstenhaus eigenthümlich sind. Denn in allen Verfassungsformen entstehen Sonderkreise um die leitenden Persönlichkeiten. Nachdem Perikles einen Kreis Auserwählter um sich gesammelt hatte, finden wir Kleon von Genossen seiner

Art umgeben, und je kürzer voraussichtlich die Zeit ist, welche ein Parteiführer am Ruder bleibt, um so rücksichtsloser wird die Gunst ausgebeutet, welche die Nähe des Gewaltigen gewährt.

Einem Fürsten, der die Wahrheit sucht, wird sie nicht verschleiert und entzogen werden können; darf er aber auch dessen gewiß sein, daß ihm immer die volle Wahrheit zu Ohren komme, daß ihm auch das Unliebsame, womit man anderen Sterblichen gegenüber nicht zurückhaltend zu sein pflegt, immer ehrlich und rückhaltlos mitgetheilt werde, da er doch einmal auf Vermittelung Anderer angewiesen ist?

Wer kann es also dem als Fürst Geborenen verdenken, wenn er von dem Zeitpunkte an, da er über seine Lebensstellung ernster nachzudenken im Stande ist, dieselbe als eine von Schwierigkeiten aller Art umgebene ansehen muß? Außerlich verwöhnt, wie ein Sonntagskind, wird er mit Ansprüchen umdrängt, denen keine Menschenkraft gewachsen ist. Er kann sich nicht vor der Welt verschließen, nicht nach Belieben Arbeit und Mühe vertheilen.

Auf freier Höhe steht er da, von Allen beobachtet, und wenn ihn auch die Gesetze außer Verantwortlichkeit stellen, das Volk hört doch nicht auf, das öffentliche Wohl mit der Krone in unmittelbare Verbindung zu setzen, und der Träger derselben kann sich, je mehr er ein geborener Fürst ist, dem Gefühl der Verantwortlichkeit nie entziehen. Denken wir endlich daran, wie Frevelmuth und Wahnsinn die Häupter der Fürsten immer vorzugsweise zu ihren Zielpunkten machen, so tritt uns der Fürstenberuf bei allem Glanze, der ihn umgiebt, als ein vorzugsweise schwerer, als ein Leben voll Sorgen und Mühen, voll Entbehrungen und Gefahren entgegen.

Das hat auch der Fürst erfahren, in dessen Namen wir heute hier versammelt sind, um seines in Gott ruhenden Vaters glorreiches Andenken zu feiern, und mit welchen Empfindungen mag Kaiser Wilhelm den Urenkel in die Arme genommen haben, als er die Namen empfing, mit denen er in die Hohenzollernfolge eingereiht worden ist! Wie mögen in dieser unvergeßlichen Stunde seine Gedanken in des Kindes Zukunft vorangeeilt sein,

wie deutlich mag es ihm vor der Seele gestanden haben: Es ist kein leichtes Menschenloos, als Fürst, als Thronerbe geboren zu sein!

Und was hat uns heute in diese ernste Gedankenreihe geführt?

Das Bewußtsein daran, daß der dritte August nicht bloß ein Gedenktag sei, sondern auch ein Tag des Dankes, der um so wärmer und lebendiger ist, je klarer wir uns vergegenwärtigen, was für eine Lebensaufgabe denen gestellt ist, welche von Gott berufen sind an der Spitze eines großen Gemeinwesens zu stehen, und was wir an einem Fürstenhause haben, das Jahrhunderte hindurch in Sieg und Noth, in Leid und Glück den ihm anvertrauten Staat von Stufe zu Stufe weiter geführt hat, einem Fürstenhause, das deutlicher, als es in irgend einer anderen Staatengeschichte geschehen ist, den thatsächlichen Beweis geliefert hat, wie alle Schwierigkeiten, Mißverhältnisse und Gefahren, welche mit der Ausnahmestellung eines Geschlechts verbunden sind, von dem Segen der Erbmonarchie weit überwogen werden.

Die Hohenzollern haben sich darin als geborene Fürsten bewährt, daß sie vor der schweren Aufgabe nie zurückgewichen sind oder die Lasten von sich abzuwälzen gesucht haben; sie sind, wenn die Vorsehung rief, mit kühlem Blut eingetreten, wie der Soldat im Felde, der nicht darnach fragt, warum ihm gerade der am meisten ausgesetzte Posten zugewiesen sei. Wo bürgerliche Familien von Durst nach Glanz und Genuß, von Hunger nach Macht getrieben, plötzlich an das Ziel ihres Ehrgeizes gelangten, wie die Pisistratiden in Athen oder die Mediceer, war die Krone ein Mittel der Selbstbefriedigung, wie nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron Leo X. zu Giuliano sagte: Genießen wir nun die Herrschaft, die uns Gott gegeben! Wo Macht und Glanz zu Hause sind, wird der Einzelne, der emporgestiegen ist, nicht berauscht von dem Bewußtsein seiner einzigen Stellung, und die Hohenzollernkrone ist nie ein Sonderbesitz gewesen, welcher den Träger von allen anderen Sterblichen aussonderte, sondern ein Band zwischen Fürst und Volk;

denn nichts ist so charakteristisch für unsere Regenten, als daß sie von Anfang an ihren Beruf als ein Amt, ihre Rechte als Pflichten, ihr Herrschen als ein Dienen ansahen. Ihr Fürstenthum war ihnen eine Schule der Selbstverläugnung. Auch die Tapfersten unter ihnen haben sich nie von Ehrgeiz und ungestümem Thatendrang hinreißen lassen, sondern, erhaben über die Sonderinteressen der einzelnen Stände, haben sie als gute Haushalter nur das Wohl des Ganzen im Auge gehabt. Im Kleinen treu erfunden, sind sie zu immer größeren Aufgaben berufen. Die Gründung unserer Friedrich-Wilhelms-Universität inmitten des zertrümmerten Reichs war eine deutsche That und eine der Stufen zum Kaiserthron.

Der dritte August war 43 Jahre lang ein Festtag in ganz Preußen, wie der Geburtstag eines Familienhaupts im Kreise der Seinen. Schüchtern und wortfarg, war der König nur Wenigen bekannt; aber Alles fühlte sich persönlich mit ihm verbunden, und in den Wochen, in denen er von der Hauptstadt abwesend war und sein bescheidener Wagen nicht um die bestimmte Stunde die Linden entlang fuhr, empfand man einen gewissen Mangel, ein Mißbehagen. Man lächelt bei diesem Ueberrest patriarchalischer Zeit, und dennoch, wer erkennt nicht, ein wie hohes und unschätzbares Gut diese persönliche Gegenseitigkeit ist! Denn die edelste Kraft ist die Liebe; sie giebt allem Menschlichen Werth und Weihe; wo sie fehlt, ist es kalt und todt. Die Liebe bedarf aber eines persönlichen Gegenstandes.

Ein Land oder Volk lernen wir erst lieben, wenn wir in demselben Freunde gewonnen haben. Die Liebe zur Wissenschaft erwacht, wenn wir im Anschluß an einen Lehrer unserer Jugend inne werden, wie der Mensch durch das Suchen nach Wahrheit geabelt wird, und was die Religion dem Gemüthe sein kann, lehrt uns das Bild eines frommen Mannes, in dessen Nähe wir die Lust einer höheren Lebenssphäre spüren. So darf auch die Liebe zum Vaterlande, wenn sie eine lebendige Kraft sein soll, die alle Stände durchdringt, nicht auf der Gewohnheit beruhen oder auf der Erkenntniß dessen, was die staatliche Gemeinschaft für die Entwicklung des menschlichen

Wesens ist, oder auf einer gewissen Geseglichkeit und Ordnungsliebe, in der sich alle Verständigen begegnen. Sie bedarf eines persönlichen Mittelpunktes, damit auch auf diesem Gebiete die edelste Menschenkraft verwerthet werde, die Kraft der Liebe und Treue. Denn je bunter und bewegter das Leben ist, um so unentbehrlicher ist Eines, das keine Tagesfrage ist, das Gegenwart und Vergangenheit bindet und den Gegensätzen der Partei entrückt ist. Dadurch erwächst ein sittlicher Zusammenhang, ohne den das öffentliche Leben ein Tummelplatz der Leidenschaften ist, und des Staates Kraft beruht wesentlich auf der Tugend selbstverläugnender Hingabe. Wie in der Stunde der Gefahr jeder Waffenfähige herbeieilt, um auf des Königs Ruf sein Leben hinzugeben, so haben auch die Arbeiter am Friedenswerke, so haben auch die hervorragenden Männer, die an der Gründung der Universität mitgewirkt haben, Beyme, Schmalz, Fichte, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt — sie haben den Kranz des Ruhmes an den Stufen des Thrones niedergelegt, mit ihrer eigenen Person zurücktretend.

So thun auch wir. Wir feiern das Andenken des Fürsten, der diesen Männern sein Vertrauen schenkte, wir freuen uns, von Jahr zu Jahr bezeugen zu können, daß der kühne Entschluß auch ein weiser und glücklicher war; denn die Geschichte unserer Universität ist ein wesentliches Stück deutscher Wissenschaft. Als Universität der Hauptstadt hat sie vor den Schwesteranstalten keinerlei Vorrang; ja für Viele ist der Umzug aus früheren Stellungen mit mancherlei Opfern verbunden gewesen, und mancher Gelehrte blickt nicht ohne Sehnsucht auf die stilleren Verhältnisse anderer Pflegstätten der Wissenschaft hinüber. Andererseits aber hat sich gezeigt, daß die Universität, welche den Vorzug hat dem Kaiser und Könige gegenüber ihren Wohnsitz zu haben, durch das Zusammenfallen eines Brennpunktes des öffentlichen Lebens mit dem der Wissenschaft in ihrer eigensten Berufsthätigkeit keine Beeinträchtigung erfahren hat. Wie der Schwimmer im bewegten Wasser um so energischer die Muskeln spannt und alle Bewegungen ordnet, um das Ziel zu erreichen, so hat auch das Leben der Großstadt anregend und

spornend eingewirkt. Was die Wissenschaft dem Vaterlande sein soll, um ein gesundes Gleichgewicht des theoretischen und praktischen Lebens zu erzielen, tritt uns hier am lebendigsten vor Augen. In der entschlossenen Abwehr aller störenden Einflüsse stählt sich die Kraft geistiger Sammlung, die zum Reifen stiller Forschung nöthig ist, und mitten durch die Wogen lernen wir mit fester Hand nach den Zielen der Erkenntniß steuern. Auch unsere Jugend hat mehr und mehr gezeigt, daß sie unter den Zerstreuungen des großen Lebens ihre wissenschaftlichen Aufgaben um so kräftiger zu erfassen und in engeren Kreisen ihre gemeinsamen Arbeiten zu fördern gelernt hat.

Wenn wir also an diesem Königstage unserm Fürsten gedankt haben, der zur rechten Stunde die rechten Männer berief, um diese hohe Schule zu gründen, so danken wir Gott in Wort und Gesang für den Segen, der sie zwei Menschenalter hindurch so reichlich begleitet hat, wie es die kühnsten Erwartungen ihrer Gründer nicht hoffen konnten, und mit dem Danke verbinden wir das Gelübniß, die königliche Stiftung, für deren Blüthe jetzt wir verantwortlich sind, in vollen Ehren zu erhalten.

Zu jedem glücklichen Wirken ist aber die erste Bedingung, daß wir keinen Augenblick vergessen, was uns gegeben ist.

Schauen wir um uns in der Welt! Wo ist ein Reich, das in so voller Entwicklung steht und solche Bürgschaften der Zukunft hat! Ein Herrscherhaus, das in vier Generationen vor uns steht, getragen von der Liebe des deutschen Volks, das für den Thron mit Gut und Blut eintritt, und unter dem Kaiserbanner die freieste Bewegung, die jeden Bürger zur Theilnahme am öffentlichen Leben ruft, jedem das Recht giebt, das Verkehrte zu rügen, das Bessere zu fordern! Gegensätze, die unvereinbar schienen, sind in einem feinem Kerne nach gesunden Volksleben versöhnt worden, und warum sollten die Probleme, die noch übrig sind, die Widersprüche und Schwierigkeiten nicht auch glücklich überwunden werden?

Wie sehr wird aber dies dadurch erleichtert, daß wir erst dann anfangen zu eifern und zu meistern, wenn wir zuvor

aufrichtig Gott gedankt haben für das Gute, das uns in so überschwänglicher Fülle zu Theil geworden ist!

In dem Geiste des tapferen Muths, der weisen Besonnenheit und des hellen Gottvertrauens, in welchem unsere Universität gegründet ist, wollen wir, die zu gemeinsamem Wirken Berufenen, die Lehrer wie die Lernenden, sie fort und fort in ihren Ehren erhalten!

Das ist unser Gelöbniß am dritten August!

VI.

Das Königthum bei den Alten.

22. März 1886.

Unter den neueren Erwerbungen unseres Museums ist ein Bild von Rembrandt, das Jedem unvergessen bleibt, der einmal aufmerksam davor gestanden hat. In geheimnißvollem Dämmerlicht sehen wir den jungen Daniel bleich und zitternd in die Kniee gesunken. Ein Engel legt ihm beruhigend die Rechte auf die Schulter, während er ihn mit der linken Hand auf die Gesichte hinweist, in denen sich Gottes Rathschlüsse offenbaren.

Die Momente höchster Erleuchtung erschienen den Alten nicht als die Frucht geistiger Anspannung, sondern als etwas, was über den Menschen kommt, dem er sich nicht entziehen kann. So empfängt auch Daniel in eigener Ohnmacht das Licht, das die Zukunft erhellt. Die Erde wogt vor ihm wie ein Meer, und aus der Tiefe steigen die Thiere empor, welche einander niederwerfen.

Aus Babel, wo man zuerst die Zeit messen lernte, stammt die von einem höheren Lichte verklärte Anschauung einer Folge von Königreichen, deren jedem Tag und Stunde gesetzt ist. Dem orientalischen Reichswesen entstammen auch die Thierbilder, die Symbole schreckender Waffenmacht, wie sie aus uralter Zeit als Wappenhalter noch heute in Gebrauch sind. Einzig in seiner Art ist aber die im Kampfe symbolischer Thiere dargestellte Folge von Weltreichen, und deshalb ist man lange gewohnt gewesen, die Geschichte des Orients an die Vision Daniels anzuknüpfen.

Wenn ich aber heute von dem Prophetenbilde ausgehe, so geschieht es in der Voraussetzung, daß es an einem Königstage nicht unpassend sei vom Königthum zu sprechen, und zwar von seiner Bedeutung in der alten Welt.

Im Morgenlande war eine Reichsmacht ohne Königthum undenkbar. Die Geschichte Aegyptens ist nichts als die Folge seiner Dynastien, und dort, wo man die Anfänge einer Reichsmacht nachweisen zu können glaubte, wie in Medien, erzählte man, wie vor Zeiten die ganze Landschaft in offenen Flecken bewohnt gewesen sei, wie nachbarliche Streitigkeiten die Einsetzung eines Schiedsrichteramts nöthig gemacht hätten, wie man dann bei auswärtiger Gefahr den Richter zum König erhoben habe. Als solcher habe er sich von Seinesgleichen zurückgezogen, eine Leibwache um sich gesammelt, eine Burg besetzt und die Hauptstadt Ekbatana mit siebenfacher Mauer umgürtet.

Auch die Israeliten zeigten sich unfähig, unter dem Richteramte ihre Grenzen zu hüten; sie bedurften eines Königs, um unter den Nationen eine würdige Stellung einzunehmen.

Bei den Skythen bestanden die verschiedenen Stufen neben einander, die der Nomaden, der Landbauer und der Königlichen. Nur die Letzteren hatten eine staatliche Bedeutung und sahen die Anderen als Untergebene an.

Diesseits des Archipelagus erscheint Alles wie umgekehrt. Hier sind nicht Burg und Herrscherwohnung Mittelpunkt des nationalen Lebens, sondern der Gemeindeplatz; hier ist es nicht die Aufrihtung des Throns, die den Anfang volksthümlicher Selbständigkeit bildet, sondern mit dem Ende der Alleinherrschaften, mit Verödung der Fürstensitze beginnt der volle Puls des nationalen Lebens zu schlagen, hebt die Geschichte der Stämme und Städte an.

Darum bricht Herodot in Bewunderung aus, wie er die Thaten der Athener meldet, als ihre Stadt durch die Alkmaoniden befreit war. „Da zeigte sich“, sagt er, „welch' eine große Sache es um die bürgerliche Freiheit ist, da die Athener unter ihren Machthabern keinem der Nachbarn überlegen waren; als freie Bürgerschaft aber waren sie bei Weitem die Ersten

von Allen, weil sie jetzt für die eigene Sache Gut und Blut einsetzten.“

Und doch ist der Gegensatz zwischen dem monarchischen Orient und dem republicanischen Abendlande nicht so schroff und durchgreifend, wie er uns zu erscheinen pflegt.

Begegnen wir doch bei den Hellenen von Ort zu Ort der Ueberlieferung von Urkönigen, die des Landes Wohlthäter waren, die Gottesdienste gestiftet und den Boden entsumpft haben. An ihre Geschlechter knüpfte sich, wie im Lande Medien, der Uebergang aus lockerem Gauverbande in staatliche Einheit; sie waren die ersten Träger nationalen Ruhms.

Dies waren aber nicht nur vorübergehende Zustände patriarchalischer Vorzeit, welche bald wie Kinderschuhe abgelegt wurden; sie sind als ein wesentlicher Theil der Landesgeschichte nicht nur in alten Liedern, sondern auch in großartigen Denkmälern bezeugt. Denn neben den Häuptlingen einzelner Stämme treten uns, wie im Orient, Reichsfürsten entgegen, Könige der Könige. Ihre cyclopischen Mauern versetzten zu Anfang dieses Jahrhunderts die gebildete Welt in staunende Ueberraschung. Aber man hatte von den Burgen nur die äußere Schale, gleichsam den Rumpf eines gestrandeten Schiffes, dessen Planken noch zusammenhalten. Durch die neuesten Forschungen, deren Bedeutung über das Interesse des Archäologen weit hinausgeht, ist es gelungen, innerhalb des Mauerrings von Tiryns die ganze Einrichtung einer Fürstenburg aufzudecken; Thore, Aufgänge, Vorhallen, umsäulte Höfe, Männer- und Frauensaal, Väterräume; selbst den Wand Schmuck der Festräume kann man nachweisen, wie es sonst nur noch in pompejanischen Bürgerhäusern vergönnt ist.

So tritt uns von den Königreichen der Perseiden und Pelopiden schon das ältere, als ein wesentliches Stück alter Landesgeschichte, aus dem Nebel der Sage in klarem Umriss gleichsam leibhaftig entgegen, und wir erkennen sofort, daß es nicht kleine Cantonalstaaten gewesen sind, welche uns so staunenswerthe Denkmäler hinterließen; hier müssen Reichsfürsten gehaust haben, mächtig zu Lande und zu Wasser. Wir blicken in Reihen von Jahrhunderten hinein, wo Hellas königliches Land war, von

Monarchen regiert, die mit einander Krieg geführt und Frieden geschlossen haben, ein Land, in Wohlstand und reicher Cultur blühend.

Wenn also der Dichter sagt: „Viel tapfere Helden haben vor Agamemnon gelebt, aber sie werden alle, unbeweint, namenlos von der Todesnacht gehalten, denn sie entbehren des heiligen Sängers“ — so hat dies Wort mehr Wahrheit als Horaz selbst sich bewußt war. Dem Sänger ist mit langen Namenreihen nicht gebient, und im Volksmunde haftet nicht das Bild gleichförmiger Zustände, sondern der Umschwung alter Ordnungen, der Durchbruch neuer Zeiten. So erfahren wir nur von Verbrechen und Leid, in denen Schauer erregend das Haus des Tantalos unterging; wir kennen nur den blutigrothen Sonnenuntergang eines langen Geschichtstages.

Die Entdeckungen der letzten Jahre sind also eine wesentliche Erweiterung unseres Gesichtskreises, eine reiche Ergänzung der poetischen Ueberlieferung; sie werfen ein unerwartet helles Licht auf das altkönigliche Hellas und geben uns über das Verhältniß der beiden Meerseiten zu einander viel zu denken.

Denn Mykenä mit seinem ehrwürdigen Löwenwappen, seinem die Heerstraßen beherrschenden Festungssystem, dem Ringe von Fürstengräbern, welche die Burg umlagern, der in den Mauer ring so zweckmäßig eingebaute, wohl gegliederte Palaß von Tiryns — das sind Werke, die ihren einzelnen Bestandtheilen nach im Orient vorgebildet, bis jetzt nirgends in gleicher Vollendung aufgefunden sind.

Wir empfangen also unwillkürlich den Eindruck, als hätten die Ansiedler von jenseits auf europäischem Boden, wo ihnen ein beschränkterer Schauplatz angewiesen war, eine höhere Culturstufe erreicht. In Asien ist das Königthum maß- und ziellos. Die Achämeniden betrachteten es als ihre Aufgabe, die Perserherrschaft mit dem Himmelsgewölbe zu begrenzen, und Keres beruft sich beim Zuge nach Westen auf seiner Ahnen Vorgang, welche seit Kyros niemals Ruhe gehalten hätten. Das sind die Königreiche Daniels, die reißenden Thieren gleich über einander herfallen.

Wie aber die Hellenen von Anfang an die Herrschaft als Landeskönigthum auffaßten, davon zeugt das Bild des Minos, das uns an der Schwelle des Abendlandes entgegentritt, des Genossen des Zeus, des gerechten Zucht und Ordnung schaffenden Inselkönigs, der in jedem zehnten Jahre neue Weihe empfängt. Ueberall begegnen wir der Ueberlieferung eines landesväterlichen Fürstenthums. So zeigten die Trözenier am Musentempel den Platz, wo König Pittheus die Bürger in der Kunst der Rede unterwiesen haben sollte, wie König David bei seinem Volke der Stifter heiliger Musik war. Dem strengen Herrscheramt ist eine ethische Wärme eingehaucht, und die Kunst ist nicht nur beflissen, ihm Burgen und Gräber zu bauen oder Waffen zu schmieden, sondern auch die Leier geht von Hand zu Hand, um die Tugenden weiser Herrscher zu preisen, unter denen „die Völker blühen in Wohlstand“.

Wenn das heroische Zeitalter seine wichtigste Institution mit dem Morgenlande gemein hatte, mit dem es zur See durch seine Herrschergeschlechter zusammenhing, so beginnt das geschichtliche Zeitalter mit dem Vortreten nordländischer Stämme, welche in abgeschlossenen Bergcantonen als Genossenschaften freier und gleichberechtigter Wehrmänner ihre Verfassung ausgebildet haben.

Aber die Dorier sind es ja nicht, welche die Geschichte machen, sondern sie folgen den Herakliden, welche sich als Erbfürsten von Tiryns geltend machen und in Agamemnons Herrschaftsbezirken neue Königthümer stiften. Es bleiben im dorischen Vororte die alten Insignien, der alte Hofstaat mit den Erbämtern der Herolde, Mundköche und Weinmischer. Es bildete sich aber zwischen den Fürsten und ihren, im eroberten Lande angesiedelten, Gefolgschaften ein Gegensatz, der durch Gesetzgebung geregelt wurde, und trotz wiederholter Versuche der Herzöge, einen neuen Atridenthron herzustellen, geht der Schwerpunkt mehr und mehr in die Gemeinde über, und Gemeindebeamte, welche jährlich wechseln, werden die Regenten des Staats. Aber auch das schattenhafte Doppelkönigthum der Lakedaemonier blieb der unentbehrlichste Bestandtheil der Verfassung, die Bürgerschaft der Landes-

einheit wie des Segens der Götter; es blieb der Ehrenschnud des Bürgerstaats und hatte eine internationale Bedeutung.

„Selig ist Lakedaemon“, singt Pindar, „hochbeglückt Thessalien; denn hier wie dort herrscht ein Geschlecht, des Herakles Stamm.“ Wo die Bürgerchaften sich spröde abschlossen, verfolgten die Fürstengeschlechter weiter reichende Gesichtspunkte. Das zeigt sich am deutlichsten in Jonien, dessen politischer Zusammenhang darauf beruhte, daß alle Bundesstädte aus attischem Königsstamm ihre Oberhäupter hatten.

Im Allgemeinen aber ist dies der Gang der Dinge, daß wir auf Inseln und Festland das Königthum erlöschen sehen, weil es in engen Cantonalverhältnissen, wo Alles sich täglich berührte, einem Geschlechte schwer fallen mußte, seine Sonderstellung zu behaupten. Schneller oder allmählicher vollzog sich daher aller Orten der Uebergang in diejenige Staatsform, wo Gericht und Verwaltung in den Händen der Bürgerchaft liegt; nirgends aber ist der Uebergang feiner abgestuft als in Athen.

Hier erzählte man, um jede Vorstellung einer gewaltsamen Katastrophe zu löschen, daß einem Kodros, der sich für die Stadt geopfert, im Amte zu folgen Keiner sich würdig geachtet habe. Dennoch folgten dreizehn Erbkönige, und der Unterschied bestand wohl nur darin, daß die Person des Scepterträgers nicht allein und unbedingt schaltete, sondern gebunden an die Geschlechts-genossen, die Beisitzer in Rath und Gericht. Dann wurde durch Eifersucht der Stammgenossen die Erneuerung der Königswürde im zehnten Jahre, wie sie in Kreta und Sparta üblich war, zu einem Wechsel der Person, und nachdem sich im Kronrecht einer Familie das monarchische Princip Jahrhunderte lang erhalten hatte, wurde endlich, um dem Ehrgeiz der anderen Geschlechter Raum zu schaffen, die Fülle des Königsamts unter drei Regenten getheilt, denen sechs Beisitzer gegeben wurden, und dies Collegium einem jährlichen Wechsel unterzogen.

Auch jetzt blieb die Würde, um den Zusammenhang mit den Göttern zu wahren. Ein Jahreskönig blieb als Hüter des gottesdienflichen Herkommens, und zum Andenken an die Vorzeit theilte hier auch die Hausfrau Namen und Ehrenzeichen der Würde.

Mit solcher Treue wurde in dem bewegtesten Gemeindeleben am Königthum festgehalten. Nirgends wurde es mit stürmischer Hast aus dem Hausrath des Bürgerstaats ausgekehrt, sondern als etwas in seiner Art Unentbehrliches und Unerseßliches, als ein heiliges Kleinod des Staats gehütet. Mit Stolz konnte der Athener sagen: bei uns waren immer Könige, und zum Verkehr mit den Göttern glaubte man auch in den italischen Freistaaten des Königs nicht entbehren zu können. Unverrückt blieb in Rom die Regia neben dem Stadtherde, wo der König einst als Hausvater für die Gemeinde gewacht und gebetet hatte. Des Opferkönigs Amt blieb ein patricisches, lebenslängliches, den Ehegatten gemeinsames; er blieb mit dem Stadtherde verbunden und an jedem Morgen trat die Vestalin in des Königs Wohnung mit den Worten: Wachst du König? Wache! So haben sich gerade in den angesehensten Staaten des Alterthums durch allen Wechsel menschlicher Dinge, durch alle Stürme des Parteikampfs die friedlichen Erinnerungen des Königthums erhalten, welche wie Harfentöne aus einer harmlosen Vorzeit freundlich herüberklingen.

Waren es aber nur Erinnerungen? Mir ist es immer besonders denkwürdig erschienen, daß königliche Geschlechter sich nicht nur so lange lebenskräftig erhalten, sondern auch immer neue Bedeutung erlangt haben.

Welche Fülle angeborener Kraft lebte z. B. in dem Königsgeschlechte von Korinth, das, nachdem es zu Hause die reichste Entfaltung von politischer Klugheit, von Kunst und Industrie hervorgerufen hatte, aus der Heimath vertrieben, in fernem Ausland den wichtigsten Einfluß erlangte. Korinthische Bakchiaden finden wir in Makedonien als ein angesehenes Fürstengeschlecht, und ihre Ankunft an der Küste Struriens ist eine Epoche geworden für italische Culturgeschichte und die Anfänge Roms.

In Philipp und Alexander ist die Heldenkraft der Herakliden wieder aufgelebt, und wie hat sich in Athen der königliche Stamm bewährt!

Denn nachdem daselbst mit dem Erbrechte der Medontiden das monarchische Prinzip erloschen war und der Ständekampf

begonnen hatte, da war es ein Nachkomme des Herrschergeschlechts, der mit dem freien, über den Parteien schwebenden Blick eines königlichen Auges die Schäden erkannte und das Heilmittel fand. Und wenn es auch Solon nicht vergönnt war, das durch ihn gerettete Gemeinwesen in friedlicher Entwicklung gedeihen zu sehen, so beugten sich doch vor seinem Geiste auch die Machthaber, welche der neu erwachte Parteidampf an die Spitze brachte. Peisistratos selbst war königlichen Stammes, und wenn er der beste aller Tyrannen von Griechenland genannt zu werden verdient, so beruht es darauf, daß er im Anschluß an die alte Tradition das hausväterliche Regiment der Könige (wie es Aristoteles empfohlen hat) zu erneuern suchte. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß in seiner Zeit jene merkwürdige Stiftung gemacht ist, das gemeinsame Heiligthum von Kodros, Meleus und Basile, ein Ehrenmal des Königthums im Herzen der Stadt Athen, wo der Segen desselben, in einem dämonischen Wesen personificirt und dankbar verehrt wurde.

Nach Herstellung der Republik wurde die rettende Kraft des Königthums im Areopag erhalten, der in schwierigen Zeiten mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet wurde und durch ein unbedingtes Veto staatsgefährliche Beschlüsse der Volksversammlung aufheben konnte.

Der Sturz des Areopags war die Vollendung der Volksherrschaft, welche in Segen bestand, so lange Athen einzelnen hervorragenden Bürgern folgte. Ihre glänzendste Zeit war aber die, da sie nur dem Namen nach bestand. In Wahrheit herrschte ein Mann, und diese Monarchie des Genius stellte Perikles ohne Staatsstreich her, indem er das jährlich übertragene Vertrauensamt des Feldhauptmanns zur Leitung der Gemeinde in Krieg und Frieden verwertete.

Wie verhielten sich nun, fragen wir weiter, die Hellenen zu dem Königthum des Auslandes?

Die Länder am Archipelagus liegen so dicht zusammen, daß sie gar nicht von einander lassen konnten. Delphi suchte von Anfang an zwischen den Continenten zu vermitteln, und wer weiß nicht, wie angelegentlich Kroisos um die Gunst der

hellenischen Götter und Städte warb? Mit den Persern schien jede Verständigung, jede friedliche Verührung unmöglich. Aber was geschah?

Als die Geschichte der Hellenen zeigte, daß es nicht nur die Königreiche seien, welche nach der Vision Daniels mit eifersüchtiger Herrschbegierde einander aufklauern und den Erdboden mit Blut erfüllen, — da erkannte man bald, daß der Großkönig drüben nicht außer Rechnung gelassen werden könne, und unmittelbar nachdem Athen sich frei gemacht, unmittelbar nach jenen Thaten, in denen Herodot die zauberhafte Macht hellenischer Bürgerfreiheit bewundert, finden wir Gesandte von Athen bei Artaphernes, welche Bundeshülfe suchen und bereit sind, Erde und Wasser als Zeichen der Unterwürfigkeit zu geben. Denn der Großkönig unterstützte nur Vasallen.

Diese Demüthigung blieb dem neugeborenen Freistaat erspart, aber kaum hatte der Krieg begonnen, in dessen Beschreibung Thukydides uns die lehrreichste aller Urkunden über den Wechsel menschlicher Dinge hinterlassen hat, so beginnt eine Reihe von Verhandlungen, in denen sich immer bestimmter das Bewußtsein kundgibt, daß die Entscheidung der griechischen Stadtfehde weder in Sparta noch in Athen, sondern in Susa erfolgen werde.

Der erste Gesandte, der, um Potidaia zu retten, auf Anstiften Korinths von Sparta hinübergeschickt war, wurde in Athen als Landesverrätther hingerichtet, aber die Verhandlungen gingen fort, und fünf Jahre später wird Artaphernes nach Sparta geschickt, um sich über die wiederholten, einander widersprechenden Botschaften der Lakedämonier Klarheit zu verschaffen. Auch ihn ergreifen die Athener, schicken ihn aber, von ihren Gesandten begleitet, feierlich heim, um das von ihren Gegnern Angesponnene geschickter durchzuführen. Sie werden aber von einem ihrer Mitbürger überflügelt. Denn als lakedämonischer Diplomat bringt Alkibiades den ersten persisch-griechischen Subsidienvertrag zu Stande. Die letzte Katastrophe bereitete sich aber in den Gemächern der Großkönigin Parysatis vor. Denn durch die Erhebung ihres Sohnes Kyros zum Statthalter von Kleinasien

war die Niederlage von Athen entschieden, und die zu Boden geworfene Stadt wurde nur dadurch wieder aufgerichtet, daß Konon mit einer persischen Flotte seine Vaterstadt befreite und mit phönizischem Seevolk die Mauern des Themistokles wieder aufbaute. Im Antalkidasfrieden lassen sich die Spartaner vom Großkönige die Vollmachten ausstellen, kraft deren sie ihre Politik in Hellas durchführen. Auch Epameinondas mußte schließlich anerkennen, daß nur durch den Großkönig ein dauerhaftes Staatenverhältniß in Hellas zu Stande kommen könne, und die Thebaner machten zu ihren Gunsten geltend, daß sie ja an den Freiheitskämpfen keinen Antheil genommen hätten.

So haben die Kämpfe um die Hegemonie den Persern, den zu Wasser und zu Lande besiegten, die entscheidende Obmacht in die Hände geliefert, und der äußere Verlauf der griechischen Geschichte wurde ein glänzender Triumph des Königthums.

Herodot erlebte den Umschlag der attischen Politik nach Perikles, und es ist ergreifend zu sehen, wie ihn beim Rückblick auf die Zeitgeschichte der schmerzliche Eindruck übermannt. „Unter Darius, Xerxes und Artaxerxes“, sagt er, „ist über Hellas mehr Unheil gekommen, als in zwanzig Menschenaltern zuvor.“ Die glorreichen Jahrzehnte verschwanden ihm und in trüber Verstimmung ließ er das in froher Begeisterung begonnene Werk liegen.

Herodot, als persischer Reichsangehöriger geboren, hat bei aller Sympathie für die Freiheitskriege den angestammten Respect vor dem Achämenidenthrone nie verläugnet. Wir finden bei ihm keine Spur von Chauvinismus, wie wir jetzt das Herrbild des Nationalgefühls zu nennen pflegen. Jeder Zug von Weisheit und Großmuth wird unbefangen anerkannt, und auch Aischylos der Marathonskämpfer schildert ohne eine Beimischung von Hohn oder Haß warm und würdevoll den Zusammenhang der Achämeniden unter einander und mit ihrem Volk.

Der kleinen Griechenwelt lag das Perserreich als nächstes Ausland gegenüber, und deshalb fand man es ganz in der Ordnung, daß landesflüchtige Hellenen dorthin ihre Schritte lenkten. Man dachte also nicht daran, König Demaratos von Sparta und den Athener

Dikaios, die in Xerxes' Gefolge herüber kamen, als Verräther anzusehen, ebenso wenig, wie man es dem verbannten Themistokles zur Schande rechnete, daß er königlicher Würdenträger wurde. Es bestand eine merkwürdige Naivität in der Auffassung des nachbarlichen Verhältnisses. Den Persern, welche seit den Tagen des Xyros eine wesentlich andere Meinung von ihren Nachbarn gewonnen hatten, war jede hellenische Kraft willkommen, und für die Griechen behielt das Reich des Großkönigs immer etwas Imponirendes durch die unerschöpfliche Fülle der Hülfsmittel, die Stetigkeit der Verhältnisse und den Glanz des Hofes.

Es zog die Griechen nach dem, was sie zu Hause nicht hatten, und es waren die begabtesten Köpfe, welche einen spröden Republikanismus am leichtesten überwandten und auswärtige Fürstenhöfe aufsuchten, wo sie neue Anregung fanden und reichlicheren Dank ernteten. Welch ein Sängerkreis sammelte sich um Hieron von Syrakus, und während Athen elend zu Grunde ging, waren Zeuxis und Timotheos, Choirilos, Agathon und Euripides am Musenhofe des Archelaos, von fürstlicher Gunst gefesselt. Auch für das Volk hatten die ferneren Reichsfürsten einen zauberhaften Reiz und regten die Phantasie zu Dichtungen und Kunstwerken an, welche keine höfischen Huldigungen waren.

Auf einem in seinen einfachen Zügen tief ergreifenden Bilde sehen wir Kroisos, den ersten Großfürsten des Morgenlandes, dessen Glanz herüberstrahlte, mit seinem Scepter feierlich thronend, auf einem Scheiterhaufen, mit ausgestreckter Rechten den Göttern einen Weihfuß spendend, während die Flammen durch den Holzstoß züngeln. Er will sein Reich nicht überleben; wohlgemuth aber stellt er den Göttern anheim, was sie über ihn beschließen.

Ein anderes Bild zeigt den König Dareios, wie er die Räthe seiner Krone versammelt, um den Zug gegen Westen zu beschließen. Oben steht die zitternde Hellas, und der untere Streifen zeigt, wie gerechtfertigt ihre Angst sei, denn da sieht man vor dem königlichen Schatzmeister die tributpflichtigen Provinzen auf den Knien.

Endlich das großartigste Werk antiker Geschichtsmalerei, das pompejanische Mosaik, wo sich zwei Könige im Moment einer weltgeschichtlichen Entscheidung begegnen. Alexander, zu Ross vorstürmend, ist nur wenig Schritte vom Großkönige entfernt; da wirft sich Dathres in die Mitte und wird von Alexanders Lanze durchbohrt. Selbstvergessen streckt Dareios von seinem Wagen die Arme nach dem für ihn sterbenden Bruder aus, während ein anderer Getreuer ihm das Ross bringt, das ihn aus dem Getümmel tragen soll.

Kein Hofkünstler war im Stande, das Königthum in Glück und Unglück würdevoller darzustellen, als die griechische Kunst aus innerem Antriebe gethan, und es bleibt ein ehrenvolles Zeugniß hochherziger Geschichtsbetrachtung, daß Ausländer und Gegner so dargestellt werden, ein neuer Beweis, daß zwischen dem Königthum des Morgenlandes und der hellenischen Welt ein grundsätzlicher Widerspruch nicht bestand.

Und wie wirkten nun die Erfahrungen des öffentlichen Lebens auf die Denker im Volk, auf das wissenschaftliche Bewußtsein der Geschichtschreibung und Philosophie?

Von dem blutigen Staatenkriege um die Hegemonie lag nur ein zweifelloser Erfolg vor, die gründliche Auflösung des Gemeinfinns, der die erste Voraussetzung freier Bürgerstaaten ist. Man hörte in Athen keine Athener mehr, sondern nur Oligarchen und Demokraten, und die Leidenschaft der Partei hatte nicht nur das sittliche Bewußtsein zerrüttet, sondern auch das Urtheil so verdüstert, daß das Verständniß der eigenen Vorzeit den besten Köpfen verloren ging. Das Bergwerksgesetz des Themistokles, das den Sieg von Salamis möglich machte, wurde als der Anfang einer verderblichen Einseitigkeit angesehen, und die Schuld des Unheils bis auf das Haupt Solons zurückgewälzt. Im Widerspruch mit Allem, worauf Athen stolz sein konnte, schwärmte man für den verderblichsten Feind der Stadt, den Sohn der Parysatis. In ihm sah Xenophon, der Thukydides' Werk fortsetzte, das Ideal eines Herrschers verwirklicht, dem er seine Person rücksichtslos zur Verfügung stellte. Hellenischer Patriotismus war in einen unbedingten Royalismus übergegangen,

und als das strahlende Bild des jungen Kyros, das wie der Morgenstern einer glücklichen Zukunft hoffnungsvoll begrüßt wurde, plötzlich, einem Meteore gleich, erloschen war, wandten sich die verlangenden Blicke nach Norden, und im Gegensatz zu Demosthenes, dem letzten Helden der Republik, der noch einmal Athen sich selbst zurückgab, vertrat Sokrates die Ansicht, daß die Zeiten des Lokalpatriotismus vorüber seien; aus engen Kreisen müsse hellenische Bildung in die Welt hinausgetragen werden. Das könne nur durch einen königlichen Mann geschehen, und nachdem man lange nach dem richtigen Könige ausgeschaut hatte, der das Programm des neuen Kosmopolitismus durchführen könne, erschien die Erhebung des makedonischen Hofes endlich als die Erfüllung der Zeiten. Sokrates' Schüler, Theopompos, wurde durch Philipp zum Historiker „da einen Mann seinesgleichen noch niemals die Erde getragen habe“, und schrieb griechische Geschichte als Zeitgeschichte Philipps.

Während der Blick des Historikers von dem gefesselt wurde, was die Gegenwart bewegte, richtete sich das Auge der Philosophen auf das Gesamtergebnis der hellenischen Geschichte, welche alle Formen des Gemeinwesens zuerst durchgebildet hatte. Jetzt erst war eine Wissenschaft der Politik möglich; sie folgte unmittelbar den Thatfachen der Geschichte, so unmittelbar, daß das Urtheil kein unbefangenes sein konnte.

Das Antlitz des edelsten Volks war durch die Leidenschaften der Parteiung so verzerrt, die Verfehrtheiten eines entarteten Republikanismus lagen so klar vor Augen, daß die heimathliche Verfassungsgeschichte unter dem Eindruck tiefer Verstimmung angesehen wurde; man stand nicht frei und hoch genug, um einen Perikles von den nachfolgenden Demagogen zu unterscheiden.

Wie nach einem Kaufsüchtigen sich der Genuß in Widerwillen und Beschämung umsetzt, so blickte man in die Vergangenheit zurück, und die Geschichte der hellenischen Freistaaten fiel unter den Gesichtspunkt einer pathologischen Betrachtung.

Auch für Aristoteles war die Demokratie eine entartete Verfassung; aber er stand hoch über dem Standpunkt fanatischer

Oligarchen und wußte einen Solon voll zu würdigen. Auch er war weit entfernt, wie die Isokrateer, in einer Person das Heil zu suchen, und die Monarchie als ein Universalmittel aufzustellen.

Doch verweilt er mit Vorliebe bei den Formen des Königthums, deren jede ihren geschichtlichen Boden haben müsse, dem Königthum der Heroenzeit, dem Königthum als erblichem Feldherrnamte, dem Wahlkönigthum und dem angestammten hausväterlichen Herrscheramte, das nicht auf Söldnerschaaren ruhe, sondern in Erinnerung an empfangene Wohlthaten willige Anerkennung finde.

Wir haben die alten Zeiten im Fluge durchmustert. Wir sahen, wie ein uraltes Königshaus in großem Stil bei den Hellenen lange Zeit bestanden hat, wie die geschichtlichen Staaten im Königthum wurzelten, wie man in den Republikanischen Staaten seine Traditionen festzuhalten, seine Vorzüge zu ersetzen suchte und wie lange königliche Geschlechter in Segen geblieben sind; wir sahen, wie das ausländische Großkönigthum mit Ehrerbietung angesehen wurde und durch die Hellenen thatsächlich zur Oberhoheit in Hellas gelangt ist, bis ihre Historiker endlich die Monarchie als die allein heilbringende Verfassung offen verkündeten und ihre Philosophen zum ersten Mal eine wissenschaftliche Theorie des Königthums aufstellten.

Aristoteles führte uns in den Kreis der Gedanken, welche uns heute hier vereinen. Er kommt mit seinem Bilde des wahren Herrschers, der sich selbst Gesetz ist und nur des Volkes Wohl im Auge hat, nahe an das, was uns das Königthum ist. Eins aber kennt er nicht, der große Denker, was dem wahren Herrscheramte die Weihe giebt, das heiligste Band zwischen Fürst und Volk, das Band der Liebe.

Der erste hellenistische Großkönig lenkte von dem Ideal, das seinem Lehrer vorschwebte, rasch und unaufhaltsam in die Bahnen des Orients ein, dessen Reiche einander zermalmten wie reisende Thiere, und es schien, als ob das blutige Ringen um die Welt-herrschaft niemals aufhören sollte.

Inzwischen hat sich still und unscheinbar der Keim einer neuen sittlichen Ordnung entwickelt; ein neues Weltalter hat begonnen, auf das der Prophet hinweist mit dem Friedenskönig, der nach den Thieren des Schreckens kommt und dessen Reich kein Ende hat. Kämpfen und Blutvergießen hat nicht aufgehört, aber durch das Getümmel des Irdischen geht der Athemzug einer höheren Welt. Es giebt andere Ziele als die der Herrschsucht, einen andern Maßstab des Ruhms als den des kriegेरischen Erfolges. Was allem Thun der Menschen allein wahren Werth verleiht, die Aufrichtigkeit des Gemüths und die Kraft selbstverläugnender Liebe, hat auch dem Königthum eine neue Weihe gegeben, und so können wir uns von dem Rückblick auf das rastlose Ringen der Alten nach richtiger Staatsleitung um so freudiger zu dem erheben, was wir vor dem Alterthum voraushaben.

Denn wenn schon beim Uebertritt auf europäischen Boden eine höhere Entwicklung des Königthums begonnen hat, so ist die sittliche Aufgabe desselben, wie wir mit Stolz sagen dürfen, von keinem Herrschergeschlecht, das die Geschichte kennt, höher gefaßt und großartiger durchgeführt als von unseren Hohenzollern. Nirgends sind Fürst und Volk durch festere Bande verknüpft, nirgends die Gegensätze zwischen Herrschaft und Gesetz, Gehorsam und Freiheit, Monarchie und Bürgerstaat glücklicher überwunden. Heute aber bringen wir einem Könige unsere Huldigung dar, der an Waffenruhm seine glorreichen Ahnen überstrahlt, aber in keinem Kriege seinen Ruhm im Auge hatte, sondern nur die Gut des Vaterlandes und die Einigung seiner Stämme zu einem Reiche des Friedens.

In ihm ist die durch die Zeiten wandelnde Idee des Königthums, der das Verlangen der Menschen zu Grunde liegt, das Wohl des Ganzen an einem Herzen ruhen zu wissen und den Staat, dem sie angehören, in einer Person lieben zu dürfen — auf die seltenste Weise zum Ausdruck gekommen. Denn seine Regierung hat wie eine Sonne mit milder Kraft die Herzen erwärmt und eine persönliche Liebe entzündet, welche die Menschen veredelt und uns Deutsche unter einem Landesvater zum Brudervolk verschmolzen hat.

Wir preisen unser Loos, daß es uns vergönnt worden ist, in diesem Licht zu wandeln. Einmüthig danken wir Gott, daß er bis auf den heutigen Tag unsern geliebten Kaiser und König, und uns in ihm, so reich gesegnet hat. Wir geloben ihm, Jeder an der ihm angewiesenen Stelle, in Ehrfurcht und Treue sein großes Friedenswerk zu fördern. Wir begleiten ihn in sein neunzigstes Lebensjahr mit den heißesten Segenswünschen unserer dankerfüllten Herzen.

VII.

Die Griechen als Meister der Colonisation.

22. März 1883.

Die Geschichte der klassischen Völker ist eine Weltgeschichte im Kleinen, so inhaltreich und übersichtlich, daß wir auch für die Aufgaben unserer Zeit immer Neues lernen, je eifriger wir nachforschen, wie es den Alten gelungen ist, die von der Natur dargebotenen Vortheile zu verwerthen und die Gefahren zu vermeiden. Denn die natürlichen Gaben können alle zum Segen wie zum Unsegel werden.

Was bewundern wir mehr im Archipelagus als die gegenseitige Durchdringung von Meer und Land und schon an der Riviera rufen wir entzückt: Das ist ein griechisches Gestade! Themistokles beklagte, daß seine Vaterstadt nicht ganz im Meer auf vorspringender Halbinsel angelegt sei, und suchte diesen Nachtheil nach Möglichkeit wieder gut zu machen; aber schon in Platons Gesetzen — welcher ein Widerspruch! — wird der Satz aufgestellt, daß eine Stadt, welche in Ehrbarkeit und guter Sitte sich selbst treu bleiben wolle, mindestens zwei Meilen vom Strande entfernt sein müsse, und die philosophischen Staatslehrer waren einstimmig, die Meeresnähe als eine verhängnißvolle Mitgift, als die Ursache der Entartung des Volks und seines sittlichen Verfalls anzusehen. Die Einseitigkeit dieser moralisirenden Betrachtung hat schon Aristoteles gerügt, und wir sind Alle mit ihm der Ueberzeugung, daß, wo menschliches Leben sich voll und reich gestaltet, mit den Keimen, welche Blüthe

und Frucht treiben, unvermeidlich auch die Ursachen des Vergehens sich entwickeln. Der Geschichtsforscher aber hat das Recht und die Pflicht, vor Allem das Werden ins Auge zu fassen, die mit der Arbeit wachsende Energie des gesunden Volksgeistes in Erledigung großer Culturaufgaben, und ihr folgen wir nirgends mit höherer Bewunderung, als wenn wir sehen, wie die Hellenen mit zäher Ausdauer alle Schrecken des Meers überwinden, seine wüsten Flächen in Straßen des täglichen Verkehrs umwandeln, alle Hafensplätze ringsum aufspüren und durch ihre Besiedelung die Nachbarvölker in den Kreis einer höheren Lebensordnung einführen, die Mängel ihrer Heimath ergänzen, ihre Hülfquellen mehren, ihren Gesichtskreis stetig erweitern, und während langer Friedenszeiten kühnen Unternehmungsfinn in Uebung halten.

Die Durchführung dieser Arbeit ist die größte Leistung der Hellenen, die den Glanz der glorreichsten Siegestage erlebigen läßt. Denn bei ihnen war ja die Colonisation nicht etwas Gelegentliches, das hie und da unter besonderen Verhältnissen zu Stande kam, sondern ein wesentliches Stück ihres Lebens, Jahrhunderte lang in allen Formen durchgebildet, und darum ist es noch heute eine der anziehendsten Aufgaben, den Hellenen als den Vorbildern und Meistern der Colonisation durch die verschiedenen Stadien ihrer nationalen Arbeit zu folgen.

Das Ostbecken des Mittelmeers ist die natürliche Schule überseeischer Colonisation; denn nirgends ist das hüben und drüben so nahe bei einander. Alle Gestadeländer sind seewärts offen und einladend, landeinwärts aber geschlossen und verriegelt, so daß die vorspringenden Halbinseln mit ihren Gegengestaden enger zusammenhängen, als mit den Continenten, deren Ausläufer sie sind.

Darum aber glaube man nicht, daß den Hellenen ihre Erfolge mühelos in den Schoß gefallen seien. Sie haben saure Lehrjahre durchgemacht und die Meeresnähe lange Zeit wie einen Fluch empfunden. Das mußte sie ihnen sein, so lange fremde Völker das Meer beherrschten, phönizische Kaperschiffe urplötzlich im Morgennebel auftauchten, die Eingeborenen mit

buntem Land an den Strand lockten, die Söhne und Töchter des Landes in unerreichbare Ferne fortschleppten. Auch in größerer Zahl wurden sie fortgeführt, um fremder Colonialpolitik als Material zu dienen, bis sie allmählich ihren Feinden das Handwerk ablernten, eigene Schiffe zimmerten und sich schaarenweise zusammenthaten, um in steten Ventezügen die erlittene Unbill an den älteren Seevölkern zu rächen. Als „Kinder des Meers“ tauchen sie im 14. Jahrhundert v. Chr. an den Nilmündungen auf und machen die Pharaonen in ihren Säulenpalästen erzittern; die Namen des tyrrhenischen und des ionischen Meers sind noch heute Denkmäler von der Betheiligung griechischer Volksstämme an der ältesten Culturgeschichte europäischer Küstenländer.

Das war keine Colonisation, sondern ein wüthes Hin- und Herziehen von Stämmen, welche früher auf dem Meere heimisch waren als im eignen Lande, unstät wie die Welle, die an keinem Strande haftet. Erst allmählich bilden sich engere Kreise mit festerem Zusammenhange, Insel- und Küstensäume mit heiligen Mittelpunkten, wie es die Insel Delos war, und im elften Jahrhundert ziehen aus allen Häfen der griechischen Halbinsel die dichten Bünde von Insel zu Insel nach dem asiatischen Festlande hinüber. Das sind keine Freibeuter mehr, keine in fremde Volksmassen sich verlierende Schaaren von Abenteurern, sondern politisch entwickelte Stämme, die auf uraltem Boden griechischer Nationalität eine neue Heimath suchten und sich die besten Lagen auswählten, um Städte zu gründen, die nun nicht mehr wie die mutterländischen sich ängstlich vom Strande fern hielten, sondern fest an die See vorgeschoben, auf Seefahrt und Seeherrschaft berechnet, auch nicht von einzelnen Stämmen ausgehend, sondern unter Betheiligung aller Hauptzweige der Nation, der Aeolier, Dorier, Jonier, Stadt an Stadt gereiht, ein neues Griechenland Angesichts des alten.

Welch ein Fortschritt im Vergleich mit jenen Ventezügen, in denen griechische Schaaren, wie die Wikinger der ägäischen See, zuerst in der Geschichte auftauchen! Aber auch diese Gründungen sind noch Ergebnisse großer Volksbewegungen, welche,

vom nordischen Alpenlande ausgehend, die ganze Halbinsel durchwogten und erst in dem Doppelgriechenland diesseits und jenseits des Meers zur Ruhe kommen. Es waren Colonien ohne Mutterstädte; sie gehören noch dem griechischen Mittelalter an, wo in gährender Unruhe die Völkerschaften feste Wohnplätze suchten.

Mit dem neunten Jahrhundert ist Hellas äußerlich fertig, der Schauplatz hellenischer Geschichte naturgemäß abgegrenzt. Diese Grenzen waren aber nicht im Stande, die Schranken zu bilden, innerhalb derer sich die anwachsende Volkskraft zurückhielt. Jetzt treten einzelne Städte hervor, welche ihren Beruf darin erkennen, die Schranken zu durchbrechen, den Ueberschuß an jungem Volk auswärts zu leiten und durch eine große Thederei die Auswanderungshäfen ihrer Umlande zu werden. Das war der Anfang städtischer Colonisation; dafür ist das achte Jahrhundert das epochemachende.

Milet war die erste Königin der Meere; dann Chalkis am stillen Fahrwasser von Euböia. Von Chalkis erhielt Korinth den Anstoß. Denn in Hellas wurde ja Alles ein Gegenstand des Wettkampfs, und bald gab es keinen günstig gelegenen Ort, von wo nicht aus enger Bucht die Seestraßen in das Weite gebahnt wurden. Was man draußen suchte, waren sehr reale Gegenstände. Denn die Städte waren diesseits und jenseits so dicht an einander gereiht, daß sie bei rasch anwachsender Volksmenge außer Stande waren, sich auf eigenem Grund und Boden die nöthigen Hülfquellen zu verschaffen. Man suchte und fand sie in den Gegenden, die von der Heimath am verschiedensten waren, in den breiten Stromthälern südrussischer Steppen wie im Delta des Nillandes. Hier fand sich unerschöpflicher Vorrath an Korn, an Fischen, an Holz, Metall und allem für den Schiffbau nöthigen Material. Die Colonien wurden überseeische Vorstädte der Mutterstadt, für den täglichen Bedarf unentbehrlich.

Aber das Bedürfnis war nicht der einzige Antrieb; der Gottesdienst gab die Weihe. Als Apollodiener sind die Hellenen ihrer geistigen Ueberlegenheit sich bewußt geworden und damit auch der Verpflichtung, den heilbringenden Dienst auszubreiten.

Die Errichtung eines Apolloaltars war das Erste, wodurch der fremde Strand an Hellas geknüpft wurde. Jede Stadtgründung war eine Mission.

Darum galten in Delphi die Männer, welche das Wasser der Arethusa tranken, d. h. die Bürger von Chalkis, für die Besten aller Hellenen, weil sie am kühnsten Propaganda machten am Strande von Thracien wie am Aetnafuß und am campanischen Golf.

Die Colonisationsarbeit, die das achte und siebente Jahrhundert ausfüllte, war eine Heldenzzeit der Hellenen, eine ununterbrochene Reihe von Feldzügen, in denen sie die Gluth tropischer Sonne wie des Nordens Winterkälte ertragen und die wildesten Völker bändigen lernten. Es war die Zeit, wo sie aus der Enge ihrer Heimathskreise heraus Natur und Menschenwelt überblicken lernten. Die Dichter des achten Jahrhunderts priesen die stolzen Wogen des Borysthenes, und in den Hafensplätzen Joniens gediehen die ersten Keime vergleichender Länder- und Völkerkunde, der Naturforschung und Philosophie.

Es war aber die Ausbreitung des Volks, auch wenn sie sich bis an die Mündungen der Rhone und des Guadalquivir erstreckte, keine Lockerung des Volksganzen und keine Auflösung der natürlichen Gemeinschaft, sondern die Hellenen wurden sich jetzt erst klar über ihren angeborenen Besitz; sie lernten sich fühlen als ein gottbegnadigtes Geschlecht, körperlich wie geistig zur Herrschaft berufen. Es war eine Verklärung und Bergeistigung ihres Heimathsgefühls, indem es nicht mehr an der Scholle klebte. Weit getrennte Städte fühlten sich als Kinder eines Hauses, weil sie vom Stadtherde der Mutterstadt ihr Feuer empfangen hatten, weil sie an denselben Tagen denselben Göttheiten opferten, dieselben Gesetze und bürgerlichen Ordnungen hatten, weil sie ihren Kindern die schönen Sagen von Iphigeneia und der irrenden Jo erzählten, weil sie Alle einen Homer hatten. In der Colonisation ist der Heldemuth erwachsen, kraft dessen die Phokäer sich jenseits des Meers eine neue Heimath suchten und Themistokles den Spartanern mit dem Abzug der Flotte nach Italien drohte, wo aus freien Athenern ein neues Athen erstehen würde.

Das ist das Gesamtergebnis der Colonisation für die Geschichte des griechischen Volks. Sie wurde aber in einzelnen Staaten auf besondere Weise als ein Zweig politischer Kunst ausgebildet.

Zunächst in Korinth.

Die Korinther, am schmalen Gebirgsrande angesiedelt, waren von Anfang an mehr draußen als daheim zu Hause, und schon in den Zeiten, da die Geschlechter überall das Stadtre Regiment führten, gab es hier, und nur hier, eine Aristokratie, deren Grundbesitz Werfte und Seeschiffe waren, die von fernen Küsten das Rohmaterial einführten und in einheimischen Fabriken verwertheten. Die eigene Unzulänglichkeit wurde die Quelle von Macht und Reichthum; denn das Stadtgebiet wurde auf die jenseitige Terrasirma, die üppige Achelooslandschaft, ausgedehnt, und außerhalb des Golfs ging es von Insel zu Insel weiter; feste Plätze wurden in zweckmäßigen Entfernungen angelegt, Land- und Seestraßen gebahnt, hemmende Landzungen durchstoßen; Kriegsschiffe sicherten den Handelsverkehr, und so gestaltete sich von der kleinen Winkelstadt in der Tiefe des Golfs ein Reichsgebiet, das sich über drei Breitengrade nach Norden erstreckte und seine Handelsverbindungen bis an den Alpenfuß ausdehnte.

Korinth war das antike Venedig. Durch alle Stadien seines Verfassungslebens war die Politik des Staats wesentlich Colonialpolitik. Während der Geschlechterherrschaft dienten die überseeischen Plätze, um die Elemente der Gährung zu entfernen; die Tyrannen errichteten Secundogenituren in den bestgelegenen Küstenorten und die Republik förderte dieselbe Seepolitik im Geiste kaufmännischer Speculation. Aus den bäuerlichen Umlanden sammelte sich das wanderlustige Volk, wenn eine neue Gründung angefangen wurde; die Pflanzbürger bildeten Handelsgesellschaften, welche zu bestimmten Zeiten Commissare ausschieden, die mit einem caravanenartigen Gefolge in das Binnenland zogen, um im Interesse der Gesellschaft korinthische Manufacturen gegen die Rohstoffe umzutauschen, welche die Eingeborenen auf den Markt brachten.

Auch die in der Heimath Zurückbleibenden konnten sich an überseeischen Gründungen betheiligen, indem sie Geldbeiträge einzahlten. So wurde auch das kleine Capital herangezogen und die Colonisation wie ein Aktiengeschäft behandelt; so nahm auch die ländliche Bevölkerung an den wichtigsten Unternehmungen des Staats mittelbaren Antheil. Das weite Handelsgebiet der Kaufmannstadt wurde durch Münzeinheit zusammengehalten, und kluge Schonung der Pflanzstädte mit festem Zusammenhang nach Möglichkeit vereinigt. Die Politik war ihrem Wesen nach eine Friedenspolitik. Aber das Meer läßt sich nicht sperren wie ein Gebirgscanton. Drangen fremde Mächte in den Insel- und Küstenbezirk der Seestadt ein, so mußte sie sich mit voller Energie zur Wehr setzen, der Löwin gleich, der man die Jungen raubt — und dieser Einbruch erfolgte von Athen.

Athen war kein Staat, dem die Seemacht etwas Unentbehrliches war, wie Korinth. Athen konnte als Landstadt bestehen, und was in Korinth sich von selbst machte, war in Athen ein neuer, schöpferischer Gedanke hervorragender Staatsmänner und das Ergebnis ganz besonderer Verhältnisse. Als aber Athen aus seinen engeren Kreisen heraustrat und seemächtig wurde, waren nach zwei Jahrhunderten rastloser Colonisationsthätigkeit alle wohlgelegenen Küsten dicht besetzt. Es kam also darauf an, andere Ansprüche als die der Mutterstadt geltend zu machen, um weiterstrennte Küstenorte zu einem Ganzen zu vereinigen. Das war der nationale Gedanke, den die kleine Bürgergemeinde am Ilisos aufnahm; es war die heilige Pflicht der Abwehr gegen das Vordringen der Barbaren, die nur gelingen konnte, wenn die vereinzelt wehrlosen Städte den einzigen zur Führung berufenen Staat als Vorort anerkannten.

Nachdem die Gewaltpolitik des Themistokles aufgegeben war, kam durch Aristides und Kimon eine ganz neue Art von Colonialverband zu Stande. An Stelle der Blutsverwandtschaft trat ein geistiges Band, auf freiem Anschluß beruhend, eine aus den verschiedensten Stämmen zusammengesetzte Bundesgenossenschaft, die sich um den Tempel des Apollon einigte; an Stelle einer

auf Geldwirthschaft gegründeten Kaufmannspolitik eine nationale Aufgabe ersten Rangs, die Freiheit des griechischen Mannes, die Sicherheit hellenischer Cultur den ländergierigen Barbaren gegenüber. Es war das verkürzte Bild eines Colonialreichs, in welchem dem anerkannt ersten Staate die mutterstädtischen Rechte als Ehrengabe freiwillig übertragen wurden.

Es liegt in der Natur der menschlichen Dinge, daß dieser ideale Zustand nicht lange ungetrübt dauern konnte. Die Verhältnisse waren so zart und schwierig, daß sie nur von der Hand eines überlegenen Staatsmanns glücklich behandelt werden konnten. Nur ein Mann wie Perikles war im Stande, milde Schonung mit unerbittlicher Strenge richtig zu verbinden. Er verfolgte auch zuerst den großen Gedanken, die Wahl-Mutterstadt so mit Kunst und Weisheit auszustatten, daß sie gleichsam die Sonne wurde, um welche sich wie nach einem Naturgesetze die Insel- und Küstengemeinden ordneten. Er sorgte dafür, daß mehr und mehr Landgebiet, entweder solches, das nach Kriegsrecht eingezogen oder durch besondere Verträge erworben war, in Ackerlose getheilt, zur Ansiedelung attischer Colonisten benutzt wurde. Dadurch wurde Athen nachträglich eine wirkliche Mutterstadt der Inseln. Diese Neubürger gingen aber nicht in die ältere Bevölkerung auf, sondern sie blieben Bürger von Athen. Die Hauptstadt wurde so vor Uebervölkerung beschützt; Mitglieder der untersten Vermögensklassen wurden Grundbesitzer und ihre Ansiedelungen die festesten Stützpunkte attischer Seemacht; es waren überseeische Gaue von Attica.

Als Vorort zur See konnte Athen auch die westlichen Golfe und Meere nicht außer Acht lassen. Korinth, der einzige gefährliche Nebenbuhler, mußte in Schach gehalten werden. Seine abtrünnigen Colonieen wurden in Bundesgenossenschaft aufgenommen und am Ausgange des Golfs von Lepanto erwuchs in dem mit Messeniern bevölkerten Naupaktos Korinth gegenüber ein attischer Waffenplatz.

In Großgriechenland hatte sich das Hellenenthum auf eigenthümlichem Wege entwickelt. Weise Gesetzgeber hatten hier aus den bürgerlichen Satzungen der einzelnen Staaten des Mutter-

landes das Beste vereinigt, um solche Verfassungen herzustellen, in denen jede hellenische Bevölkerung ihre Befriedigung finden konnte. Das war ein ungemein wichtiger Fortschritt griechischer Kultur, wie er nur in den Colonieen zu Stande kommen konnte. Hier knüpfte Perikles an. Alt-Sybaris wurde als Thurioi erneuert; eine attische Pflanzstadt, aber eine gesamtgriechische Bürgerschaft; Arkader, Eleer, Böotier, Athener wohnten hier nach den Gesetzen des Charondas zusammen, die erste nationale Stadt der Hellenen, gebaut von Hippodamos, der zuerst nach einem wohl durchdachten und künstlerischen Plane hellenische Großstädte anzulegen gelehrt hatte. In gleichem Sinne wurde Amphipolis am Strymon mit Griechen verschiedener Herkunft bevölkert. Es war der einzige Weg, um Griechenland aus der verhängnißvollen, aufreibenden Spannung innerer Gegensätze zu befreien, sie über die Enge der Cantonalpolitik zu erheben und an ein brüderliches Zusammenleben in gemeinsamen Staatsordnungen zu gewöhnen.

Bei Athen war die Colonisation kein natürlicher Prozeß wie in Korinth; ursprünglich ohne eigene Colonieen, hat es dann in Folge seiner staatlichen Entwicklung die Erbschaft der andern Seemächte angetreten, alle Erfahrungen älterer Zeit sich zu eigen gemacht und so das hellenische Colonialwesen nach seiner sozialen und politischen Seite zu der höchsten Vollendung geführt, in der es für alle folgenden Zeiten maßgebend und vorbildlich geworden ist.

Naupaktos war schon eine strategische Colonie; es war wesentlich Waffenplatz und Angriffspunkt.

In diesem Sinn folgte Theben, als es in eine vorörtliche Stellung eintrat, indem der dem Perikles geistverwandte Epameinondas die versprengten Messenier in ihrer alten Heimath sammelte und den bäuerlichen Cantonen Südarkadiens einen städtischen Mittelpunkt gab. Durch Messene und Megalopolis wurde Sparta in eine Art von Belagerungszustand versetzt, wie einst Korinth durch Naupaktos; und durch ihre mit allem Aufwand von Kunst befestigten Pflanzstädte herrschten die Thebaner in der dorischen Halbinsel.

In Theben lernte Philippos, des Amyntas Sohn, die Ueberlegenheit hellenischer Politik und die auf ihr beruhende Siegeskraft kennen und für seine Dynastie verwertken.

Mit der Gründung von Philippi im thrakischen Bergwerksdistrikt trat Makedonien in die Bahn hellenischer Colonisation ein; es war der Erstling jener Reihe von Städten, deren Bau den folgenden Jahrhunderten ihr Gepräge gab. Denn die ganze weltgeschichtliche Entwicklung, die wir Hellenismus nennen, beruht ja wesentlich auf der bis an den Indus reichenden Kette neuer Städte. Sie waren die Pfosten, auf denen der makedonische Reichsbau ruhen sollte. Der Bau zerfiel, aber die Städte blieben, wo griechisch redende Bürgerschaften nach griechischen Gemeindeordnungen beisammen lebten. Es waren Colonieen ohne Mutterstädte. Wenn aber eine Mutterstadt gesucht wurde, der man nach altem Herkommen huldigen und an die das gemeinsame Heimathsgefühl sich anschließen konnte, so war es nur Athen, wohin der Blick sich richtete, die Stadt, welcher Perikles die Weihe gegeben hatte, die ihr als reichster Segen gefolgt ist. Durch die Liebe zu Athen wollten jetzt Fürsten und Völker sich als hellenisch gebildet legitimiren, und wir können behaupten, daß keinerlei vorörtlichen Rechte allseitiger und dauerhafter anerkannt worden sind als die dieser geistigen Metropolis. Sie war der heilige Herd in dem großen Hause, das alle hellenisch Gebildeten wie eine Völkerverfamilie umschloß. —

So erkennen wir, rückwärts schauend, von der Zeit an, da Griechenland fremden Seevölkern als Material für ihre Colonisation diente, eine zusammenhängende Entwicklung, die für die Gesamtgeschichte der Mittelmeervölker maßgebend geworden ist, ja Alles, was für die Geschichte der Menschheit im Alterthum geleistet worden ist, steht mit den Colonieen der Griechen in unmittelbarem Zusammenhang. Sie haben die Erfindungen des Morgenlandes, vor Allem Schrift und Maß, zu einem Gemeingut der Völker gemacht. Sie haben, was sie überkommen und was sie neu geschaffen, als fruchtbaren Samen an allen Küsten ausgestreut und zwar in doppelter Weise. Zuerst in zerstreuten Niederlassungen von abenteuernden Schaaren, die

den Binnenvölkern auf die Dauer nicht widerstehen konnten. Sie haben also den ausgestreuten Samen nicht in eigenem Gehege aufziehen können. So war es in Mittel- und Norditalien, wo sie, von der etruskischen Volksmasse überwältigt, ihre Selbständigkeit frühzeitig einbüßten, und kaum können wir hier und da die Stätten nachweisen, wo sie gegessen haben. Verloren aber war die Aussaat nicht. Von den Etruskern gesammelt, wurde der Ertrag landeinwärts getragen. Das tarquinische Rom war voll von griechischer Kunst, und nach griechischem Staatsrecht wurde die Stadt der Quiriten Vorort von Latium. Aus den Felsgrüften Mittelitaliens, wo keine Griechenstadt vorhanden war, taucht in tausendfachen Bildern griechisches Leben an das Tageslicht hervor, und die Poesie hellenischer Seefahrtslegenden webt um die ganz entfremdeten Völker noch ein zartes Band uralter Blutsverwandtschaft, die in sporadischen Ansiedelungen wurzelt.

Ungleich deutlicher ist der überseeische Einfluß in der zweiten Form; dort, wo unter günstigeren Verhältnissen den Hellenen vergönnt war die Reime des nationalen Lebens in selbständigen Gemeinwesen zur Entwicklung zu bringen, wo griechisches Stadtleben sich eigenartig und so üppig entfaltete, daß die Großgriechen mitleidig auf die Städte des Mutterlandes hinüberblickten. Ausnahmsweise haben diese Coloniestädte eine bewundernswürdige Dauerhaftigkeit bewährt, wie z. B. Chersonesos in der Krim, das sich bis tief in das Mittelalter hinein erhielt, wie die Mumie einer Griechenstadt. In der Regel war das Leben glänzend, aber kurz. Die inwohnende Lebenskraft bewährte sich aber darin, daß sie, wenn sie mit großen Reichsbildungen in Conflict kamen, auch in der Niederlage die Sieger blieben, wie die Purpurnuschel sterbend den Saft giebt, mit dem die Großen der Erde ihr Triumphkleid färben. Als Tarent gefallen, wandelte Rom sich um, schloß sich an griechische Münze, an griechische Gemeindeordnungen und Gottesdienste an; im großgriechischen Coloniallande bereitete Rom sich vor, die Welt Herrschaft zu übernehmen. Nachdem durch griechische Colonisation auch das Morgenland eine gleichartige Cultur erhalten hatte,

konnte der römische Kaiser den ersten Weltcensus halten, und die Sprache der Hellenen war in dem Grade Weltsprache geworden, daß in ihr allen Völkern der Erde das Evangelium verkündet werden und damit ein neuer Welttag anbrechen konnte.

So knüpfen sich an die Colonieen der Griechen alle weltgeschichtlichen Thatfachen an, welche das Alterthum erfüllen und über dasselbe hinaus tief in unser Leben hineinreichen. —

Wie von einer hohen Warte haben wir das Hin- und Herwogen der Stämme und Völker am Mittelmeer überschaut, und einer solchen Betrachtung werden Sie, wie ich hoffe, nicht widerstrebend heute gefolgt sein. Denn wie der Bürger an festlichen Tagen sein Handwerksgeräth ablegt, die enge Werkstatt verläßt und sich in freier Natur umschauend seiner Muße freut, so ziemt es auch einer deutschen Universität, wenn sie im Feierkleide sich versammelt, ohne den Boden ernster Wissenschaft zu verlassen, sich in freierem Umblick zu vergegenwärtigen, was durch treuen Fleiß im Kleinen allmählich an Anschauungen gewonnen ist, die den Zusammenhang der menschlichen Dinge umfassen und darum Allen nahe liegen, welche nach Wahrheit und Erkenntniß streben.

Kaiser Wilhelm's Geburtsfest ist ein Tag, an dem wir Alle nur von einem Gefühle beseelt sind, daß wir unser deutsches Vaterland, das wir ihm verdanken, das glorreich gegründetete, in Eintracht mehr und mehr sich befestigen, immer kräftiger gedeihen und erstarken sehen wollen.

Nächst den Griechen hat kein Volk der Erde das, was es an Kraft besitzt, so zu einem Gemeingute der Menschheit gemacht, wie die Deutschen. Nach allen Richtungen haben sie den Ocean, der unser Mittelmeer ist, überschritten; in allen überseeischen Continenten haben sie die Wälder gelichtet, den Boden urbar gemacht, den Samen ausgestreut. Vaterlandslos, wie sie waren, haben sie sich unter fremdem Volk verloren und bei dem Ausbau fremder Staaten als tüchtigste Werkmeister gearbeitet.

Seit Kaiser Wilhelm ist es anders geworden. Seit er das Reichsbanner entfaltet hat, verläugnen die Überseeischen ihr Vaterland nicht mehr; sie fühlen sich stolz als Deutsche, sie reichen uns

über den Ocean brüderlich die Hand, sie theilen mit uns Freude und Leid.

Aber noch immer sind sie, wie die Hellenen an den etruskischen Küsten, Colonisten der Diaspora, kraftvolle Zweige vom Baum geschnitten, auf fremden Stamm gepfropft, um seine Krone zu füllen, Bausteine fremdländischer Staatengründungen, und wir fühlen Alle, wie schwierig es für uns ist das nachzuholen, was in günstigen Zeiten zu erreichen uns versagt war.

Wenn es uns aber gelingen wird — und an Kaiser Wilhelm's Geburtstag haben wir hohen Muth und starke Hoffnung —, daß der Ueberfluß deutscher Volkskraft in überseeischen Ansiedelungen beisammen bleibt und selbständig wirkt, dann sollen die Griechen in der rastlosen Energie, in dem festen Zusammenhange, den sie unterhielten und in der unauslöschlichen Heimathstreue uns ein Vorbild sein, wenn wir auch keinem Volke wünschen können, daß die Colonieen eine solche Rolle bei ihm spielen wie bei den Hellenen.

Bei ihnen ist ein übergroßer Theil des Volkslebens in Colonialgeschichte aufgegangen und darum von auswärtigen Verwickelungen abhängig gewesen. Darum sind alle größeren Volkskriege, der troische, der Ielantische, der persische und der peloponnesische, Colonialkriege gewesen und die Politik der hervorragendsten Städte war wesentlich Handels- und Colonialpolitik, weil sie, wie heute die englische Mutterinsel, ohne die Pflanzstädte gar nicht bestehen konnten. Das innere Gebirgsland war nur wie ein Magazin, in welchem sich, von städtischem Leben entlegen, unverbrauchte Naturkraft erhielt, wie noch heute das dortige Volksleben darauf beruht, daß aus dem Hochlande die begabteren Leute in die Küstenstädte zuwandern, das Volksleben erfrischen und dann selbst wieder in das Seevolk aufgehen.

Wer kann verkennen, daß die hellenische Volksentwicklung keine normale war, daß die excentrische Richtung des Volkslebens überwucherte und daß die Unzulänglichkeit des eigenen Bodens eine dauernde Unruhe hervorgerufen hat, wie sie ähnlich bei den Phöniziern stattgefunden hatte, und eine weite Zerstreuung der besten Volkskräfte, die für die Nachwelt ein Segen war, für das Volk selbst ein Keim des Untergangs! Haben wird doch

oft den Eindruck, als wenn es mehr für Andere als für sich selbst gelebt und gearbeitet hätte!

Unser Volk in seinem großen binnenländischen Vaterland bildet den vollkommensten Gegensatz zu hellenischer Landbildung mit ihren Vortheilen und Gefahren. Uns ist es nicht so leicht geworden, wie den glücklicher gestalteten Nachbarländern an Seefahrt, Welthandel und der damit verbundenen Blüthe einheimischer Gewerbe Theil zu nehmen.

Die Schwierigkeit der Aufgabe steigerte sich durch die Zerrissenheit des Vaterlandes und die sich überall kreuzenden Sonderinteressen der Einzelstaaten.

In der heutigen Feierstunde erkennen wir von Neuem dankbar und freudig an, daß Alles anders geworden ist; wir danken Gott, daß unter dem Scepter des Reichsgründers in einem neuen Friedensjahre die deutschen Stämme und Staaten mehr und mehr in einander wachsen und in friedlichem Wettstreit die Fülle ihrer Kraft entwickeln konnten, wir danken unserm Kaiser und Herrn, daß er mit selbstloser Hingebung und festem Muth seines hohen Amtes wartet. Wir erslehen von Gott, daß unserm theuern Kaiser auch im neuen Lebensjahre die rüstige Kraft erhalten bleibe, und wir geloben für uns und für die deutsche Jugend, die um uns versammelt ist, daß Jeder von uns an seiner Stelle die volle Kraft einsetzen wird, das kaiserliche Werk und damit die Wohlfahrt des Vaterlandes zu fördern.

VIII.

Athen und Eleusis.

22. März 1884.

Ueberschreitet man die Höhen, welche Athen im Westen begrenzen, so öffnet sich, wie man den Paß hinabsteigt, ein landschaftliches Bild, dessen Eindruck Niemand vergißt, der den Weg einmal gemacht hat. Es ist eine weite Fruchtebene, im Norden die steile Wand des Kithäron, im Westen die zackigen Hörner von Megara, südwärts das Meer, durch die steilen Felsufer von Salamis ringförmig eingefast. Das blaue Meer liegt wie ein Bergsee zu unseren Füßen, und wenn Athen mit der unruhigen Mannigfaltigkeit seiner Höhengruppen, seinen in das Weite führenden Seestraßen hinter uns versunken ist, haben wir hier eine in sich abgeschlossene Küstenebene vor uns, eine Landschaft von großartiger Einfachheit und feierlicher Ruhe, ohne sichtbare Verbindung mit der Außenwelt.

In Attica hat jeder Hügel, jedes Thal seine Sage und Geschichte, die Ebene von Eleusis in hervorragender Weise, und da gerade jetzt unter allgemeiner Spannung aller Freunde des Alterthums auch hier die vorzeitlichen Denkmäler wieder an das Licht treten, sei es mir vergönnt, in dieser festlichen Stunde von Athen und Eleusis zu reden.

Eleusis ist der einzige Theil des attischen Landes, der nie ganz in Athen aufgegangen ist, und diese Selbständigkeit beruht auf einer inhaltreichen Sondergeschichte. Welche Bewegungen, fragen wir, haben denn die stille Bucht in das geschichtliche Leben hereingezozen?

Von der See kamen thrakische Stämme, die den Dienst des Poseidon mitbrachten, zu Lande peloponnesische Einwanderer, Ueberreste der ältesten Landesbevölkerung, deren Wohnsitz von den Doriern besetzt wurden. Die Masse fügte sich den Ordnungen und den Gottesdiensten der Eroberer; die edlen Geschlechter suchten sich von Messenien aus eine neue Heimath und brachten den Dienst der Erdmutter Demeter, den sie mit dem von Kreta her weit verzweigten Pelasgervolk theilten, nach dem attischen Ufer. Heimathlos, kummervoll, wie eine dienstsuchende Magd tritt sie hier auf, aber sie offenbart ihre segenspendende Macht, sie wird die herrschende Göttin; von ihrer Ankunft erhält das Land den heiligen Namen „Eleusis“, und die Herolde, welche den Advent der großen Göttin verkünden, werden aus dem Geschlechte des Eumolpos gewählt, zum Zeichen, daß die neuen Ansiedler mit dem thrakischen Stamm sich verschmolzen haben.

Die beiden Nachbarerebenen treten nun mit ihren besonderen Gottesdiensten ebenbürtig einander gegenüber; nirgends zeigt sich ein zäherer Widerstand gegen die Einigung der attischen Landschaft unter den Burgherren von Athen, und erst nach blutiger Fehde kommt es zu einem dauerhaften Frieden, nicht durch willenslose Unterwerfung des schwächeren Nachbarn, sondern durch Vereinbarung und Vertrag. Der Delbaum der Athena wird als Wahrzeichen und Mittelpunkt des ganzen Landes auch von Eleusis anerkannt; aber es bleibt von allen attischen Gauorten neben Athen die einzige Stadt und wahrt sich die selbständige Verwaltung seiner Gottesdienste. Diese behalten aber aus der Zeit der Unterdrückung den Charakter des Heimlichen und Abgeschlossenen in der Form von Mysterien, an denen nur diejenigen Theil nehmen dürfen, welche in die engere Gemeinde feierlich aufgenommen und eingeweiht sind.

Diese Verschwisterung der zwei Ebenen, welche in die Zeit der Könige hinaufreicht, ist eine der wichtigsten Thatfachen attischer Culturgeschichte. Das Haus der eleusinischen Göttin wurde als das Mutterhaus anerkannt, von dem der ganze Segen des Ackerbaues ausgegangen sei; ein Filial von Eleusis, das Eleufinion, wurde hart unter den Felsen der Akropolis angelegt. Eine

heilige Bahn, von Stadt zu Stadt gezogen, war das Band der Einheit und die feierlichsten Prozeffionen verschmolzen sie zu einem unlöslichen Ganzen. Die Behörden Athens übernahmen die Bürgerschaft, daß Jahr aus Jahr ein zum Heile des Staats die eleusinischen Feste in voller Ordnung ausgeführt wurden, und neben der Burggöttin sind nun die „zwei Gottheiten“, wie sie genannt wurden, d. h. Demeter und Kora, die ehrwürdigsten und zugleich vertrautesten Gestalten des attischen Volksglaubens.

Vor ihrem Angesichte in der heiligen Nacht wurde die Schlacht von Salamis geschlagen und am Vorabend glaubte man in der menschenleeren Landschaft den Staubwirbel des eleusinischen Festes zu sehen und die Musik der Fackelzüge zu vernehmen, wodurch die Gottheiten von Eleusis sich an dem nationalen Kampfe wunderbar bethätigten.

Darum erhob sich auch aus dem Perserbrande ein neues Eleusis in glänzender Gestalt, und die ersten Baumeister des Perikles fanden hier Aufgaben von ganz besonderem Interesse. Denn es galt hier nicht für das Bild einer Gottheit das würdigste Obdach herzustellen, oder allgemeinen Staats- und Reichsfesten einen prachtvollen Schauplatz zu bereiten, sondern für die Festgenossenschaft der Eingeweihten einen Versammlungsraum herzurichten, ein eigentliches Gemeindehaus, monumental und groß, aber heimlich und geschlossen, einen überdeckten, von oben erhellten, zu andächtigem Schauen und Hören wohl eingerichteten Bau.

Man konnte sich kein Athen ohne Eleusis denken, und die Wanderfeste herüber und hinüber gehörten zu den wesentlichen Lebensbedürfnissen der Athener. Darum konnte Alkibiades auf der Höhe seines Feldherrnglücks nichts Glänzenderes ausführen, als daß er die durch den dekeleischen Krieg unterbrochenen Festzüge nach Eleusis erneuerte.

So innig aber auch diese Verschmelzung war, die Beziehungen zur alten Heimath der pelasgischen Demeter waren nicht erloschen. Als daher die Messenier gegen Sparta im Aufstande waren, kamen die Eleusinier ihnen gegen dieselben Dorier, vor denen ihre Väter geflüchtet waren, mit Kriegsvolk zu Hülfe, und

als Epameinondas die Spartaner in ihre Landesgrenzen zurückwies, wurden an den Waldbergen um Ithome, wo die Muttergemeinde von Eleusis vor Menschengedenken gefessen hatte, die dort erloschenen und längst verschollenen Gottesdienste nach eleusinischem Muster durch einen Athener von Neuem eingerichtet.

So hat sich das, was für die Geschichte attischer Bildung so charakteristisch ist, daß nämlich die verschiedensten, aus den Umländen zugetragenen Keime geistigen Lebens in Attica eine besonders glückliche, fruchtbringende und mustergültige Entwicklung gewonnen haben, an den eleusinischen Diensten in hervorragender Weise bewährt.

Jeder Aufschwung des städtischen Wohlstandes ist Eleusis zu Gute gekommen. Davon zeugen die Bauten der lykurgischen Finanzverwaltung, denen die Prachtbauten römischer Philhellenen folgten. Denn was Rom an Athen fesselte, war nicht am wenigsten Eleusis. Während nämlich die eigentlichen Staatsgötter mit den Staaten, die unter ihrem Schutze gestanden, an Ansehen verloren hatten, waren die Geheimdienste in steigender Geltung, und wer für sein Seelenheil etwas Besonderes thun wollte, suchte vor Allem die Weißen von Eleusis zu erlangen. Durch Eleusis wurde Attica ein heiliger Boden, das Ziel andächtiger Pilgerfahrten von den Enden der Erde. Unter römischer Herrschaft wurden alle konservativen Elemente im hellenischen Volksleben besonders gepflegt, und so ragte Eleusis unter den Trümmern der alten Welt als eines der letzten Bollwerke des Heidenthums hervor. Als solches wurde es von den christlichen Missionaren ausgekundschaftet, von den fanatisirten Gothenchaaren berannt, und der letzte Heldenkampf um den Glauben der Väter galt den Zinnen von Eleusis.

So weit der äußere Ueberblick einer mehr als tausendjährigen Geschichte, in welche nun neues Licht zu fallen beginnt. In diesen Jahren hat sich der geheimnißvolle Boden geöffnet; die Steinsteige im Innern des heiligen Versammlungshauses liegen wieder frei, auf denen einst an den inneren Wänden entlang die andächtige Menge den Wunderzeichen zuschaute und den Hymnen lauschte. In zahlreichen Bruchstücken kommen die Baurechnungen

zu Tage, aus denen eine Reihe bekannter Namen der demosthenischen Zeit uns vertraut entgegentritt; und während wir sonst über Alles, was Eleusis betrifft, auf die allgemeinsten und unklarsten Andeutungen angewiesen waren, blicken wir jetzt in den ganzen Hausrath des Mysterientempels hinein und erfahren mit einer Genauigkeit, welche die peinlichsten Mitglieder einer Oberrechnungskammer befriedigen würde, was ein Nagel am Neubau gekostet hat. Einer der merkwürdigsten Rechnungsposten ist aber der Betrag, welcher für die Einweihung von fünf Handwerkern gezahlt werden mußte, damit sie befugt waren, innerhalb des heiligen Hauses zu arbeiten.

Was die inneren Verhältnisse der Eleusinier betrifft, so war in geschichtlicher Zeit ihr Heiligthum ein attisches Staatsinstitut, und die Behörden von Athen waren für die Verwaltung desselben verantwortlich. Aber die Ueberreste alter Selbständigkeit sind nicht verschwunden. Man hat nach langen Kämpfen offenbar in schonender Weise und auf Grund gegenseitiger Verständigung die Nachbarstadt in den athenischen Staat eingeordnet, und wie man ausnahmsweise für Eleusis die Bezeichnung „Stadt“ neben Athen bestehen ließ, so sind auch den alten Geschlechtern, welche einst unabhängig in Eleusis walteten, dem Geschlecht der Herolde (Kerykes) und der Gumolpiden, gewisse Würden und Rechte als ein unantastbarer Besitz gelassen worden. Die Mitglieder dieser Geschlechter waren Bürger von Athen wie alle Anderen, aber sie blieben mit dem Heiligthum verbunden; sie bildeten einen priesterlichen Adel, dessen Rechte man beschränkte, aber nicht aufhob. So wählte man in den Verwaltungsrath der Mysterien zwei Athener aus dem ganzen Volke, aber die beiden anderen Stellen blieben den Geschlechtern vorbehalten. Die Auslegung des heiligen Rechts blieb den Gumolpiden, das Amt des Fackelträgers und gewisse Priesterthümer den Herolden als Privilegium vorbehalten. Nur durch Mitglieder dieser Familien konnte die Aufnahme in die Mysterien erfolgen, und wenn die beiden Geschlechter gemeinsame Beschlüsse fassen, durch welche Wohlthäter des Heiligthums geehrt werden, so dürfen wir darin noch einen Nachklang der vorgeschichtlichen Zeiten erkennen,

in denen sie gemeinsam und allein das Heiligthum verwaltet haben; es sind schattenhafte Ueberreste eines priesterlichen Geschlechterstaats.

Und doch war der alte Priesterstaat keine wesenlose Form, keine Mumie ohne alles Leben. Eleusis bewahrte seine Bedeutung als Sitz väterlicher Tradition und ehrwürdiger Erinnerungen. Der rastlosen Neuerungsfucht Athens gegenüber erhielt sich hier das uralt Gegebene, das ungeschriebene Herkommen. Das hohe Ansehen des Heiligthums ging auf seine Vertreter über und gab ihnen gelegentlich eine maßgebende Bedeutung auch für das öffentliche Leben. So vermochte der heilige Herold Kleokritos durch seine Person die zu blutigem Kampf einander gegenüberstehenden Bürgerparteien auf Munichia zu versöhnen, und ein eleusinischer Priester war es, der allein sich weigerte, den vom Volksjubel umschwärmten Alkibiades aus dem Bannfluche zu lösen. Man begreift nun auch, wie die dreißig Tyrannen auf den Gedanken kamen, nach Verlust von Athen Eleusis zu einer Burg der Reaction zu machen.

Die Priesterschaft hatte auch eine gewisse nationale Bedeutung; denn sie stand mit Delphi und anderen geistlichen Instituten in Zusammenhang. Sie hielt alle Barbaren von der Schwelle des Heiligthums fern und von den Volksgenossen diejenigen, welche durch Abfall von väterlicher Ueberlieferung anstößig waren. Sie übte also eine Art Censur und hatte eine Macht über die Gewissen. Sie theilte auch Göttersprüche mit, wie uns die Inschriften lehren.

Der Hierophant, dessen die Gemeinde nur beim Fackelglanze nächtlicher Feier ansichtig wurde, war der Sphäre des bürgerlichen Lebens am meisten entrückt. Er war in dem Grade gottesdienstliche Person, daß er bei Antritt des Amtes seinen bürgerlichen Namen verlor. Die Meereswelle, heißt es, spülte ihn weg. Das Bad war also ein sacramentaler Act, aus dem der zum Tempeldienst Berufene wie ein neuer Mensch hervorging; das Erste war vergessen.

Auch die Aufnahme in die Gemeinde der Eingeweihten war eine Art Neugeburt. Wir haben eine Reihe amtlicher Protokolle

mit Angabe der Personen, welche bei der Feier als Zeugen anwesend waren.

Was dem Gemüthe des Einzelnen Eleusis gegeben habe, auch davon zeugen die Denksteine, die aus dem Schutt hervorgehen, die Grabschriften voll Dank und trostreicher Zuversicht:

Fertlich ist, was wir von den Seligen haben, der Tod sei
Uns kein Uebel, es sei Sterben dem Menschen Gewinn!

Gott hat dem Menschen die Ewigkeit in das Herz gelegt, und keinem Volke der Erde ist die Zukunft der Menschenseele etwas Gleichgültiges gewesen, am wenigsten einem geistig so aufgeweckten und so lebendig empfindenden Volke, wie die Griechen waren.

Diese Gedanken erfüllten sie, da sie in patriarchalischen Zuständen als ackerbauende Pelasger den Boden von Hellas urbar machten, und das Samenkorn, das in der Tiefe modert, um neu zu keimen, wurde ihnen das heilige Symbol für die des Leibes Verwesung überdauernde, einem neuen Leben entgegenreifende Menschenseele.

Unter dem festschaften Bauernvolke traten jüngere Stämme, wandernde, abenteuernde Krieger- und Seefahrerstämme vor. Die bewegte Gegenwart forderte den ganzen Menschen, das Jenseitige erblickte; Leben ist das höchste Gut. „Lieber ein Knecht sein auf Erden, als ein König im Schattenreich!“

War es nun nicht eine denkwürdige Fügung, daß gerade in Attica, wo das geschichtliche Leben am vollsten pulsrte, die alt-pelasgische Religion eine Stätte fand, wo sie sich neu entfaltete, neben der lärmenden Weltstadt das stille Seitenthal mit seinen heiligen Weihen?

Das war keine Spaltung, kein Gegensatz wie zwischen Secten, deren eine die andere verkehrt, sondern eine wohlthuernde Ergänzung, dem Bedürfniß derer entgegenkommend, die in der mehr und mehr verweltlichten Staatsreligion sich unbefriedigt fühlten. Anstatt des äußerlichen Dienstes handelte es sich hier um Erbauung des Gemüths, um trostreiche Veruhigung, um etwas Selbsterlebtes. Eleusis war eine Schule der Frömmigkeit, wie

kein Staatscultus es sein konnte, und der wohlthuende Eindruck einer vor der Welt verschlossenen Gemeinschaft erquickte die heilsbedürftigen Gemüther.

Es war aber nicht nur ein stiller Rückzugsort für die, welche an dem hochgespannten Leben der Hauptstadt nicht theilnehmen wollten oder konnten, sondern selbst ein Quell voll geistigen Lebens, wo die genialsten Dichter der Nation Erhebung und Begeisterung fanden. Auch die Muse des Lustspiels wird zu erhabenem Schwung fortgerissen, wenn sie die Nachtfeier in Eleusis schildert, und der Eleusinier Aischylos hat nicht nur die priesterlichen Prachtgewänder, die er als Knabe angestaunt, für seine Bühne verwerthet, sondern in vollem Verständniß seiner Poesie hat ihm Aristophanes beim Beginn eines dramatischen Wettkampfes das Gebet in den Mund gelegt:

Göttin Demeter, die Du meinen Geist genährt,
Sieh, daß ich Deiner heiligen Weißen würdig sei!

Pindar wie Sophokles preisen den unschätzbaren Segen der Eleusinien, und wie bei den Dichtern überall ein höherer Ton anklingt, wenn von ihnen die Rede ist, so ist es auch in der bildenden Kunst, namentlich in der Malerei; denn zu plastischer Gestaltung war der Mysterienglaube weniger geeignet, da es hier auf Ausdruck von Stimmungen und tiefsinnigen Gedanken ankam.

So malte Polygnotos zwischen lauter wesenlosen Schattenbildern zwei Eingeweihte in voller Persönlichkeit, froh und lebensgewiß über den Acheron fahrend. Der Demeterkreis war bilderärmer als der der anderen Olympier; es haben aber die Darstellungen etwas Innerliches, was unser Gemüth anspricht, und über manche Abschiedsscene der Tochter und über ihre Wiederkehr, wie sie leuchtend aus der Tiefe emporsteigt, ist eine religiöse Stimmung ausgebreitet, welche von dem Geiste hellenischer Plastik und polytheistischer Mythendarstellung sehr verschieden ist.

Wächst nicht unsere Bewunderung vor dem, was das Ländchen Attica an geschichtlichem Leben hervorgebracht hat, wenn wir die Zwillingstädte in ihrem gegenseitigen Verhältniß zu einander

betrachten, wenn nicht neben Athen ein zweiter Brennpunkt idealer Interessen vorhanden war, ein Gemeinwesen, aus vorzeitlichem Stamm so urkräftig erwachsen, daß er durch alle Strömungen der Zeit ein Jahrtausend hindurch sich treu blieb, bei allen Verkehrtheiten, welche anklebten, doch eine geistige Macht ohne Gleichen, von den Ersten des Volks wie von der Menge anerkannt und von allen geistlichen Instituten Griechenlands das dauerhafteste!

Eleusis war eine Welt für sich, von den wechselvollen Ereignissen der attischen Geschichte unberührt.

Um so merkwürdiger ist, daß es, wie neuere Entdeckungen gelehrt haben, einmal in die Politik des Tages hereingezogen ist, und zwar in der Zeit, wo jeder auftauchende Zug attischer Geschichte uns besonders willkommen ist, in den Tagen perikleischer Staatsverwaltung. Ihr Programm war es, Athen so auszustatten, daß es von allen gebildeten Hellenen als geistige Hauptstadt anerkannt werde. Dazu sollte auch Eleusis mitwirken.

Um diesem Vorhaben ein nationales Gepräge zu geben, mußte von Delphi die Anregung ausgehen.

Ein delphisches Orakel kommt nach Athen. Es mahnt daran, daß alte Verpflichtungen gegen Eleusis, das Mutterheiligthum, von wo Triptolemos die Segnungen des Landbaues verbreitet habe, in Versäumniß gerathen seien.

Die älteste Form der Huldigung war die Abgabe des Kornzehnten, durch den bei jeder Ernte von Neuem anerkannt wurde, von wem der Segen stamme. Rath und Bürgerschaft beschließen also auf Grund der delphischen Mahnung die Erneuerung des alten Herkommens, und zwar in der mildesten Form; denn die Abgabe sollte nichts als ein symbolischer Ausdruck frommer Dankbarkeit und religiöser Zusammengehörigkeit sein, also von je hundert Scheffeln Gerste nur ein Sechstelschffel, vom Weizen ein Zwölftel. Diese Abgabe soll in den Gauen von Attica durch die Ortsvorsteher erhoben, aus den Bundesstädten eingesandt werden; innerhalb fünf Tagen muß bei Strafe von 1000 Drachmen den Ueberbringern der Zehnte abgenommen werden. Endlich

werden alle Hellenen aufgefordert, sich freiwillig an dieser Huldigung für Demeter zu betheiligen.

Ferner wird angeordnet, daß in Eleusis Kornmagazine angelegt werden sollen, und daß der Ertrag des Zehnten eine zwiefache Verwendung finde, erstens zu Opfern und zweitens zur Herstellung von Weihgeschenken im Eleusinion von Athen. Die Aufträge dazu sollen von der Bürgerschaft von Athen im Einverständnis mit dem heiligen Rath von Eleusis erfolgen und jedes der Standbilder die Unterschrift tragen: „Die Hellenen weihen dies als Fruchtzehnten der Göttin.“

Werde dies Alles — so schließt das Decret — ordnungsmäßig ausgeführt, so werde reichlicher Segen auf den Feldern der Athener ruhen.

Ein Zusatzparagraph, von dem berühmten Lampon beantragt und von der Bürgerschaft angenommen, ordnet die Herstellung von Steinurkunden an, deren eine glücklich in unsere Hände gelangt ist, die Einfügung eines Schaltmonats für die Einbringung des ersten Zehnten, ferner die scharfe Umgrenzung des Eleusinion und seiner Umgebung, endlich wird eine Novelle in Betreff des Olivenzehnten in Aussicht gestellt.

Wir sind noch nicht im Stande, die merkwürdige Urkunde nach allen Seiten und in allen Einzelheiten sicher zu beurtheilen; es ist ein Actenstück, welches uns in die inhaltreichste Zeit attischer Geschichte einen Einblick öffnet, aber auch neue Räthsel aufgiebt.

Als Volksführer in die Höhe gekommen, hatte Perikles mit Mitteln demagogischer Politik die conservative Partei, die ihm entgegenstand, gesprengt. Er konnte jetzt, was er wollte; kein Zweiter stand neben ihm.

Jetzt lenkt er ein (so glaube ich den Zusammenhang der Thatfachen auffassen zu dürfen) und beginnt ein neues Programm zu verwirklichen. Durch die Theuerung des Jahres 445/4 veranlaßt, erläßt er bei Gelegenheit einer ägyptischen Kornspende das berühmte Bürgergesetz, um die überfüllte Stadt von einer Masse halbbürtiger Einwohner zu befreien; der Kern der alten Familien soll wieder lauterer hervortreten. Vielleicht benutzte er

dieselbe Theuerung, um auf den vernachlässigten Dienst der Demeter hinzuweisen, der Vertreterin alter Religiosität. Delphi und die Priesterschaft von Eleusis mußten ihm helfen. Perikles gehörte ja selbst dem alten Geschlechte der Buzzygen an, dessen Stammherr zuerst den Pflug bespannt haben sollte. Seiner aristokratischen Familientradition entsprach es durchaus, ehrwürdige Gebräuche der Vorzeit zu erneuern; für seine politischen Ziele aber war ihm jedes Mittel willkommen, das in wirksamer Weise dazu diente, das Ländchen Attica mit Euboia, den Inseln und den jenseitigen Küsten innig zu verschmelzen. Der Demeterdienst war ein neutraler Boden, weil er kein eigentlicher Staatscultus war; er war überall volksthümlich, in Attica aus peloponnesischem Keim erwachsen. Hier hoffte man über den Kreis der Bündner hinaus Sympathie zu gewinnen und die spröden Stammgegensätze zu mildern. Hatte man doch damals unter Leitung desselben Lampon, der zu dem Volksbeschlusse das Amendement gestellt hat, in Unteritalien eine Stadt gegründet, wo unter dem Banner von Athen die verschiedensten Stämme des griechischen Volks sich zu einer Bürgergemeinde harmonisch einigen sollten.

Mit diesen Bestrebungen steht auch unser Volksbeschlus in unverkennbarem Zusammenhange. Hebung der Stadt Athen als einer Mutterstadt des Kornbaues, der Grundlage aller höheren Gesittung, Verschmelzung des attischen Küstenreichs zu einem in religiöser Form geweihten Ganzen und Heranziehung der anderen Hellenen zu einer friedlichen, in würdigen Kunstwerken sich bezeugenden Gemeinschaft — das waren die Gesichtspunkte des großen Staatsmanns; dazu sollte auch die Macht verwerthet werden, welche Athen durch Eleusis über die Gemüther der Menschen hatte. Der eleusinische Stein ist eine der wichtigsten Urkunden zur Kenntniß perikleischer Reichspolitik und den von Athen ausgehenden panhellenischen Bestrebungen um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr.

Was werden wir noch aus dem Boden der heiligen Stadt empfangen? Wir harren mit gespannter Erwartung. Denn was aus Athen kommt, das sind keine trockenen Blätter für das Herbarium des Gelehrten, sondern frische Zweige und

Blüthen, die uns Alle erfreuen, Zeugnisse eines vielseitig angelegten geistigen Lebens voll hoher, idealer Ziele. Es berührt uns Alles menschlich so nahe wie eine Kunde aus der eigenen Heimath.

Darum schien mir auch das, was schon jetzt aus dem sich entschleiernden Eleusis zu Tage getreten ist, nicht unwürdig zu sein, um an dem heutigen Tage davon zu reden.

Denn dies ist der Tag, an dem wir die Garben aus unseren Feldern tragen, um sie am Throne niederzulegen, wie einen Zehnten unserer Ernte, auch für uns ein Symbol heiliger Verpflichtung; zum Zeugniß, daß wir auch in diesem Jahre nicht vergeblich gearbeitet haben; zum Ausdruck unseres Dankes, daß wir unter der gottgesegneten Herrschaft unseres Kaisers, von seiner milden Fürsorge getragen, mit voller Freude unseres hohen Berufs warten konnten, die menschliche Erkenntniß nach allen Seiten zu fördern und die deutsche Jugend heranzubilden in der Liebe zur Wahrheit, in selbstverläugnender Arbeitsamkeit und in der Treue zu Kaiser und Reich. Je deutlicher wir erkennen, welche Mittel der unerschöpfliche Geist eines Perikles aufbot, um die Stämme seines Volks friedlich zu einigen, ohne sein Ziel zu erreichen — um so tiefer empfinden wir, was uns geworden ist, um so fester ist Jeder von uns entschlossen, an seiner Stelle Alles zu thun, um das, was mit Gottes Hülfe errungen ist, in Kraft und Ehren zu erhalten.

Die Gründung des Reichs ist auch eine Epoche der Wissenschaft. Zu keiner Zeit sind so viel Quellen geschichtlicher Kunde eröffnet, die unseren Blick erweitern und unsere Kenntniß der menschlichen Dinge bereichern, wie unter der Regierung unseres Kaisers, und Keiner empfindet es dankbarer als er selbst, daß sein Name nicht bloß als der eines sieghaften Kriegsherrn in die Bücher der Geschichte eingezeichnet ist, sondern auch als der eines echten Friedensfürsten, unter dem die deutsche Wissenschaft mit dem Muth und der Zuversicht, welche der Besitz eines neu gewonnenen Vaterlandes einflößt, in der Geschichte des Geistes wie in Erkenntniß der Naturgesetze rastlos und erfolgreich nach allen Richtungen fortschreitet. Darum steht auch der Rückblick auf

das ferne Alterthum in unmittelbarem Zusammenhange mit dem, was uns heute bewegt, es stimmt zu dem Accord, der durch unsere Herzen klingt, es ist der Dank gegen Gott für alle Segnungen, die Kaiser Wilhelms Regierung uns gebracht hat, die freudige Huldigung, die wir dem Vater des Vaterlandes darbringen und das Gelübde, welches Alle, die unserer Univerſität als Lehrende und Lernende angehören, in dieser Feierſtunde erneuern, in treuer Pflichterfüllung das zu leiſten, was das Vaterland von uns erwartet.

IX.

Der Behnte.

22. März 1885.

Durch die Geschichte des Alterthums geht eine doppelte Bewegung. Einerseits führt uns die Fülle neu entdeckter Urkunden und Denkmäler immer tiefer in das Einzelleben der Städte und Stämme; andererseits steigert sich von Tag zu Tage das Bedürfnis, die alte Welt in ihrem Zusammenhange zu begreifen, und zu erkennen, was ein Volk dem andern gewesen ist. Diese Betrachtung ist um so lohnender, wenn sich nachweisen läßt, was die alten Völker an gemeinsamen Grundanschauungen hatten, und wie dies Gemeingut bei den verschiedenen Völkern eine nationale Ausbildung erhalten hat.

Lassen Sie mich den Versuch machen, dies an einem Punkte nachzuweisen.

Was den Menschen von den unteren Stufen der Schöpfung am deutlichsten unterscheidet, ist seine Beziehung zur unsichtbaren Welt, ein Gefühl der Abhängigkeit von überirdischen Mächten und das Bedürfnis, sein Verhältniß zu ihnen zu regeln.

Am merkwürdigsten tritt dies darin hervor, daß er sich auch den irdischen Dingen gegenüber nicht durchaus unabhängig und selbständig fühlt. Das Korn des Ackers, den er im Schweiß seines Angesichts pflügt, die Baumfrüchte, die er gezogen, der Wein, den er gefeltert, das besterworbene Eigenthum, betrachtet er doch nicht als etwas, worüber er rücksichtslos und nach Willkür verfügen kann, sondern als etwas Uebergebenes, ihm Anvertrautes und Abgabepflichtiges.

Dies Abheben eines für die Gottheit bestimmten Theils wurde überall als eine bindende Verpflichtung angesehen, und wer ihr in Einfalt des Herzens nachkam, galt unter allem Volk für einen rechtschaffenen und frommen Mann. Das Orakel des Apollo bezeichnete Klearchos von Methydrium als einen ihm besonders wohlgefälligen Mann, weil er in stiller Zurückgezogenheit sein Gütchen bestellte und von jedem Ertrage die Erstlinge weihte.

Aber auch mitten im Kriegslager wagte von den achäischen Helden Keiner aus dem Becher zu trinken, ehe dem hochgewaltigen Kronion der erste Guß gespendet war.

Das war keine Priestersakung, sondern ein altes Herkommen, im Volke wurzelnd, von Kreta, dem Ursitze hellenischer Sitte durch den Archipelagus verbreitet, die Trankspende bei feierlicher Stille am Beginn des Männermals.

Die Hellenen sind uns das geistig vertrauteste Volk des Alterthums. Was wir bei dem arkadischen Bauer und den achäischen Helden als Volkssitte kennen, war der einfachste Ausdruck eines gottesfürchtigen Sinnes, der vor dem Genuß der irdischen Gabe des Gebers gedenkt, eine Cultushandlung ohne Altar und Bild, eine Bethätigung religiöser Empfindung, die aller Mythologie vorausgeht, dem allgewaltigen Weltherrscher gewidmet, dem Achilleus spendet, zum Himmel anschauend.

Solche Abgabe von Speise und Trank war bei allen Völkern eine der ältesten religiösen Darbringungen.

Es blieb aber nicht bei so einfacher Form. Die Zahl, die Alles regelnde, kam auch zwischen Mensch und Gottheit zur Anwendung. Gott rechnet nicht mit den Menschen, aber die Priester rechnen, und sie mußten rechnen, wenn ein Gottesdienst eingerichtet wurde, dem ein Theil des Volks sein Leben widmen sollte.

Wo nun der Gott des Himmels nicht in ahnungsvollem Gefühl ergriffen wird, wie der pelasgische Zeus, zu dem Achilleus aufblickt, sondern der persönlich bezeugte ist, der Wohltäter, Führer, Gesetzgeber und König der von ihm ausgewählten Volksgemeinde, da wird, was dem Gefühl und der Sitte überlassen

war, gesetzlich geregelt. Die Erstlinge der Tenne, der Kelter und des Gartens werden als Pflichtgaben von den Israeliten gefordert; die Leistungen sind Gegenleistungen für empfangene Gnadenbeweise.

So wird für die in Aegypten gerettete Erstgeburt der Erstgeborene geweiht; er vertritt das Geschlecht, eben so wie die Erstlinge der Frucht den ganzen Ertrag des Jahres vertreten.

Um dies Verhältniß des Theils zum Ganzen näher zu bestimmen, wurde die Zahl benutzt, mit welcher sich, wie nach einer gemeinsamen Uebereinkunft, die Vorstellung einer aus gleichen Theilen bestehenden Einheit verbunden hat.

Zehn war der Ausdruck des in sich Abgerundeten und Vollständigen; der zehnte Theil vertritt das Ganze, und die Abgabe des Zehnten mahnt den Besitzer, daß er nicht in Wahrheit Eigenthümer sei, sondern nur das Nutzungsrecht an Grund und Boden habe.

Wo Staat und Gottesdienst so verschmolzen sind, wie beim Volke Israel, erscheint der Zehnte als uralte Form der Unterwürfigkeit. So huldigt Abraham dem Könige von Salem, und Jacob gelobt in Bethel: „So der Ewige mich behütet, soll er mein Gott sein, und ich will ihm den Zehnten geben von Allem, was er mir giebt.“

Es ist der symbolische Ausdruck eines unlösbaren Zusammenhangs, einer Hörigkeit, in welche ein ganzes Volk zu dem Gott seiner Väter tritt.

Was uralte Volkssitte war, die Abgabe der Erstlinge, ist nun in ein Rechtsinstitut, der freie Dank in eine vorschriftsmäßige Leistung umgewandelt, und das dem Maßstab des Gefühls Ueberlassene wird nach dem Decimalsystem geregelt. Die ethische Weihe dieser Satzungen beruht aber darauf, daß der Einzelne nicht mit pharisäischem Dünkel sich ein Verdienst daraus macht, wenn er mit übertriebener Heiligkeit auch das geringste Kraut verzehnet, andererseits die Abgabe nicht wie eine Steuerlast trägt, sondern dem Gebote folgt: Heilige deinen Zehnten fröhlich!

Aehnliche Ordnungen finden wir in den Priesterstaaten Kleinasiens, wo die Ortsgotttheit oberster Landesherr war, wie Jehova im heiligen Lande, und die Landleute, in offeneren Gauen um das Heiligthum angesiedelt, als Zinsbauern der Gottheit den Boden aderten.

Ein solcher Gauverein war das älteste Ephesos, und als Xenophon sich der ephesischen Göttin dankbar erweisen wollte, kaufte er von dem Gelbe, das sie ihm aufbewahrt hatte, bei seinem Landstzige ein Grundstück, und weihte es ihr, so daß sie Grundbesitzerin wurde, während er als ihr Pächter den Boden bestellte und ihr von Wiese, Feld und Garten, von Jagd und Fischfang den Zehnten zahlte.

So tief diese Beziehungen zur Gottheit, wie wir sie bei Israeliten und Hellenen finden, in das menschliche Leben eingreifen, so entziehen sie sich doch dem Gedächtniß der Geschichte, weil nur das Außerordentliche sich der Erinnerung einprägt. Wenn man aber die jährliche Ernte durch Abgabe der Erstlinge heiligte, wie viel mehr den Erfolg gefährvoller Unternehmungen, den Gewinn blutiger Kämpfe, wo die Gewaltthätigkeit einer religiösen Sühnung bedürftig schien und der göttliche Beistand dankbare Anerkennung verlangte!

Um 1100 vor Chr. schreibt Tiglat-Pilezar, wie unsere Keilschriftkener lesen: „Ich nahm die Stadt Murath, ihre Götter, ihre Habe. Die Stadt verbrannte ich; sechzig Erzwerke weihte ich Raman dem großen Herrn, der mich lieb hat. Fünf und zwanzig Götterbilder, die Beute meiner Hand, stellte ich auf zu Ehren des Tempels der Baltis, der Gemalin Assurs, meines Herrn, des Anu, des Raman, der Istar.“ „Nach Unterwerfung der Feinde Assurs habe ich die verfallenen Tempel des Landes wieder hergestellt, die Lämmer der erbeuteten Heerden dem Gotte Assur dargebracht.“

In assyrischen Urkunden des siebenten Jahrhunderts wird der Cedern gedacht, die, in Feindesland gefällt, für den Tempel des Reichsgottes verwandt werden sollen.

Wie verbreitet im ganzen Orient der Beutezehnte gewesen ist, zeigt am deutlichsten Herodots Bericht von der Plünderung

des lydischen Königspalastes. Denn als die Schätze in wüster Hast hinausgeschleppt wurden, ermahnt Kroisos den Perserkönig, an allen Thoren der Hofburg Wachen aufstellen zu lassen, weil es unerlässlich sei, die Beute vor der Zerstreuung dem Reichsgotte zu zehnten. Diese Verpflichtung wird also unter Bekennern der verschiedensten Religionen wie ein völkerrechtlicher Grundsatz anerkannt.

In das Abendland ist der Zehnte wohl vorzugsweise durch die Phönizier eingeführt worden. Darum knüpft auch die italische Sage den Zehnten an den Kultus des tyrischen Herkules, und phönizischer Auffassung entspricht es auch, daß die Verheißung großen Reichthums an die pflichtmäßige Abgabe des Zehnten geknüpft wird.

Je tiefer wir in die Anfänge der Staatengeschichte hineinblicken, um so mehr lernen wir es wie ein Entwicklungsgesetz kennen, daß die politischen Ordnungen sich religiösen Satzungen angeschlossen haben. Um gemeinsame Heiligthümer gesammelt, zu ihrem Schutz verbunden, sind die Stämme zu Nationen geworden, und wie in unsern Städten des Mittelalters die Parochien als älteste Gliederungen der Bürgerschaft gebildet haben, so sind auch in der alten Welt Landesverwaltung und Finanzordnung religiösen Institutionen nachgebildet worden.

Die Ansprüche der weltlichen Herrscher werden nach denen der Gottheit bemessen. Darum sagt Samuel den Kindern Israel: „Der König, den ihr haben wollt, wird euch zu Ackerleuten machen, die sein Feld bauen, und wird von euch den Zehnten fordern.“

Wir finden den Zehnten als Kronrecht in allen Monarchieen des Morgenlandes als das Kennzeichen satrapischer Verwaltung. Wenn in hellenischen Republiken Tyrannen auftreten, nehmen sie den Erntezehnten in Anspruch. Er ist das Recht des Eroberers.

Als die Athener das aufständische Mytilene unterworfen hatten, theilten sie das Gebiet in 3000 Ackerlose, sonderten 300 den Göttern aus und gaben das Uebrige an attische Bürger, welche nun von den alten Besitzern den Pachtzins einzogen.

Ebenso betrachteten sich die Römer im eroberten Lande als die alleinigen und unbedingten Herrn an Grund und Boden; sie beschränkten aber ihr Herrenrecht eben so wie die göttlichen Landesherrn des Orients, und ließen gegen Abgabe des Zehnten die Eingeborenen auf den ererbten Grundstücken wohnen.

Auch in seiner religiösen Form ist der Zehnte für dies Völkerleben von weitreichender Bedeutung gewesen. Er wurde an auserwählten Plätzen niedergelegt, an heiligen Stätten, wo man der Gottheit näher zu sein glaubte, wo die Vorräthe gesammelt und verwerthet wurden, um das gottesdienstliche Personal zu erhalten und die Festlichkeiten zu bestreiten. Die Feste wurden Volksfeste, welche der Stolz und die Freude des Landes waren. So wurde Jerusalem ein Wallfahrtsort, wo die Landesfinder sich sammelten, dem Aufrufe folgend: Seid fröhlich vor Gott eurem Herrn!

In entsprechender Weise wurden überall aus den Zehntniederlagen festliche Mittelpunkte von Volk und Land, religiöse Metropolen. Delos wurde die Königin der Kykladen, Dodona und Delphi zu Brennpunkten der Volksgeschichte. Denn wenn sich hier auch keine Reiche bildeten, wie um Jerusalem, so entwickelte sich doch das Nationalgefühl; Wege wurden gebahnt, friedlicher Verkehr entspann sich zu Land und Wasser.

Aus fernem Norden kommen die Hyperboreer und bringen den Zehnten erst nach Dodona, dann nach Delphi. Wo wüster Seeraub geherrscht hatte, knüpfen sich gastfreundliche Beziehungen zwischen den gegenüberliegenden Küsten, und ein geistiges Heimathsgefühl hält weit getrennte Volksgenossen zusammen.

Kamen doch von jenseits der Herkulesssäulen die Erstlingsopfer nach der phönizischen Küste, und in der Flotte Karthagos waren eigene Schiffe dazu bestimmt, den Zehnten Jahr aus Jahr ein nach dem Mutterheiligthum von Tyros zu bringen.

Aber auch stammfremde Völker gelobten den Zehnten, wenn sie, besonderer Hülfe bedürftig, den Schutz eines weltberühmten Heiligthums suchten. Hier war keine Tradition; daher die Unsicherheit, wie weit der Begriff des Zehnten sich erstreckte, und die Unruhe des Gewissens bei Ausführung des Gelübdes.

Als Beji fiel, mußten die römischen Krieger eiblich angeben, was jeder Einzelne davon getragen, damit dem delphischen Gotte sein volles Recht werde. Ja, nach wiederholten Sitzungen der Pontifices wurden außer der Beute auch Stadt und Landschaft als zehntpflichtig anerkannt. Den italischen Tyrrenern aber zürnte der Gott, weil sie vom Zehnten das Beste, nämlich die Menschen, vergessen hätten.

Im Morgenlande sind, wie die Herrscher, so auch die Götter Despoten. Sie fordern Blut; sie verlangen von den Eltern die Kinder, von der Gemeinde die Blüthe der Jugend. Wer am Leben verschont wird, bleibt der Gottheit verfallen. Er muß sein Leben einsetzen für die Ehre der Gottheit, um in fernen Weltgegenden ihr einen Dienst zu gründen.

Wenn der Menschenzehnte als Ersatz blutiger Opfer besonders von den Phöniziern eingeführt war, so begreifen wir die Verbreitung desselben am ganzen Mittelmeer. Selbst mitten im Binnenlande ist die Aussendung „heiliger Lenze“ die herkömmliche Form geworden, in welcher Bergvölker sich von einem Thal zum anderen ausbreiten, wie die Geschichte der Sabiner lehrt.

Nirgends aber ist der morgenländische Brauch, wie von den Heerden und Früchten des Landes, so auch von der männlichen Jugend den Zehnten auszufondern, in einer für die Volksentwicklung fruchtbareren und veredelteren Form durchgeführt worden, als bei den Hellenen.

Der Gott von Delphi sendet die Magneten aus Thessalien nach Kreta und nach Kleinasien, wo sie als Knechte Apollos leben, mit der Verpflichtung den Reisenden gastliche Aufnahme zu gewähren, für Plato ein Vorbild seines Idealstaats, weil sie den Gott selbst — und ihn allein — zum Gesetzgeber hatten.

Daran schloß sich der amphiktyonische Brauch, ganze Stämme, die dem Gotte feindliche Nachbarn gewesen waren, ihm zehntpflichtig zu machen, wie es durch die Dorier, als Vorkämpfer des Gottes, mit den Dryopern geschah.

Dies blieb auch in historischer Zeit die religiöse Form für die Bestrafung besiegtter Staaten; so wurden nach Abwehr der

Perfer diejenigen Hellenen, welche es mit dem Landesfeinde gehalten hatten, dem Gotte von Delphi gezehnet.

Ist es doch einer der Charakterzüge der Hellenen, daß sie Allem, was den zarteren Sinn verletzen oder das Gewissen beschweren konnte, einen versöhnenden Ausdruck zu geben wußten; das ist der Zug des Euphemismus, der durch Sprache, Gottesdienst, Kunst und öffentliches Leben hindurch geht. So liebte man auch den Erfolg der Waffen gegen Stammgenossen so einzukleiden, wie es die Eleer mit ihren Nachbarn, den Lepreaten, machten, indem dieselben dem olympischen Zeus gezehnet wurden.

So benutzten die Athener den nach Eleusis zu entrichtenden Kornzehnten als ein Mittel friedlicher Verschmelzung der mit Zwang zusammengehaltenen Reichsgenossen. Die Pietät gegen eine segensreiche Gottheit sollte dem Rechte des Stärkern als mildernde Ergänzung dienen.

Wie die Früchte des Landes erst dann mit gutem Gewissen genossen werden können, wenn durch Abhub des Zehnten der Dankeschuld genügt ist, so bedürfen auch die Erträge, welche ein mächtiger Borort von seinen schöpfpflichtigen Bündnern einzieht, einer solchen zur Beruhigung der Gemüther dienenden Heiligung.

Der Zehnte wurzelt im Glauben an eine Gottheit, welcher ungetheilt Alles gehört, was der Mensch sein Eigenthum nennt, die anstatt des Ganzen, das sie fordern kann, sich mit einem Bruchtheil begnügt. Diese Idee der Gottherrschaft bricht auch bei den Hellenen durch alle künstlichen Systeme des Polytheismus als das Ursprüngliche, wahrhaft Menschliche, als der Kern des religiösen Bewußtseins hindurch; am deutlichsten in Delphi, wo im Namen des Zeus Apollon — und Keiner neben ihm — das gesammte Menschenleben ordnet, und diese Theokratie war nach dem Urtheil der Weisesten die höchste Entwicklungsstufe des volksthümlichen Gottesdienstes.

Aber aller Orten, in jeder Gemeinde ist es eine Gottheit, von deren Walten das Heil des Gemeinwesens unbedingt abhängig ist. So ist, nachdem der bildlose Zeusdienst seine ursprüngliche Bedeutung verloren hatte, das unvertilgbare Bedürfniß des

Menschenherzens nach einem Gott zu seinem Recht gekommen. So ist die Tochter des Zeus das unsichtbare Haupt des Staats der Athener. Ihr verdankt er jeden Erfolg; ihr wird deshalb von jedem Gewinn, welcher der Staatskasse zufällt, von der Kriegsbeute, von dem Lösegeld der Gefangenen, von den Raperprisen, von den eingezahlten Geldstrafen, von den für die Staatskasse verkauften Gütern Verurtheilter der Zehnte abgetragen.

Wie die Hellenen nichts aus dem Morgenlande überkommen haben, dem sie nicht ihr eigenes Gepräge gaben, so ist es auch mit dem Zehnten.

Was im Volke Israel Ausdruck des persönlichen Verhältnisses zur Gottheit war, ist bei einem so politischen Volk, wie die Hellenen waren, zur Gemeindefache geworden; der Staat ist an Stelle der Individuen getreten, und dort, wo die staatsbildende Kraft sich am reichsten entfaltete, ist auch der Zehnte am vollkommensten in das Staatswesen aufgenommen.

Der durch den Zehnten gefüllte Schatz der Athena ist die Grundlage, auf welcher die Stadt Athen eine Großmacht in Hellas geworden ist. Der Staat ehrt die Gottheit durch die mit seiner Größe wachsende Pracht der Feste; er huldigt ihr als der Herrin von Stadt und Land, er schützt sie auf seiner Burg, er verzinst ihr alle Anleihen bis zur Rückgabe des Capitals — aber der Gläubiger hat keinen eigenen Willen; denn die Göttin wurde für so patriotisch angesehen, daß man ihrer Zustimmung gewiß war, wenn es eine Ausgabe zu Ehren und Frommen der Stadt galt. Man wußte, daß sie den Goldmantel von ihrer Schulter nahm, wenn der Staat gerettet werden sollte. Die weitläufige Abrechnung aber zwischen den Behörden der Stadt und ihrer Schutzgöttin war darum keine leere Spielerei mit religiösen Formen; sie erhielt die väterliche Ueberlieferung im Bewußtsein der Bürgerschaft, sie diente wesentlich zur Verschärfung der Controle in der Staatshaltung einer Demokratie, und zu einer heilsamen Scheidung der für den täglichen Bedarf flüssigen Gelder von den für äußerste Fälle aufzubewahrenden Beständen.

Kein Volk der alten Welt hat es nach den Israeliten mit dem Zehnten so ernst genommen wie die Hellenen, obwohl bei

ihnen keine gesetzliche Nöthigung vorhanden war und kein Priesterstand darüber wachte.

Darum ist der Zehnte ein Maßstab für die vielseitige rastlose Betriebsamkeit des Volks zu Wasser und zu Lande. Das Charakteristische für die Hellenen liegt aber darin, daß sie vom Landbau und Bergbau, von Fischerei und Seefahrt wie von der Beute nicht bloß den Schoß entrichten wollten, wie man einen ungeduldigen Gläubiger durch prompte Baarzahlung abfindet. Sie schleppten auch nicht, wie es Assyrer und Römer thaten, erbeutete Kunstwerke in den Tempeln zusammen; sie verwandelten vielmehr den Zehnten in Werke ihrer eigenen Hand, welche Zeugniß geben sollten, was sie mit den edelsten der ihnen von der Gottheit verliehenen Kräfte zu Ehren derselben leisten könnten.

So wurden die Spenden zu Denkmälern und die Tempel zu Archiven der Geschichte.

Spürte man z. B. den Fortschritten hellenischer Seefahrt nach, so fand man eine der wichtigsten Urkunden im Heiligthum der samischen Hera, den ehernen Mischkrug, sechs Talente an Werth. Es war der Zehnte vom Reingewinn der ersten Fahrt, welche ein griechisches Handelsschiff in den Ocean hinausgeführt hatte.

Erst waren es Geräthe, die man als Ehrenschmuck der Tempel aufstellte, Schalen, Krüge, Dreifüße, Musterproben einheimischer Technik, oder Bilder der den Göttern heiligen Thiere; dann bildete man die Götter selbst in ihren alterthümlichen Formen. Später durchbrach man die Schranken der Ueberlieferung, um Eigenes, Neues zu geben. Der Geist der Erfindung wurde lebendig, namentlich bei dem Zehnten der Siegesbeute, den man am wenigsten schuldig bleiben wollte. Denn die Annahme des Siegesdanks von Seiten der Gottheit war eine öffentliche Anerkennung des Siegers. Man begnügte sich nicht erbeutete Waffen und Schiffe darzubringen. Man bildete die Gottheiten in dramatischen Gruppen und machte ihre Thaten zu Vorbildern der eigenen. Man stellte die siegreiche Gemeinde dar in den Personen ihrer Landesheroen. Figurenreichere Darstellungen wurden als Gemälde oder Gewebe dargebracht; Pro-

zessionen, welchen göttliche Erhörung gefolgt war, heroische Scenen, wie die Freierrödtung auf Jthaka, ein Vorbild für die Niederlage der Perser, die ja auch in fremde Wohnstätten eingedrungen waren.

So verwertdete der Hellene die Legenden der Vorzeit, so zahlte er den Dank in Werken sinnreicher Erfindung. Alles be-theiligte sich nach Maßgabe seiner Mittel. Kleinere Gemeinden weihten einen Ackerstier von Erz, zum Dank daß sie nach Abwehr der Barbaren wieder freien Boden pflügen konnten, während sich in Athen das Goldelkenbeinbild der Athena Parthenos aus dem Zehnten von Marathon erhob.

So verbreitet von Volk zu Volk, so mannigfaltig in seiner Erscheinung, so fruchtbar in seiner Wirkung ist der Trieb des Menschen, für das Gute, das er im Leben hat, nicht nur im Herzen und mit den Lippen dankbar zu sein, sondern auch etwas zu leisten, als thatsächliche Anerkennung, daß er sich nicht als unbedingt freien und selbständigen Eigenthümer der irdischen Güter ansehe, indem er vor der Benutzung einen Theil abhebt für den unsichtbaren Lehnsherrn, dem von Rechtswegen Alles gehört.

Es ist ein Gefühl sittlicher Gebundenheit, das wir mit der freisten Selbstthätigkeit vereinigt sehen. Denn, was den Kindern Israel zugerufen wurde: „Heilige deinen Zehnten fröhlich“, dem haben die Hellenen am vollsten entsprochen; bei ihnen ist die Zehntpflicht zum Antrieb des freudigsten Wettsefers in den edelsten Erzeugnissen geistiger Kraft geworden, und der Eifer ihr zu genügen ist wie ein Frühlingshauch durch die griechische Welt gegangen, der den Boden von Hellas mit Blüthen der Kunst bedeckt hat. Der ursprüngliche Sinn der Zehntpflicht mag verdunkelt und vergessen sein; die Sitte selbst würde eine solche Verbreitung und Bedeutung nie erlangt haben, wenn ihr Keim nicht tief im Menschenherzen läge.

Wenn wir so in der Geschichte der Völker das Wesen des Menschen erkennen, so vereinigen sich hier die Interessen Aller, deren Leben der Forschung gewidmet ist. Denn auch die, welche den Gesetzen der Natur nachspüren, bleiben doch nicht dort stehen,

wo in der geschaffenen Welt das Bewußtsein aufgeht für das Ueberirdische und das Auge sich auf das Ewige richtet. Denn das ist auch ein Naturgesetz, daß der Mensch nicht, dem erdgeborenen Riesen gleich, aus dem Erdboden seine Siegeskraft zieht, sondern, weil er nicht der Erde angehört, seine beste Kraft erst dann voll entfaltet, wenn er zum Unsichtbaren sich erhebt und sich zu dankbarer Verehrung der Gottheit verpflichtet fühlt.

Dann ist der Gegenstand, dem wir unsere Betrachtung zuwandten, auch dieser Feierstunde nicht unwürdig, in der wir um unsern Kaiser und König vereinigt sind, um Gott zu danken für seine gnädige Bewahrung und ihm für das neue Lebensjahr Heil und Segen zu erflehen. Alle Stätten, wo Kunst und Wissenschaft gepflegt werden, wollen heute Zeugniß ablegen, daß sie unter dem Schirm und Schutz ihres Kaisers in frischer Lebenskraft stehen und ihr Gedeihen nur in unzertrennlichem Zusammenhange mit dem Wohl des Vaterlandes suchen. Ihm also, dem geliebten Landesherrn, dem Gründer des Reichs, dem Vater des Vaterlandes, ihm geben wir die Ehre von Allem, was uns in seinem Namen und seinem Auftrag gelingt. Ihm weihen wir dankbar die Erstlinge der Ernte, ihm spenden wir das Beste, was wir geben können, ihm zahlen wir unsern Zehnten fröhlich!

X.

August Böckh.

24. November 1885.

Von den Männern, deren Marmorbüsten die Wände unserer Aula schmücken, ist Keiner mehr berechtigt, daß sein Geburtstag nach hundert Jahren als ein Festtag der Universität gefeiert werde, als August Böckh.

Einer ihrer ersten Lehrer, bei ihrer Organisation wesentlich betheiligt, hat er einen der wichtigsten Zweige des akademischen Unterrichts 56 Jahre als ein Meister seiner Wissenschaft mit mustergültiger Pflichttreue und unvergleichlichem Erfolg vertreten, der Leiter beider Pflanzschulen, in denen unsere Jünglinge zu Pflegern und Lehrern der Philologie ausgebildet werden. Von 1811—1843 hat er dem Verzeichnisse unserer Vorlesungen durch sein Vorwort wissenschaftlichen Werth gegeben; von 1812 bis 1862 hat er als Professor der Verebnsamkeit unseren Festversammlungen die Weihe verliehen. Ein ausermählter Vertrauensmann seiner Amtsgenossen, hat er sechs Mal das Decanat seiner Facultät, fünf Mal das Rectorat verwaltet — in der That, ist unsere Universität ein Bau aus lebendigen Steinen, so ist August Böckh ein Grund- und Eckstein derselben, ein Stück ihrer Geschichte, die ohne ihn nicht zu denken ist.

So gebührt ihm schon nach äußerlichem Maßstabe in hervorragender Weise die Huldbigung, zu der wir hier versammelt sind. Wie viel mehr erkennen wir dies, wenn wir uns seinen Lebensgang und den Inhalt seiner Wirksamkeit vergegenwärtigen!

Böckhs Familie, der alten Reichsstadt Nördlingen entsprossen, war reich an geistig angeregten Persönlichkeiten, von denen einzelne gegen Ende des vorigen Jahrhunderts weitere Wirkungskreise aufsuchten.

Der Vater unseres Böckh trat in badischen Staatsdienst und starb als Secretär des Hofraths in Karlsruhe, als August vier Jahre alt war. Der Knabe fand auf dem dortigen Lyceum eine sehr glückliche Ausbildung seiner vielseitigen Anlagen (1791—1802). Außer den klassischen Sprachen trieb er auch das Arabische, machte botanische Excursionen und zeichnete sich unter einem besonders anregenden Lehrer in der Mathematik aus.

Den Sinn für praktische Geschäftsführung, der ihm eigen war und der sich in seinem älteren Bruder, dem badischen Finanzminister, glänzend bewährt hat, können wir als eine Mitgift aus dem Elternhause ansehen, das er 1803 verließ, um in Halle Theologie zu studiren.

Hier hatte Fr. August Wolf den unklaren Begriff der *humaniora*, die als Nebensach der theologischen Studien angesehen wurden, zur Alterthumswissenschaft ausgestaltet, und Böckh ging mit rascher Entschlossenheit in das neue Lager über.

Merkwürdig aber ist, daß er sich dem großen Philologen, unter dessen Fahne er trat, nicht so nahe anschloß wie einem jüngeren Manne, welcher ihm, da er sich in die Weisheit Platos zu vertiefen suchte, zur rechten Zeit als der ersehnte Hierophant entgegentrat. Das war Schleiermacher.

Durch die zündende Berührung mit Plato und mit Schleiermacher, in dem er dieselbe dialektische Kunst, dieselbe durch weise Besonnenheit geregelte Phantasie wieder fand, hat Böckh zum guten Theil seine dauernde Geistesrichtung erhalten, und was er jener Zeit tiefster Anregung verdankt, bezeugt die erste von ihm veröffentlichte deutsche Abhandlung, eine Anzeige der Uebersetzung des Philosophen, wo er seinem jugendlich warmen Herzen in den Worten Luft macht: „Sagen wir es rund heraus! Noch Niemand hat Plato so verstanden und Andere so verstehen gelehrt, wie Schleiermacher!“

Damals war er, nachdem er in Halle durch kritische Arbeiten über Plato seine philologische Reise bezeugt, und den Winter nach der Schlacht bei Jena in Berlin als Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen zugebracht hatte, in die Heimath zurückgekehrt, um sich October 1807 an der Heidelberger Universität zu habilitiren.

Hier empfing ihn ein Kreis hervorragender Männer, Fr. Creuzer, Daub, Neander, Marheineke, de Wette, Thibaut. Neben den Fachgelehrten ein Kreis von Romantikern, Clemens Brentano, Achim von Arnim, Görres, deren Tafelrunde er unter dem Namen Polyhistor beitrug. Bei dem angeborenen Zug zur Poesie, der ihn bis in späte Jahre getrieben hat, den tieferen und zarteren Bewegungen seines Gemüths rhytmischen Ausdruck zu geben, hat er nie ein engherziger Alterthumsforscher sein können, und hat auch Nicht-Philologen, wie seinem Freunde Fr. von Raumer, gegenüber, energisch dagegen protestirt, hellenisch und modern, klassisch und romantisch als unvereinbare Gegensätze aufzufassen. Darum seine harmlose Freude an einem Kreise, wo in voller Freiheit der Geist sprühte, während er gleichzeitig in emsiger Forschung den Gesetzen nachspürte, welche die Dichtung der Alten regelten. Zunächst den Gesetzen des Dramas.

So erschien schon 1808 sein Buch über die Meister der Tragödie, worin er die bei erneuter Aufführung eingetretenen Aenderungen in den Texten des Aeschylos, Sophokles und Euripides, die Tradition der Kunst in den Dichterfamilien, die Reihenfolge der Bühnenstücke, die Beziehungen auf Zeitereignisse, die Zusammensetzung des Chors beleuchtete. Es war eine mannigfaltige Reihe von Betrachtungen voll neuer Gesichtspunkte und Ergebnisse, ein Muster der höheren Kritik, die das Echte und Unechte, das Frühere und Spätere zu scheiden sucht.

Die Methode war von Plato übertragen, an dem Böckh zum Philologen geworden ist, und wer seine Tragiker rühmte, dem sagte er mit edler Bescheidenheit: „Das habe ich von Schleiermacher gelernt.“

Inzwischen hatte sich der junge Professor als akademischer Lehrer und Seminardirector bewährt und stand schon in der

Vorderreihe der Gelehrten Deutschlands, als in der preussischen Königsstadt die Universität gegründet wurde und Wilhelm von Humboldt auf hoher Warte die Umschau hielt unter den Männern der Wissenschaft, deren Persönlichkeit für das Gedeihen der neuen Stiftung eine Bürgschaft sein konnte.

Ihm lag die würdige Vertretung der klassischen Philologie ganz besonders am Herzen, und am 11. September 1810 wurde durch die Hand des edlen Nicolovius der Ruf nach Heidelberg ausgefertigt.

Böckh antwortete am 17., er werde kommen, aus Liebe zu dem frischen und kräftigen Geiste der neuen Gründung!

Wohl hing sein Herz mit warmer Heimathsliebe am badischen Lande. Noch in späteren Jahren nannte er die Heidelberger Zeit, wo ihm so reiche Anregung und so rasche Anerkennung zu Theil geworden, seine goldbekränzte Jugendzeit — und doch konnte er nicht schwanen.

Dem Stammlande der Hohenzollern entsprossen, folgte er mit raschem Entschlusse dem Rufe dieses Fürstenhauses, weil er an die väterländische Mission ihres Staates glaubte, obwohl er ihn nur in seiner tiefsten Demüthigung kennen gelernt hatte.

Und wie fand er die Verhältnisse, nachdem er Ostern 1811 sein Amt angetreten hatte? Im folgenden Jahre lag die Hauptstadt voll französischer Truppen, deren Führer sich als die Herren geberdeten und bei den väterländischen Feierlichkeiten in dieser Aula von Amtswegen anwesend zu sein verlangten.

Aber auch in den dunkelsten Tagen hat Böckh sich nie nach der heiteren Behaglichkeit des Neckarthals zurückgesehnt. Er war stolz darauf, daß die junge Universität ihre Feuerprobe so herrlich bestand. Er wünschte ihr Glück zur Verödung der Hörsäle, als einer fausta infrequentia; gleich Niebuhr begeisterte er die Jugend mit neu belebten Flammenworten des Demosthenes und erkannte in der Vereinigung des kriegerischen Muths mit gelehrter Bildung, in der „Germania litteris pariter et armis parata“ das Ideal verwirklicht, das ihn nach Preußen gelockt hatte.

Ich konnte mir nicht versagen, der außerordentlichen Thatfachen zu gedenken, unter denen Böckh mit dem Staate, dem er

nun sein Leben gewidmet, mit seiner Hauptstadt und ihrer Hochschule so rasch verwachsen ist; ich kann aber nicht daran denken, den äußern Verlauf seines Lebens von Stufe zu Stufe zu begleiten.

An dieser Stelle kann es nur meine Aufgabe sein, den innern Gehalt desselben im Umriss darzulegen, um uns in's Gedächtniß zu rufen, wie er unter seinen Zeitgenossen und mit ihnen gewirkt hat. Denn darum lehren wir ja so gern in jene Zeit zurück, da Böckh der Unsrige wurde, weil uns in ihrer geistigen Bewegung ein großer Zusammenhang unverkennbar entgegentritt.

Bis dahin war das Wirken unserer Gelehrten ein in sich abgeschlossenes, nach innen gewandtes. Jetzt traten Leben und Wissenschaft in näheren Zusammenhang, und die neue Zeit, die dem Vaterlande tagte, wurde dadurch vorbereitet, daß die Vergangenheit eine ganz andere Stellung zur Gegenwart einnahm. Mit der Liebe zur deutschen Vorzeit, die in der Romantik ihren Ausdruck fand, erwachte die Lust zum Sammeln von Urkunden und Denkmälern. Man wurde sich des Grundes bewußt, in welchem Kunst und Sitte wurzeln, man lernte das Recht begreifen, wie es sich aus dem Volksgeist entwickelt; es war mit einem Wort der geschichtliche Sinn, der neu erwachte, der die Morgendämmerung der eignen Volksgeschichte durchdrang. Alle Epochen der Menschengeschichte wurden lebendiger, tiefer, umfassender erforscht, und so hat sich bei voller Freiheit individueller Entwicklung doch im Zusammenhang mit dem, was Savigny und Jacob Grimm, was Schleiermacher und Niebuhr uns gewesen sind, auch Böckhs Lebenswerk vollzogen.

Natürlich wurden nicht überall in gleicher Weise neue Wissenschaften gegründet wie die deutsche Philologie und die Rechtsgeschichte. Für das klassische Alterthum hatte Heyne die historischen Probleme gestellt und Winckelmann einen Theil geschichtlich durchgearbeitet, während Fr. August Wolf, einem genialen Baumeister gleich, den Grundriß einer Alterthumswissenschaft entworfen hatte. Aber es war ein Programm der Zukunft, ein Rahmen, dem der Inhalt fehlte. Was jene Männer im Geiste

schauten, ist über ihr Verstehen durch Böckh ausgeführt; was aber dem geschichtlichen Sinne, der sich wie ein befruchtender Strom über die Felder der Wissenschaft ergoß, besonders eigen war, nämlich das Erfassen des Volksthums als des mütterlichen Bodens aller geschichtlichen Bildungen, und zweitens das Zusammenfassen der einzelnen Thatfachen einer Volksgeschichte zu einem Gesamtbilde — das ist erst durch Böckh für das klassische Alterthum zu klarem Bewußtsein gebracht und in bewunderungswürdigem Umfange ausgeführt worden.

Wie sehr ihm von Anfang an das hellenische Alterthum in seiner Totalität vor Augen stand, zeigte sich darin, daß er schon in Heidelberg ein Werk entwarf, das unter dem Namen *Hellen* das Leben der Griechen in allen Erscheinungsformen darstellen sollte.

Zu diesem Ziele führten zwei Wege, einmal die Durchdringung des hellenischen Geistes in den höchsten Leistungen seines denkenden und dichtenden Vermögens, andererseits die Anschauung des praktischen Lebens, wie es die Alten in Gesetz und Sitte ausgebildet haben.

In ersterer Beziehung war Plato, der Jugendliebe Böckhs, nichts verwandter als der Dichtergeist Pindars. Beide hatten zur väterlichen Religion eine entsprechende Stellung; in Beiden erkannte er, was ihm eine charakteristische Eigenthümlichkeit des hellenischen Geistes war, die Verbindung des erhabensten Schwunges einer kühnen Phantasie mit klarer Besonnenheit und folgerichtiger Gedankenführung. Bei keinem Lyriker war die ideale Geistesphäre mit dem ganzen Volksleben gleich eng verwachsen — und so wurde Pindar die erste große Aufgabe von Böckhs wissenschaftlicher Arbeit.

Die Lyrik der Griechen war eine verschleierte Welt, deren Verständniß schon das Alterthum verloren hatte. Nach Vorgang späterer Grammatiker hatte man die lyrischen Strophen ganz äußerlich betrachtet und sich mit einer armseligen Silbenzählung begnügt, bis Gottfried Hermann die wissenschaftliche Forschung begann. Philosophische Sätze, namentlich das Causalitätsprincip, wurden angewendet, um das metrische Wechselverhältniß der

Silben zu erklären. Böckhs historischer Sinn, aller Abstraction und Uebertragung moderner Schulbegriffe abhold, zog die verschollenen Lehren der alten Musiker wieder hervor und zeigte, wie in Tanz und Musik durch Verbindung verschiedenartiger Zeittheile, als Einheit im Wechsel der Rhythmus entstehe. Diese Theorie, wie das Verständniß eines Naturgesetzes in der Stille gereift, wurde auf die Dichterwerke angewendet. Pindar war wegen der Wiederholung seiner Strophen besonders geeignet, um an ihm die Theorie zu erproben.

Der Text des Dichters lag in wüster Unordnung, willkürlich gegliedert; Böckhs Scharfsinn gelang es, die untrüglichen Kennzeichen des Verschlusses bei Pindar nachzuweisen. Die Wortbrüche am Ende der Verse, die mit Recht Anstoß erregt hatten, fielen weg, und bei consequenter Durchführung der einfachsten Grundsätze gelang es, in dem scheinbaren Gewirr von Längen und Kürzen eine klare und zweckmäßige Ordnung herzustellen.

Das war eine der schönsten philologischen Entdeckungen, ohne Vermehrung des Quellenmaterials durch methodisches Denken gefunden; es war die Grundlage einer wissenschaftlichen Metrik, und während bis dahin nur kleinere Strophen, wie die sapphische und alkäische, in ihrer künstlerischen Einheit verstanden wurden, konnten jetzt die größten Strophen Pindars als ein bis in die einzelnen Silbengruppen wohl organisirtes Ganze erkannt und empfunden werden.

Mit der Anwendung der Theorie des Rhythmus auf Pindar war natürlich die kritische Untersuchung des Textes wie das Sammeln und Sichten der Handschriften verbunden. Daran schloß sich die umfassende Bearbeitung des ganzen Nachlasses. 1811 wurde die schon in Heidelberg vorbereitete Ausgabe begonnen; durch den Krieg unterbrochen, wurde sie 1821 vollendet, nachdem Dissen die Hälfte des Commentars übernommen hatte.

So ist Pindar erst in seiner äußeren Form, dann in seinem ganzen künstlerischen Charakter durch Böckh für uns neu geboren. Wo man Schwulst oder ein wüstes Spiel der Phantasie zu sehen glaubte, ist Besonnenheit und wohldurchdachter Zusammenhang nachgewiesen, und der erfindungsreiche Tiefinn des Dichters, der

das wiederkehrende Siegesthema mit immer neuen Gedanken historischen und ethischen Inhalts auszustatten mußte, ist von Neuem an das Licht getreten. Der Schatten eines der größten Meister aller Zeiten hat wieder Gestalt und Sprache gewonnen.

Diese Wiedergeburt Pindars war eine Epoche für das Verständniß lyrischer Kunst. Was hier an wissenschaftlichen Fragen zur Erörterung kam, zeigt die von Böckh eingehend besprochene Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und Dissen. Denn so sehr auch Böckh die Vereinbarkeit des lyrischen Schwungs mit verständiger Gedankenfolge betonte, bestritt er doch die Ansicht, daß ein gedachter Begriff als solcher, sei es in einem Bildwerk oder in einer Ode, zum Ausdruck komme; er müsse versenkt sein in eine künstlerische Idee, die dem Urheber des Kunstwerks vorschwebt.

Wenn Böckh einen Theil seines Werks einem Freunde abgab, so lag der Grund darin, daß er schon seit 1813 ein anderes Arbeitsfeld betreten hatte. Von den sonnigen Höhen pindarischer Siegesfreude und platonischer Speculation war er zu den realen Verhältnissen des antiken Lebens herabgestiegen, deren wissenschaftliche Behandlung man dem Fache der „Alterthümer“ zuzuweisen gewohnt war. Es war ein Aggregat zusammengetragener Notizen. Böckh hat es zu einer Wissenschaft gemacht, indem er die Idee des Staats in die Mitte stellte, des aus dem Volk hervorgewachsenen. Denn mit voller Energie trat er auch hier aller Willkür moderner Anschauungen entgegen, welche den Staat auf einem Vertrage beruhen ließen, als wenn die Elemente desselben vom Winde zusammengeweht wären.

Eine Darstellung des gesammten Staatslebens der Hellenen, mit wissenschaftlichem Geiste und umfassenden Ansichten gearbeitet, war sein Ideal. Er beschränkte sich auf die Stadt, in der sich das Hellenische am vollkommensten ausgeprägt, und auf das am meisten vernachlässigte Gebiet des antiken Lebens, das wirtschaftliche. Und so erschien 1817 ein Werk, an dessen Möglichkeit man nicht gedacht hatte, als es fertig vorlag: Die Staatsverwaltung der Athener.

Man sah auf einmal die denkwürdigste Stadt des Alterthums in neuem Lichte vor sich. Man sah sie in der vollen

Regsamkeit von Handel und Gewerbe, in der vollen Wirklichkeit des täglichen Lebens. Die Höhe des Arbeitslohns, des Zinsfußes, der Hauswerthe, der Waarenpreise lernte man wahrnehmen; man überblickte die ganze Finanzverwaltung der Stadt mit ihren Jahreseinkünften und Ausgaben.

Wo der Mensch mit dem Gelde zu thun hat, treten alle Schwächen seiner Natur zu Tage, und nirgends deutlicher als in den Freistaaten des Alterthums. Mit großherziger Unbefangtheit zeigt Böckh, wie bei der Kleinheit aller Verhältnisse und kunstlosen Einfachheit einzelne Einrichtungen doch auf das Feinste durchgebildet waren. Nirgends ist ein edlerer Aufwand öffentlicher Gelder gemacht, nirgends Leichtsinns und Unredlichkeit größer gewesen. Das ganze Unwesen ochlokratischer Geldwirthschaft ist hier klar geworden, aber auch die Weisheit der solonischen Vermögensklassen, das Institut der öffentlichen Leistungen oder Liturgieen, die Verfassung des attischen Seebundes.

Welch eine reiche Welt menschlicher Einrichtungen ist hier zum ersten Male enthüllt worden, und den Werken von Niebuhr und Savigny, die hier gleichzeitig reiften, reiht sich als epochemachendes Geschichtswerk die Staatshaushaltung der Athener ebenbürtig an.

In näherem oder fernerm Zusammenhang standen die Abhandlungen über die laurischen Bergwerke, über die attische Oberrechnungskammer der Logisten und Euthynen, über die Dionysosfeste in Athen, die Zeitverhältnisse der Rede des Demosthenes gegen Meidias, — lauter Schriften von eingreifender Bedeutung, die der Staatshaushaltung unmittelbar vorangingen oder folgten.

Ganz äußerlichen Anlaß hatte seine Schrift über die Hierodulen. Es wurde nämlich im Jahre 1818 nach Hirts Entwurf im weißen Saale ein Maskenball aufgeführt, bei welchem die Damen des Hofes als Tempeldienerinnen auftraten. Diese Rolle wurde als eine nicht anständige bezeichnet! Böckh vertheidigte in einer Abhandlung über antikes Tempelpersonal seinen Amtsgenossen gegen hämische Angriffe.

Inzwischen hatten die Forschungen über attisches Finanzwesen das Bedürfniß neuer Hülfquellen angeregt, und da seit

Beginn des Jahrhunderts die Zahl der Reisenden sich mehrte, welche Stein- und Erzchriften auf griechischem Boden fanden, so war eine Sammlung derselben zur Ergänzung des litterarischen Nachlasses der Alten die zeitgemäße Aufgabe. Wer sollte sie in die Hand nehmen?

Bis dahin waren alle Aufgaben dieser Art bei uns von Einzelnen gestellt und nach Kräften durchgeführt. Es war also eine Epoche im Leben der deutschen Wissenschaft, daß die preussische Akademie nach Böckhs Eintritt ein Werk zum Nutzen der Wissenschaft und zu Ehren des Vaterlandes unternahm, das von einem Einzelnen nicht zu Stande gebracht werden konnte.

Der Stein von Rosette hatte allgemeines Aufsehen erregt; Niebuhr glühte vor Feuereifer und entwarf den Plan eines Urkundenbuchs für die Geschichte des ganzen Alterthums. Böckh vertrat eine weise Beschränkung. Sein Entwurf zur Herstellung eines griechischen Inschriftthesaurus, wofür, auf vier Jahre vertheilt, 6000 Thaler als Staatszuschuß beantragt wurden, ging am 25. April 1815 an das Ministerium; am 12. Mai wurde er genehmigt.

Niebuhr, Buttmann, Schleiermacher, Immanuel Bekker bildeten mit Böckh, welchem die Redaction übertragen wurde, die leitende Commission. Bekker wurde sofort nach London und Paris geschickt, um die dortigen Urkunden abzuschreiben. In Athen wurde mit Consul Gropius angeknüpft. Die Europäer, die in Griechenland heimisch geworden, Major Leake in Joannina, William Gell, Clarke, Bröndstedt, Payne-Knight wurden zur Theilnahme herangezogen. Zum ersten Male trat die Berliner Akademie in einen Weltverkehr, und Böckhs Studirzimmer wurde das erste Archiv hellenischer Urschriften aller Zeiten und Länder.

Nachdem er schon 1821 die erste Papyrusurkunde mit griechischer Cursivschrift herausgegeben hatte, begann er 1824 die Ausgabe des Inschriftenwerks, mit dem eine neue Aera der klassischen Alterthumskunde begonnen hat.

Durch die Inschriften sind wir in eine ganz neue Art von Verkehr mit den Alten getreten. Nicht nur, daß sie über die wichtigsten Seiten des öffentlichen Lebens, über welche kein Autor

Veranlassung hatte, ausführlich zu berichten, als gleichzeitige Urkunden helles Licht verbreiten; wir stehen durch sie der alten Welt unmittelbarer, lebendiger, persönlicher gegenüber.

In antiken Autographen können wir ein Jahrtausend hindurch die Geschichte der Schrift verfolgen, in deren Form und Stil sich der Charakter der Zeiten und Landschaften spiegelt. Es sind Zeugnisse von Volksgebräuchen, von denen eine andere Ueberlieferung nicht vorhanden ist, Zeugnisse von Mundarten, die in der Litteratur nicht vertreten sind. Eine Wissenschaft von den griechischen Dialekten wurde jetzt erst möglich, so daß der Begründer derselben seine bahnbrechenden Arbeiten als eine Frucht von Böckhs Inschriftenwerk bezeichnen konnte.

Böckh selbst war am wenigsten geneigt, die Epigraphik als eine besondere Disciplin zu betrachten, aber sie hat ihre eigene Technik, und er hat ohne namhafte Vorgänger in der kritischen und exegetischen Behandlung der Urkunden und ihrer Verwerthung für alle Zweige des antiken Lebens den Weg gezeigt.

Er konnte selbst nicht ahnen, welchen Erfolg das von ihm Begonnene haben würde; denn es war ja, als wenn die großen Entdeckungen auf den Gründer und Meister der Epigraphik gewartet hätten. Ueberschauen wir jetzt, was sich an die erste Lieferung seines Werks angeschlossen hat, so müssen wir freudig anerkennen, daß jener im Vertrauen auf Böckh gefaßte Beschluß der Akademie für die historisch-philologische Wissenschaft eines der segensreichsten Ereignisse gewesen ist, und daß das nationale Werk, durch das Rescript vom 12. Mai 1815, also unmittelbar vor der Schlacht bei Waterloo, in's Leben gerufen, ein unvergängliches Ehrendenkmal der Krone Preußens sein wird.

Die Freude am Gelingen blieb nicht ungestört. Von Gottfried Hermann wurden gegen die Behandlung der Inschriften mancherlei zum Theil nicht unbegründete Einwendungen erhoben. Es waren Aeußerungen eines Widerspruchs, dem ein tiefer gehender Gegensatz zu Grunde lag. Man glaubte in Böckhs großartiger Auffassung der Philologie einen gefährlichen Abweg von der hergebrachten Methode zu erkennen; man witterte sogar eine Art Verschwörung gegen die Autorität des großen Hellenisten in Leipzig.

Es war in der That ein Gegensatz vorhanden, der ausge-
tragen werden mußte, wenn auch kein solcher, der zu persönlicher
Befehdung nöthigte. Es waren zwei Richtungen, von denen
keine die andere ausschloß. Böckh war keine grammatische Unter-
suchung zu scharf und eingehend, aber das Hauptgewicht sollte
nicht auf das Einzelne und Kleine gelegt werden, oder — besser
gesagt — es gab für ihn nichts Einzelnes, das ohne das All-
gemeine begriffen werden konnte. Was den Alten gegenwärtig
war, wenn sie ihre Kunstwerke anschauten oder anhörten, müssen
wir uns durch die Wissenschaft aneignen. Je weiter der Ueber-
blick, um so besser werde das Verständniß des Einzelnen gelingen.
Unthunlich aber sei es, das zur Erklärung der Alten an sach-
lichen Kenntnissen Erforderliche für die betreffende Textstelle
herbeischaffen zu wollen.

Ein abgesagter Feind aller Notizengelehrsamkeit und Viel-
wisserei, legte er den Schwerpunkt der Philologie in das Er-
kennen, das immer ein Ganzes als Gegenstand voraussetzt; das
Erkennen des Erkannten, die Erneuerung des antiken Bewußt-
seins ist ihm die Aufgabe des Philologen. Er unterscheidet den
formalen Theil, die Theorie des Verstehens oder philologische
Kunst, und den materiellen, welcher die allgemeine Anschauung
der Antike und alle einzelnen Seiten des antiken Lebens umfaßt.
Das war es, was er in seinem „Hellen“ darzustellen beabsichtigt
hatte, und was er dann in seinen Vorlesungen über Encyclopädie
der Philologie vortrug, sein wissenschaftliches System, das Pro-
gramm seiner Lebensarbeit, mit dessen fortschreitender Ausführung
in seinem Sinn wir heute unausgesetzt beschäftigt sind.

In der Trockenheit und Mühseligkeit epigraphischer Stu-
dien erquickte ihn die eindringende Beschäftigung mit Sophokles'
Antigone, deren Zeitverhältnisse er 1824 in lichtvoller Weise
darlegte.

Bald darauf war es seine Abhandlung über Philochoros,
welche uns über die Behandlung attischer Landesgeschichte im
Alterthum neue Belehrung gab. Historische Untersuchungen von
weiterem Gesichtskreise knüpften sich an neue Inschriftfunde,
welche jetzt aus Athen durch Ludwig Ross in tadellosen Abschriften

eingesandt wurden, so daß Böckh endlich mit dem klassischen Boden in directem und ununterbrochenem Zusammenhange stand.

Eine Rechnungsurkunde über das apollinische Heiligthum zu Delos veranlaßte ihn, die Geschichte der heiligen Insel von den Urzeiten an, da sie der Mittelpunkt des ionischen Volkslebens auf beiden Meereseiten war, bis zur religiösen und politischen Verschmelzung mit Athen in großem Zusammenhang darzustellen.

Ein Jahr später — 1835 — schickte Herr von Prokesch die Inschriften ein, die er mit glücklichem Blick auf einem Kalkfelsen von Santorin entdeckt hatte, über den alle Wanderer, ohne sie zu sehen, hinweggeschritten waren. 1836 erschien die Abhandlung über die Inschriften von Thera, in welcher an diese flüchtig eingeritzten Pilgernamen eine Untersuchung über die Wohnsitze der Minder angeknüpft wurde, welche in die Zeit der Phönizier hinaufging und für seine Anschauung der griechischen Vorzeit von besonderer Wichtigkeit ist.

Damals wurde er auch auf einem anderen Wege in die älteste Culturgeschichte der Mittelmeervölker hineingeführt. Er war nämlich mit einer neuen Ausgabe der Staatshaushaltung beschäftigt, als er bei emsigem Abwägen der alten Geldstücke in unserem Münzcabinet die Entdeckung machte, daß dort, wo von Stadt zu Stadt die bunteste Verschiedenheit zu herrschen schien, ein ungeahnter Zusammenhang sich nachweisen lasse.

Rastlos forschend ging er den Maß- und Gewichtsbestimmungen im Alterthume nach, bis er endlich bei den Erfindungen der Priesterschaft in Babylon anlangte, welche durch die Phönizier über die Küsten des Mittelmeers ausgebreitet worden sind.

Nach vielem Hin- und Herreden über Abend- und Morgenland war endlich eine exacte Methode gefunden, den Völkerverkehr nachzuweisen in Handel, Industrie und Gottesdienst. Die ägyptische Mylitta wurde als kosmisches Naturwesen in Aphrodite Urania erkannt, und vom Euphrat bis zum Tiber enthüllte sich eine untrennbar verbundene Culturwelt.

Durch die vergleichende Maß- und Gewichtslehre, welche Böckh in seinen metrologischen Untersuchungen 1838 begründet hat, ist unser Wissen vom Alterthum in ein neues Entwicklungs-

stadium eingetreten. Neben dem großen Resultat für alte Culturgeschichte sind darin über die verschiedenen Münzfüße, die Wandlungen des Geldverkehrs, die Bürgerschätzungen die lehrreichsten Forschungen eingeflochten, und wie früher Solons Timokratie, so ist hier des Servius Tullius Censur zuerst klar gemacht.

Als er zur Staatshaushaltung zurückkehrte, begegnete ihm ein neuer Aufenthalt. Bei den Bauten im Piräus kamen Steine zu Tage, auf denen die Behörden des Arsenal's das bei ihrem Amtsantritte vorgefundene Material hatten aufzeichnen lassen. Das war für Böckh das köstlichste Geschenk, die willkommenste Bereicherung seiner Anschauung athenischer Staatswirthschaft.

Nach dem weiten Umblick über antike Weltgeschichte versenkte er sich nun in die Verzeichnisse eines städtischen Zeughauses. Aunderthalb Jahr lebte er auf den Werften von Athen. Die Namen der Schiffe, die Theile und Geräthe derselben, die Dertlichkeiten und Behörden, der ganze Mikrokosmos der städtischen Marine wurde ihm vertraut, und wie Alles, was er geistig umfaßte, lebendig in sich zusammenhing, so erfreute er sich nun mit erhöhtem Genuße an dem herrlichen Chorliede, wo neben dem Delbaume der Athena „das in die Wogen greifende, wohlgeschwungene Ruder, das von den Nereiden begleitet“ gepriesen wird. Das dürre Inventar eines städtischen Magazins wurde ihm so zu einem lebendigen Commentar des Sophokles.

Zu diesem Dichter sollte er noch in ein besonderes, praktisches Verhältniß treten, als der kunstliebende König unter Ludwig Tieck's Leitung die Lebenskraft der attischen Tragödie zu erproben beschloß und Felix Mendelssohn beauftragte, die Antigone mit Musik auszustatten. Natürlich wurde der beste Kenner antiker Rhythmiik und Dramaturgie vielfach zur Mitwirkung herangezogen. Er verständigte sich mit dem befreundeten Componisten und bearbeitete für ihn einzelne Chorlieder. Am 28. October 1841 feierte Antigone ihre Wiederbelebung. Im folgenden Jahre gab Böckh eine metrische Uebersetzung der Antigone heraus, ein allen Gebildeten verständliches Zeugniß seiner Auffassung antiker Poesie, herber als die geläufigeren Uebersetzungen, aber ganz erfüllt von der Höhe sophokleischer Dichtung.

Inzwischen reifte der zweite Band der griechischen Inschriften zur Vollendung, ein Riesensband, der das Reg der Urkundensammlung über den Westen von Hellas, die Colonialländer im Norden, den Archipelagus und die asiatischen Küsten ausspannte, ein Band, von welchem einzelne Theile, wie die Einleitung zu den pontischen Ländern und die parische Marmorchronik, gelehrte Werke von selbständiger Bedeutung waren.

Außerdem fuhr Böckh fort, einzelne Steininschriften von besonderer Wichtigkeit, die aus dem Schutt hervorgezogen wurden, in besonderen Abhandlungen ungesäumt zu verwerthen. So die neuen Finanzurkunden von Athen, die Stiftungsurkunde von Brea, welche auf die Colonisation der perikleischen Zeit neues Licht warf, das erste Denkmal des Hermias, des dem Kreise des Aristoteles angehörigen Dynasten von Atarneus und Assos, die Inschriften von Gerasa, welche die dunklen Zeiten des Uebergangs aus dem Heidenthum in den christlichen Gottesdienst erhellten. Das waren Gelegenheitsarbeiten, welche zeigen, mit wie jugendlichem Eifer Böckh, auch nachdem er das sechzigste Jahr überschritten, jede neue Kunde alter Zeit aufnahm, ohne seine großen Arbeiten aufzugeben.

So wurde auch die seit fünfzehn Jahren begehrte neue Auflage der Staatshaushaltung, zu welcher das attische Seewesen als besonderer Band hinzugetreten war, 1851 glücklich vollendet.

Seine schöpferische Thätigkeit blieb solchen Problemen zugewendet, welche durch rechnende Methode zu lösen waren. Denn die Macht der Zahl im Geistesleben der Alten, das unermüdlche Streben derselben, nach dem Wandel der Gestirne Menschenleben und Natur in Einklang zu bringen, — das hatte ihn schon als Jüngling mit magischer Kraft angezogen, und so ging er jetzt den am weitesten zurückgreifenden Zahlenreihen der alten Völkergeschichte, den ägyptischen, prüfend nach und fand in den Dynastien des Manethos, die seit Entzifferung der Hieroglyphen neue Bedeutung erlangt hatten, als maßgebende Himmelserscheinung den Frühaufgang des hellsten Fixsterns, der die jährliche Nilfluth ankündigte; er zeigte, wie nach Sirius- oder Sothis-

perioden die conventionelle Geschichte des Millandes geregelt sei, und dies Ergebnis ist unerschütterter geblieben.

Die Ansichten der griechischen Philosophen vom Weltgebäude, mit denen seine selbständigen Studien begonnen hatten, von Neuem durchzuprüfen, veranlaßte ihn eine Schrift, welche bei Plato den Keim des copernicanischen Systems nachzuweisen suchte. Darum richtete er an den eng befreundeten Verfasser des Kosmos seine Schrift über das kosmische System Platos, um bei ihm von Neuem die Erde als unbewegtes Centrum ihres Planetenhimmels mit siegreichen Gründen zu erweisen.

Von den Welttheorien der Philosophen führten neue Inschriftfunde zur praktischen Astronomie attischer Jahresrechnung.

Schäzurfunden des Parthenon enthielten tageweise berechnete Zinszahlungen. Der durch Rhangabé ermittelte Zinsfuß bestätigte sich durch Böckhs arithmetische Combinationen, und so wurde es zuerst möglich, das in Athen geltende Mondjahr sicher zu erkennen und die Gemeinjahre von den Schaltjahren zu unterscheiden. Die ganze Organisation des Schaltcyklus, seine im Laufe der Geschichte wechselnde Form, die Fehler desselben und ihre Verbesserungen in Theorie und Praxis konnten dargelegt werden, und so erwuchs aus verwitterten und zerstreuten Marmorfragmenten sein Buch von den Mondcyklen, eine durchgreifende Fortbildung der von Ideler begründeten Wissenschaft vom Kalender der Alten, und die eingeflochtenen Untersuchungen, namentlich über die nach der Siegesfeier bestimmten Kalendertage attischer Stege waren für die alte Geschichte von eingreifender Bedeutung.

Diesen Forschungen, denen die gleichzeitigen Arbeiten anderer Gelehrten über das altrömische und das ägyptische Jahr ein erhöhtes Interesse gaben, blieb er treu und suchte in einem noch größeren, völkergeschichtlichen Zusammenhang nachzuweisen, wie die Alten nach Himmelsbeobachtungen erst empirisch, dann mit wissenschaftlicher Kunst die Jahreszeiten bestimmt, die bürgerlichen Geschäfte geregelt und zur Ausgleichung von Mond- und Sonnenjahr immer neue Schaltkreise erfunden haben.

Zu diesem Zwecke begann er, 76 Jahre alt, von Neuem die Auf- und Niedergänge der Sternbilder für Reihen von Jahr-

hundertern und die verschiedensten Erdräume zu berechnen, erst in einsamer Arbeit, dann in Gemeinschaft mit dem jetzigen Director unserer Sternwarte, der ihn mit den Hilfsmitteln astronomischer Technik unterstützte, und so erschien 1863 sein Werk „über den vierjährigen Sonnenkreis der Alten, vorzüglich den Eudoxischen“, sein abschließendes Werk über einen inhaltreichen Entwicklungsgang menschlichen Denkens und Erfindens, das Werk, mit dem auch das Sonnenjahr von Böckhs wissenschaftlicher Arbeit seinen lichtspendenden Gang vollendet hat.

Bedenken wir, wie viel in dieser chronologischen Uebersicht unberührt bleiben mußte, denken wir an die Reden, die er als Vertreter der Universität und der Akademie jährlich gehalten hat, alle gedankenreich und in würdigster Form die Stätten der Wissenschaft mit dem öffentlichen Leben verbindend, an die zahlreichen Proömien unserer Vorlesungen, unter denen keines ist, das nicht in der Litteratur seine Stelle hat, — so stehen wir in der That staunend einem solchen Mann und einem solchen der Wissenschaft geweihten Menschenleben gegenüber.

Böckh hat nicht wie Jakob Grimm ein wüstes Feld urbar gemacht und eine neue Wissenschaft geschaffen. Mit voller Ehrerbietung schloß er sich den Männern an, welche die Philologie im großen Stile historischer Wissenschaft gegründet haben, vor Allen an Joseph Scaliger. Er hat uns aber die alte Welt in solchem Umfange neu aufgeschlossen, die Gesetze hellenischen Denkens und Dichtens sowie die Ordnungen des öffentlichen Lebens in so großem Zusammenhang an das Licht gebracht, daß wir wohl von einer aus frischen Quellen strömenden, einer zweiten Wiedergeburt des klassischen Alterthums, die mit Böckh begonnen hat, reden dürfen.

Diese war aber nicht, wie die erste Renaissance, ein Miß in die natürliche Entwicklung, eine Spaltung der Volksgenossen, sondern sie war mit der Wiedergeburt des eignen Volks eng verwachsen; keine schwärmerische Ueberschätzung der Vergangenheit, denn er fühlte tief und lebendig, welche Heilsquellen unsere Zeit vor der Heidenwelt voraus habe, keine ästhetische Genussucht, sondern eine männliche Erhebung von Geist und Gemüth, eine

lebensvolle Vergegenwärtigung des für alle Zeit. Denkwürdigen und Gültigen, was das Alterthum hervorgebracht hat, getragen von einer philosophischen Weltanschauung und erwärmt von einer echt menschlichen Liebe, wie sie Niebuhr und Böckh für Athen hatten.

Als Forscher ist Böckh auf den dunkelsten Gebieten seinen Weg so sicher gegangen, wie kein Anderer vor ihm und neben ihm. In Bezug auf Zahl und Maß arbeitete er mit solcher Umsicht, daß auch Mathematiker die Zuverlässigkeit seiner Rechnungen bewunderten, und trotz der überraschenden Fülle neuer Funde auf dem Gebiete der attischen Alterthümer wird seine Staatshaushaltung der Athener nach 68 Jahren zum dritten Male aufgelegt, ohne daß wesentliche Aenderungen erforderlich sind.

So waren auch alle Abhandlungen jede in sich fertig und reif, so daß für eine Nachlese an Material und neuen Gesichtspunkten wenig Gelegenheit übrig blieb.

Die Sauberkeit seiner Geistesarbeit bezeugte sich äußerlich darin, daß in seinen Manuskripten nichts durchstrichen war. Nach langer Erwägung erfolgte die schriftliche Fassung rasch und sicher.

Bei der unabsehblichen Mannigfaltigkeit des Stoffs, den er nach und nach in seine Hand genommen, gehen doch in anmuthiger Weise durch Böckhs gelehrte Arbeiten gewisse Lieblingsideen hindurch, die sein Gemüth von Jugend an beschäftigen und auch den Gelegenheitschriften einen inneren Zusammenhang geben: die ordnende Zahl im Wechsel der irdischen Dinge, der maßgebende Rhythmus, die in der Dichterstrophe wie in Zeit- und Weltordnung das Einzelne zum Ganzen bindende Harmonie. Auch der Liebe zu Plato, die seinem Geiste die erste Weihe gegeben hat, ist er bis an's Ende treu geblieben.

Er kannte nicht den Ehrgeiz, Schulhaupt sein zu wollen, aber Alle, die neben und nach ihm im Alterthum forschten, sind seine Schüler; auch auf Gebieten, die er nur gelegentlich berührte, wie das der bildenden Kunst, galt sein Urtheil als maßgebend, so daß in dem Streit über die Wandmalerei der Alten der große französische Philologe Letronne einen seiner berühmten Briefe an ihn richtete, seine Autorität auch hier anerkennend.

Nur, wo es die Sache forderte, trat er polemisch auf, ohne persönliche Bitterkeit, und dem großen Gelehrten, welcher ihm am schärfsten entgegengetreten ist, Gottfried Hermann, den er seinen durch ununterbrochene Befehdung vertrauten Freund nannte, hat er auf der Philologenversammlung in Jena mit aufrichtiger Wärme die Hand gereicht.

Freundliche Milde war ein Grundzug seines Wesens. Wir finden ihn schmerzlich ergriffen, fast untröstlich, als er seinen Freund Dissen durch eine Recension wider Willen verlegt hatte. Seinen treuen Mitarbeiter Ludwig Roß durch einen Zweifel an der unbedingten Richtigkeit seiner Abschriften zu kränken, war ihm so peinlich, daß er die Fehler, welche sein Scharfsinn entdeckte, lieber dem unbekanntem Steinmeßen zuschob. Seinem astronomischen Mitforscher dankte er, daß durch seine Unterstützung ihm neue Flügel gewachsen wären, und die volle Liebenswürdigkeit seiner Natur hat er an Otfried Müller bewährt, den er an der Schwelle der Wissenschaft freudig begrüßte, in dessen Gaben er eine Ergänzung der eigenen Kraft sah, und den er mit väterlicher Liebe bis an das frühe Grab begleitet hat.

Was seiner Persönlichkeit das eigenthümliche Gepräge gab, das war die schlichte Anspruchslosigkeit seines Wesens. Es war ihm unmöglich, seinem geschriebenen oder gesprochenen Wort eine auf Wirkung berechnete Form zu geben oder in seinem Auftreten ein Selbstgefühl zur Schau zu tragen. Wer den einfach bürgerlichen Mann gehen sah, ahnte in ihm nicht den berühmten Gelehrten, der einen Alexander von Humboldt unter seinen Zuhörern sah, den von unserm Herrscherhause hoch Geehrten, den König der Wissenschaft, den in der gebildeten Welt widerspruchslos anerkannten Meister auf einem Forschungsgebiete von so hervorragender Wichtigkeit.

Denn, was Böckh uns gelehrt hat, war nicht bestimmt, auf Fachgenossen beschränkt, Eigenthum der Gelehrtenwelt zu bleiben. Die griechische Menschheit konnte uns nicht so viel tiefer und weiter erschlossen werden, ohne daß wir die Menschheit überhaupt, also auch uns selbst, besser verstehen lernten.

Wir sind Alle reicher geworden durch Böckh, und wenn wir bedenken, wie er sich in der schwersten Zeit frei und freudig zu Preußen bekannt hat, wie er an hervorragender Stelle thätig gewesen ist, der hauptstädtischen Hochschule einen ehrenvollen Namen zu schaffen, als einer der Heroen, die an ihrer Wiege standen; wenn wir bedenken, wie seine Wissenschaft von hier aus den Gymnasial-Unterricht mit frischen Lebensströmen befruchtet hat und so in das deutsche Volk übergegangen ist, dann ist das heutige Fest ein Tag erhebender Freude, und wir sind Alle voll Dank gegen Gott, der das Lebenswerk dieses Mannes so reich gesegnet hat.

Was Böckh der Wissenschaft gewesen ist, beruht auf seinem willensstarken Charakter, seiner von einer eisernen Gesundheit getragenen Arbeitsamkeit, einer Kraft innerer Sammlung, die keine Unruhe des Tags zu stören vermochte, und einer unvergleichlichen Begabung des Geistes. Denn eine solche Verbindung des feinsten Kunstsinns und philosophisch-mathematischer Denkkraft mit dem umfassenden Blick des Historikers, eines eindringenden Spürsinns mit kühner Combination kann man nur als eine wissenschaftliche Genialität bezeichnen, wie sie selten einem Sterblichen zu Theil wird.

Seine beste Mitgift war der angeborene Tact für Wahrheit, die er ahnend erkannte, aber nie als solche vortrug, bis er sie durch eine festgeschlossene Kette wohlgeprüfter Beweise gesichert hatte.

So ist er uns noch heute das unübertroffene Vorbild besonnener Forschung, und täglich im Geiste gegenwärtig bei unseren Arbeiten, so daß wir uns an ihm stärken und vor ihm erröthen müßten, wenn wir von der Bahn gewissenhaften Strebens nach Wahrheit abweichen wollten.

Man bewundert die Macht hochgebietender Staatsmänner und Feldherrn, welche die Volksgeschichte in neue Bahnen lenken; aber nicht minder bewunderungswürdig erscheint uns die Macht, welche von einem Geiste ausgeht, der ohne äußerliche Mittel in einsamer Forschung eine von Geschlecht zu Geschlecht sich lebendig fortpflanzende Wirkung erzielt, um den sich in allen gebildeten

Nationen die Männer sammeln, welche die geistige Geschichte der Menschheit zu erkennen suchen, um von ihm immer neue Anregung und Begeisterung zu empfangen.

Wir erkennen es dankbar, daß ein so reich gesegnetes Leben von Anfang bis zu Ende in die Jahrbücher unserer Hochschule eingetragen ist, und schließen die Gedächtnisfeier unseres großen Forschers mit dem erhöhten Bewußtsein von der Würde unseres Berufs und mit dem Gelöbniß, in treuer Erinnerung an ihn und seiner würdig unseres Amtes zu warten.

XI.

August Böckh und Karl Otfried Müller.¹⁾

Der Briefwechsel zwischen August Böckh und Karl Otfried Müller, dessen Veröffentlichung wir den Hinterbliebenen der beiden Gelehrten verdanken, ist nicht nur für Philologen und Historiker ein reicher Schatz, sondern ein Stück deutscher Culturgeschichte, ein Buch von allgemeinem Interesse. Denn die Erkenntniß des classischen Alterthums ist ja kein abgelegenes Feld, an dessen Bearbeitung nur Fachmänner Antheil nehmen können, wie etwa das Gebiet der höheren Mathematik, sondern für uns Alle die gemeinsame Grundlage der Bildung, welche auch von denen nicht verläugnet und vergessen wird, welche die beim Studium der Classiker entwickelten Geisteskräfte entweder dem praktischen Leben oder ganz andern Gebieten der Forschung zuwenden. Griechenland und Rom bleiben immer eine Heimath für uns, der wir nicht fremd werden wollen, und darum ist der neu geöfnete Einblick in die geistige Thätigkeit zweier Männer, welche wesentlich dazu beigetragen haben, den Alterthumsstudien die Richtung zu geben, in welcher sie sich heute bewegen, ein wahrer Gewinn für die Geschichte deutscher Wissenschaft, wenn auch viele einzelne Probleme, welche in dem Briefwechsel berührt werden, ein fachmännisches Interesse voraussetzen. Es ist in der That ein Briefwechsel einzig in seiner Art, dem auch nicht leicht ein ähnlicher folgen wird. Denn bei dem unermesslichen

¹⁾ Briefwechsel zwischen A. Böckh und K. Otfried Müller. Leipzig, 1883. Teubner.

Auffchwung, den der äußere Menschenverkehr genommen hat, ist der innerliche Verkehr, wie er uns in diesem Buch entgegen tritt, mehr und mehr in Abnahme gekommen. Auch in der Wissenschaft kommt es immer häufiger vor, daß jeder Einzelne seinen Faden ruhig fortspinnt, ohne sich um die Andern zu kümmern, die an demselben Webstuhl arbeiten. In der Unruhe der Gegenwart hat man am wenigsten Zeit zu dem, was doch mit Recht als höchster Lebensgenuß angesehen wurde, einem ungestörten Austausch der Gedanken mit befreundeten Männern. Auch ist ja nur in seltenen Fällen die wissenschaftliche Arbeit in dem Grade des Lebens wichtigste Aufgabe, daß ihr sich alles Andere unterordnet. Am seltensten wird es aber noch vorkommen, daß der Gedankenaustausch getrennter Freunde ein Menschenalter hindurch fortgesetzt und in ununterbrochener Folge zu Papier gebracht wird, wie es hier geschehen ist, und daß der schriftliche Austausch auf beiden Seiten als ein so wesentliches Stück des Lebens angesehen wurde, daß jeder Correspondent die Briefe des Freundes sorgfältig aufbewahrt.

Die Briefpausen werden nur durch persönliche Begegnungen veranlaßt. Denn auch das ist das Kennzeichen einer im Verschwinden begriffenen Zeit, daß die Gelehrten, wenn sie die Reise von Berlin nach Göttingen antraten, dies vorzugsweise in der Absicht unternahmen, sich bequemer und gründlicher über gemeinsame Studien unterhalten zu können. Je größer allmählich der Kreis von Menschen geworden ist, mit denen man in Verkehr steht, um so oberflächlicher und flüchtiger werden die persönlichen Beziehungen. Die Ansprüche, die der Freund an den Freund macht, werden herabgestimmt; man gewöhnt sich, weniger zu verlangen und weniger zu geben, und in der Ueberfülle von Anregungen aller Art wird das Leben einsamer und ärmer. Wie wenig Menschen giebt es, die stark genug sind an Geist und Gemüth, um dem abstumpfenden Eindruck der Zerstreung Widerstand zu leisten und an dem festzuhalten, was dem Zusammenleben allein wahren Werth und dauernde Befriedigung giebt!

Solche Gedanken erweckt dies Buch, das Denkmal einer vollen Gemeinsamkeit aller Interessen, die mit unerschütterter

Treue von beiden Seiten festgehalten ist, bis des Jüngeren Tod frühzeitig diesem Freundschaftsbunde ein Ziel setzt.

Böckh hatte 1811 seine Vorlesungen in Berlin eröffnet und stand mit seiner Wissenschaft noch ziemlich einsam da. Freilich war das, was er wollte, nicht etwas durchaus Neues. Heyne war ihm vorausgegangen; aber dieser hatte ja nur die Themata gestellt, ohne sie durchzuarbeiten; und Fr. August Wolf hatte zum Aufbau der Alterthumswissenschaft einen großartigen Plan entworfen, aber die Ausführung Anderen überlassen. Böckh war der Erste, der Ernst damit machte, die classische Philologie als eine historische Wissenschaft vom Leben der alten Völker auszubauen. Nun kam es darauf an, daß in der Jugend der Funke zünde, und je ferner es ihm selbst lag, anders als durch den Inhalt dessen, was er gab, wirken zu wollen, um so mehr war die Zukunft seiner Lehrthätigkeit davon abhängig, daß ihm ein volles Verständniß entgegengebracht wurde.

Da stellte sich, als er im vierten Jahre seiner Berliner Professur Encyclopädie der Philologie und Pindar las, unter seinen Zuhörern ein Jüngling ein, dem er eine so lebendige Auffassung seiner Vorträge anspürte, wie keinem Andern, und der in den Uebungen des Seminars sofort sich bereit und fähig zeigte, in des Lehrers Arbeit selbstthätig einzutreten. Pindar führte den jungen Müller auf die Insel Nigina, welche so viele Söhne hervorgebracht hat, die pindarischer Siegeshymnen würdig waren. Das Büchlein über Nigina, mit dem Müller 1817 in Berlin promovirte, war, so unscheinbar es ausah, der Anfang einer neuen Betrachtung und Bearbeitung griechischer Geschichte. Denn wenn sie sich bis dahin mehr an den äußeren Verlauf der Begebenheiten gehalten hatte, richtete sich jetzt der Blick auf die in den einzelnen Stämmen und Gemeinden hervorgequellende Fülle des geschichtlichen Lebens. Dadurch kam man auf eine ganz andere Weise mitten in das Leben des Alterthums hinein. Es war, so zu sagen, eine physiologische Betrachtung der alten Staaten, wozu schon Aristoteles in seiner Geschichte der hellenischen Staatsgemeinschaften den Grund gelegt hatte. Böckh schrieb selbst eine Recension der *Neginetica* in den „*Heidel-*

berger Jahrbüchern“ (neu abgedruckt in den „Kleinen Schriften“ Band VII), welche Müller auf die ehrenvollste Weise in den Kreis der Gelehrten einführte; er blieb mit ihm in engstem Zusammenhange, als derselbe in Breslau Gymnasiallehrer wurde und daselbst seine geschichtliche Forschung auf die Landschaft Böotien lenkte. Kein Vater kann einen geliebten Sohn in allen Angelegenheiten treuer berathen, als es Böckh mit seinem Schüler that. Nachdem er vergeblich versucht hatte, ihm als einem Adjuncten bei der Akademie, oder als Repetenten an der Universität eine feinen wissenschaftlichen Arbeiten förderliche Stellung zu verschaffen, gelang es ihm zu seiner größten Freude unverhofft, ihn durch Heeren als Nachfolger Welckers nach Göttingen zu bringen.

Glücklicher konnte sich Müllers Leben nicht gestalten. Aber es fehlte nicht an Schwierigkeiten. Nach der guten Tradition der Georgia Augusta wurde die alte Kunst als unentbehrlicher Theil der philologischen Wissenschaft angesehen. „Auf alte Kunstgeschichte giebt man hier viel,“ schreibt Heeren an Böckh. Der junge Doctor empfand die größten Bedenken, darauf sich einzulassen. Böckh aber kannte seine geistige Elasticität und seine Arbeitskraft; hatte er doch schon in seiner Erstlingschrift gezeigt, wie er neben den schriftlichen Quellen die Anschauung der classischen Länder und ihrer Denkmäler anzuerkennen und zu verwerthen wisse. Böckh schreibt: „Sie müssen sich dazu verstehen, Archäologie zu lesen,“ und es ist charakteristisch für jene Zeit, in welcher sich die Archäologie der Kunst noch nicht als akademische Disciplin organisirt hatte, daß ein verhältnißmäßig kurzer Aufenthalt in Dresden als eine genügende Vorbereitung angesehen werden konnte, um als Lehrer der alten Kunstgeschichte auftreten zu können. Böckh wollte auch von einer zu erbittenden längeren Frist nichts wissen und setzte es durch, daß Müller schon im Spätherbst 1819 seine Vorlesungen in Göttingen begann, wo er von Böckh warm empfohlen, an Heeren und Dissen nahen Anschluß fand und ein ganz der Wissenschaft geweihtes Leben begann.

Sein „Orhomenos“ brachte er schon fast vollendet aus Breslau mit. Es war das Erste, was er, von seinem Meister

entfernt, zu Stande gebracht hatte. Um so lebhafter war der schriftliche Austausch darüber, und dabei sehen wir recht, wie verschieden von einander die beiden Männer waren. In dieser Verschiedenartigkeit liegt ein besonderer Reiz des Briefwechsels, und der fast schwärmerische Zug, den Böckh zu seinem jungen Freunde empfand, beruhte gewiß zu einem guten Theile darauf, daß er in ihm eine Ergänzung dessen empfand, was er selbst besaß. Böckh war eine mathematisch angelegte Natur. Er hatte eine innerliche Scheu vor allen Gebieten, auf denen man nicht mit unbedingt sicherer Methode zum Ziele gelangen konnte. Darum vermied er den schlüpfrigen Boden der Mythologie und Sagenforschung, so sehr ihm auch diese Forschung für vollberechtigt und unentbehrlich galt. Er war mit Müllers Ansichten von dem geschichtlichen Kern der Volksagen vollkommen einverstanden; aber selbst den Kern herauszuschälen, dazu fühlte er keinen Beruf. Um so lieber folgte er seinem jungen Freunde und zwar, wie er schreibt, „mit Bewunderung“, wenn ihm auch das Ueberwiegen des Mythischen im Verhältniß zum Geschichtlich-Politischen nicht recht ist. Auch der lebhafteste Widerspruch, welchen Müller den ägyptisirenden Theorien alter und neuer Zeit entgegensetzt, hat seine volle Sympathie, obwohl er ausdrücklich erklärt, daß die abgewiesene Ansicht noch nicht widerlegt sei, und sich selbst in einer sehr merkwürdigen Stelle seines Briefes vom 31. März 1820 dahin erklärt, daß ihm die ägyptische Herkunft des über Rhodos eingeführten Athenadienstes wahrscheinlich sei; dadurch giebt er zu erkennen, daß er auch in der Religionsgeschichte einen großen Zusammenhang zwischen den Küstenländern des Mittelmeeres annehme, wie er ihn auf dem Gebiete, wo man messend und wägend vorgehen kann, d. h. in der Metrologie, so siegreich nachgewiesen hat. So nahm Böckh an Müllers Forschungen über die Vorzeit der Hellenen lebhaften Antheil; auch benutzte er sie unmittelbar für seinen Pindar, dessen Verständniß ohne Specialgeschichte von Hellas unmöglich ist; diese aber setzt Kenntniß der alten Geschlechter, ihrer Stammregister und Heroenculte voraus. Darum finden sich in der Erklärung Pindars so viel Bezüge auf Müllers „Orchomenos“.

An die Seite uralter Sagen treten nun in unverhoffter Weise die auf dem Boden Griechenlands erhaltenen Denkmäler der Vorzeit. Aus dem Peloponnes kommt die Kunde, daß in Amyklai ein unterirdischer Gewölbbau gefunden sei, der Müllers Ansichten über das homerische Zeitalter bestätigte, und die phrygische Inschrift vom Midasgrabe eröffnete einen ganz neuen Ausblick in die Vorzeit der Hellenen. Attische Inschriften führten ihn zu dem Heiligthum der Burggöttin von Athen, und es war etwas Neues in der Geschichte der Wissenschaft, wenn er die Zeichnungen Stuarts und die Bruchstücke einer Bauurkunde mit der schriftlichen Ueberlieferung in seiner Forschung so zu verbinden wußte, daß der ganze Göttesdienst mit den dazu gehörigen Priesterthümern und Gebräuchen, der Kern des religiösen und politischen Lebens von Athen, reconstruirt wurde.

Es war die Zeit, wo die großen Entdeckungen begannen. „Wieviel wird noch an den Tag kommen“, schreibt Müller am 21. Juni 1821, „wenn jene Länder zugänglicher werden!“ Man stand mit Griechenland durch junge Griechen in Verbindung; der treffliche Asopios (später Professor des Griechischen in Corfu und dann in Athen) stand Böckh wie Müller nahe. Man schwärmte für eine Ausgrabung von Olympia. Das Land selbst aber lag noch wie auf einem andern Planeten, und während Oberst Leake seine reichhaltigen Tagebücher über Athen bearbeitete, entwarf der Göttinger Professor auf seiner Studirstube mit den kargen, ihm zugänglichen Hilfsmitteln für die Halle'sche „Encyclopädie der Wissenschaften“ eine ausführliche Topographie von Athen. Es war ein kühnes Unternehmen, das dem jungen Forscher große Mühe machte. Böckh schalt ihn aus, daß er „für eine so verruchte Anstalt, wie eine Encyclopädie“ sich so abarbeite; aber die Arbeit hatte doch reichen Erfolg; es war der unentbehrliche Anfang einer wissenschaftlichen Behandlung der Stadtgeschichte von Athen und nöthigte zu einer immer umfassenderen Denkmälerforschung.

Die kühnste That, zu der sich damals ein deutscher Philologe aufschwringen konnte, war ein halbjähriger Urlaub nach London und Paris. Im Frühjahr 1822 trat Müller zuerst

den Alterthümern von Athen im britischen Museum gegenüber. Die ganze Reise verlief so, daß man kaum sagen konnte, ob er mehr für seine Zwecke reise oder für die seines Lehrers und Freundes. Wie glücklich fühlte er sich, seinem Meister endlich einmal wesentliche Dienste leisten und seinen Wünschen zuvorzukommen zu können! Wenn er schon als Student mit wahrer Ehrfurcht von den großartigen Vorarbeiten zur Begründung einer Sammlung aller griechischen Inschriften Kenntniß genommen hatte, so war er jetzt unermülich, das Material herbeischaffen zu helfen. Wir sehen in das Werden des großen Thesaurus hinein und erhalten die merkwürdigste Belehrung darüber, wie auch bei Böckh das Verständniß der Schriftdenkmäler allmählich fortschreitet. Böckh aber staunt über die Fülle von Mittheilungen und Zusendungen, die er namentlich aus London erhält, und kein Gelehrter hat sich durch aufopfernde und erfolgreiche Förderung eines großen akademischen Werks die Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der preussischen Akademie der Wissenschaften besser verdient als Müller.

Er hatte damals selbst den Plan, ein besonderes Werk über griechische Kunstwerke mit Inschriften (*artis opera inscripta*) herauszugeben, um dadurch für die Geschichte der Kunst einen sicheren Anhalt zu gewinnen. Aber nach seiner Heimkehr nehmen ihn wieder Geschichtswerke größerer Art in Anspruch. Der Stamm der Dorier ist es, den er jetzt in seiner gesammten Eigenthümlichkeit darstellen will. Er galt jetzt mit Recht für den vorzüglichsten Kenner hellenischer Geschichte, und es erging im Einverständniß mit Süvern 1823 durch Raumer die vertrauliche Anfrage an ihn, ob er für das Fach der Geschichte des Alterthums einem Rufe an die Berliner Universität folgen wolle. Müller lehnte ab. Er fühlte, daß er eine solche Stellung, wie er sie in Göttingen habe, nicht leicht anderswo wieder finden könne, und bald fesselte ihn der Bund mit der Tochter des großen Rechtsgelehrten Hugo noch fester an die Georgia Augusta.

Bis 1824 enthält der Briefwechsel nichts als einen harmlosen Austausch zwischen zwei Freunden, die nur ihre gemeinsamen Interessen im Auge haben und sich sonst um die ganze

Welt nicht kümmern. Nun wird die Zeit bewegter. Scharfe Gegensätze treten hervor, und die Briefe öffnen uns einen Einblick in die für die Geschichte der Wissenschaft in Deutschland denkwürdigen Bewegungen jener Jahre.

Die „Dorier“ brachten viel ganz Neues, und die Zuversichtlichkeit der Darstellung reizte zum Widerspruch. Auch der rasche und glänzende Erfolg des jungen Gelehrten erregte, wie die Welt einmal ist, hie und da Mißstimmung. Aber nicht dem Einzelnen galten diese Angriffe, die nun von verschiedener Seite laut wurden. Schlosser begann unwirsch und polternd den Kampf gegen die „Berliner Schule“, und den Heidelberger Jahrbüchern folgte die Litteraturzeitung von Jena mit einem anonymen Artikel voll Bitterkeit gegen die „Dorier“. Die Freunde schlossen sich um so enger zusammen, und ihren gemeinsamen Bestrebungen, die in sehr unterhaltender Weise zur Sprache kommen, gelingt es, die Person des anonymen Kritikers an das Licht zu ziehen. Nun giebt Müller seine „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie“ heraus, um seine Grundsätze der Sagenbehandlung im Zusammenhange vorzulegen, und veröffentlicht darin zugleich eine geharnischte Antikritik gegen seine Widersacher. Böckh ist so entzückt von dem Buch, daß er sagt, er könne selbst Lust verspüren, über Mythologie zu schreiben. Bald wird der Kampf allgemeiner und ernsthafter. Während Müller sich in ägyptische Forschungen zurückzieht und die Alterthümer von Delphi topographisch verfolgt, erscheint, gleichzeitig mit den „Prolegomenen“, 1825 das erste Heft des großen Werks über griechische Inschriften, das Böckh im Auftrage der Akademie der Wissenschaften herausgab. Jetzt wird Leipzig das feindliche Hauptquartier, und Gottfried Hermann tritt als Parteihaupt auf, um der „modernen Alterthumsforschung“ gegenüber als griechischer Grammatiker alter Schule den Beweis zu führen, daß Böckh seiner Aufgabe nicht gewachsen sei. Der Brief, in dem er ihm seine Polemik ankündigt, ist mitgetheilt.

Nun spaltet sich die Gelehrtenwelt immer schroffer in zwei Heerlager. In der „Hallischen Litteraturzeitung“ tritt Meier entschlossen auf Böckhs Seite; er und sein Freund Schömann

bewährten sich im Ausbau der griechischen Alterthümer nach den von Böckh aufgestellten Gesichtspunkten als vorzügliche Kenner. Gleichzeitig bildete sich unter Niebuhrs Auspicien in Bonn ein neues Centrum für historische Alterthumskunde; und obwohl man bei Niebuhr ein Schwanken wahrzunehmen glaubte, indem er für Heinrich in Bonn, den Parteigänger Hermanns, Sympathie zeigen sollte (man sieht, wie gereizt die Stimmungen waren!), so trat er doch allen Anmaßungen der damaligen Leipziger Philologie entschieden entgegen, nahm Böckhs polemische Arbeiten, wenn auch mit Milde der gereizten Tons, die Böckh selbst durchaus billigte, in das „Rheinische Museum“ auf und warb auch um Müllers Theilnahme, dessen Schrift „über den Ursprung der Makedonier“ ihm im höchsten Grade willkommen war. Sonst stand auch er, als ein durchaus athenisch gesinnter Philologe, zu Müllers Auffassung in einem gewissen Gegensatz. Aber wie sehr dieser selbst es empfand, daß seine „Geschichten hellenischer Stämme und Städte“, von denen Orchomenos und die Dorier erschienen waren, einer wesentlichen Ergänzung bedurften, zeigt der merkwürdige Brief (S. 199), wo er seine Absicht ausspricht, eine „politische Bildungsgeschichte Athens von den Perserkriegen bis zum peloponnesischen“ als Schluß seiner ‘Hellenika’ zu schreiben. Endlich blicken wir auch noch in die Anfänge der „Berliner Jahrbücher“ hinein, denen Böckh sich nicht entziehen wollte, obwohl er Müllers Abneigung gegen die der historischen Forschung gefährliche Richtung Hegelscher Philosophie zu theilen schien. Er wollte das hauptstädtische Organ nicht unter gegnerischen Einfluß gerathen lassen, behielt sich aber bei seiner Theilnahme volle Freiheit vor.

Wenn auch das gemeinsame Arbeitsfeld der Freunde unerwartet zu einem Kriegstheater geworden war, so arbeitete doch Jeder unverdrossen weiter; Böckh mit stetiger Kraft an dem Inschriftenwerke, für das er jetzt mit seiner ganzen Person eintreten mußte, während Müller mit unglaublicher Elasticität des Geistes auf ganz entlegenen Gebieten thätig war. Im Winter 1825 stockt die Correspondenz. Böckh stutzt und weiß nicht, wie das zugeht.

Auf einmal löst sich das Räthsel. Die Akademie der Wissenschaften hatte nämlich eine Geschichte der Etrusker für den Leibniztag 1826 als Preisaufgabe gestellt. Buttmann zeigte Böckh das soeben eingegangene Manuscript, welches ihm eine sehr bedeutende Arbeit zu sein scheinete. Böckh erkennt sofort Müllers Hand, der das große Werk ganz in der Stille zu Stande gebracht hatte. Der Meister spürte darin den „frischen, allem Edeln und Guten offen zugewandten Sinn“ seines Freundes, aber zugleich eine Ruhe und Besonnenheit, welche den zum Mann gereiften Forscher zeigte. Was derselbe geleistet hat, erhellt am deutlichsten aus der Thatsache, daß das mit so unvollständigen Hülfsmitteln gearbeitete Werk noch im Jahre 1877, in der Hauptsache unverändert, wieder herausgegeben worden ist.

Müller machte dann durch seine Untersuchungen über Pheidias' Leben und Werke, zu denen ihn der Aufenthalt in London angeregt hatte, den Anfang einer kritischen Künstlergeschichte, deren große Schwierigkeit darauf beruht, daß auch in der Blüthezeit der Kunst die großen Meister der Plastik noch immer als Leute des Handwerks betrachtet wurden und im öffentlichen Leben keine angesehenere Stellung hatten. Böckh, der an diesen Arbeiten lebhaften Antheil nahm, wunderte sich, daß man von einem Praxiteles nicht genau erfahren könne, woher er stamme, und machte bei Gelegenheit dieser archäologischen Untersuchungen seinem Freunde die merkwürdige Mittheilung, daß Hirt sich nicht entschließen könne, die Siebelstatuen vom Parthenon als Werke des Pheidias anzuerkennen. Ja, auf Böckh selbst scheinen diese Gedanken Eindruck gemacht zu haben.

Als nun der Druck der „Etrusker“ beginnt, kommt gerade die zweite Auflage von Niebuhrs „Römischer Geschichte“ heraus, und bei der Leidenschaftlichkeit, mit der hier die wissenschaftlichen Controversen behandelt werden, gesteht Müller, daß es ihm nicht leicht werde, Stellung zu Niebuhr zu gewinnen. Sonst wurden die Zeiten wieder ruhiger, und von Leipzig aus wurde unter den Vertretern der „neuen Alterthumsforschung“ nur Welcker unabhängig verfolgt, dessen ganze Methode zu der von Hermann allerdings im schroffsten Gegensatze stand. Müller sagt aber von ihm

mit vollem Rechte, daß der Eindruck von Unklarheit und willkürlicher Gedankenfolge, welchen er mache, viel mehr auf der Darstellungsweise beruhe als auf dem Inhalte seiner Werke, dessen Gediegenheit er vollkommen zu würdigen weiß. Viel schwieriger ist seine Stellung zu Lobeck, dessen Gelehrsamkeit er bewundert, dessen Ansicht von griechischer Mythologie ihm aber sowohl wie Böckh vollständig widerstrebt. Ihn verlegt die Einseitigkeit und Nüchternheit der Auffassung, welche uralte Religionsgebräuche aus Carnevalaufzügen erkläre. Lobecks Untersuchungen seien im Einzelnen ungemein lehrreich, im Ganzen aber resultatlos; doch sei es gut, wenn Ansichten dieser Art auf die Spitze getrieben würden, um zu erkennen, wie es innerer Anschauungen bedürfe und gewisser an dem eigenen Geiste gemachter Erfahrungen, um in die Masse der überlieferten Nachrichten Licht und Zusammenhang bringen zu können (S. 272).

Indem Müller sich selbst vom mythologischen Gebiet zurückzieht, wendet er sich mit jener Regsamkeit des Geistes und der unersättlichen Wißbegierde, die wir in diesem Briefwechsel mit neuer Bewunderung erkennen, ganz anderen Studien zu. Jakob Grimms große Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprachgeschichte und Wilhelm von Humboldts Forschungen üben einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn. Er hält jetzt mit großem Eifer Vorträge über vergleichende Grammatik des Griechischen und Lateinischen und kommt so auf diesem Wege von Neuem zu seinem historischen Gesichtspunkte zurück. Dabei tritt nun Athen, das er in seinen jugendlichen Werken gewissermaßen umgangen und vernachlässigt hatte, mehr in den Vordergrund. Auf Grund sprachlicher Forschung will er nun die Einheit des athenischen Geisteslebens in Gemeinde und Haus, in Kunst und Wissenschaft, in Rede und Poesie zur Darstellung bringen. Davon schreibt er im Sommer 1828 seinem Freunde, als dieser gerade den ersten Theil seines Inschriftenwerks vollendet hatte, das unvergängliche Denkmal einer vieljährigen treuen Studiengemeinschaft, in welche wir erst durch die vorliegenden Briefe rechten Einblick gewinnen.

Um diese Zeit war Niebuhr vier Tage in Göttingen und, wie Müller fast überrascht schreibt, trotz seines Grolls gegen den

Hephanismus milde, ruhig und liebenswürdig, obgleich er damals über die historische oder mythische Persönlichkeit des Königs Sardanapalos mit ihm in Streit begriffen war.

Für Böckh wie für Müller war es eine Art Lebensbedürfnis, neben großen, zusammenhängenden Werken, die langsam reiften, immer besondere Untersuchungen zu führen, bei denen sich die Forschung auf einzelne Probleme concentrirt. Es begreift sich, daß die letzteren im Briefwechsel mehr hervortreten, da es sich um Lösung einzelner Räthsel handelt. So haben wir nur wenig Kunde von einem der Hauptwerke Müllers, dem „Handbuche der Archäologie der Kunst“, wo eine in voller Entwicklung begriffene Wissenschaft nach allen Richtungen organisirt, zu einem systematischen Abschluß gebracht wird, ein Werk, von dem man kaum gedacht hatte, daß es geschrieben werden könnte, als es schon fertig vorlag.

Gleichzeitig führte er seine attischen Specialstudien weiter, indem er Leakes Topographie von Athen, durch seine wichtigen Nachträge vermehrt, in Deutschland einführte, und dann jesselten ihn die wunderbaren Entdeckungen in Etrurien, die gleich nach Abschluß seiner Etrusker gemacht wurden, die Auffindung einer Fülle bemalter Thongefäße griechischer Technik in den Todengrüften Mittelitaliens. Das war ein Räthsel der alten Culturgeschichte, das alle Forscher in Aufregung setzte. Böckh nahm eifrig an diesen Fragen Theil und berichtete über die Ausstellung der aus Etrurien stammenden Vasensammlung und die Eröffnung des Museums, wodurch Berlin nun auch in die Reihe der Städte eintrat, wo griechische Kunstwerke studirt werden konnten.

Böckh ruhte damals von der gewaltigen Arbeit, die er auf die Inschriften des zweiten Bandes des Thesaurus, namentlich auf die große Marmorchronik von Paros verwendet hatte. Er erholte sich von der trockenen Arbeit an Sophokles' „Antigone“, und er erfreute sich herzlich an dem jetzt vollendet vorliegenden „Handbuche der Archäologie der Kunst“, über dessen Entstehung Müller so wenig Worte gemacht hatte. „Die Fülle des Materials, die glückliche Auffassung und Verknüpfung“ erkannte er lebhaft an, und während er damals in Berlin sich zurückzog und

auch aus dem Kreise der griechischen Gesellschaft austrat, hielt er mit seinen Göttinger Freunden die Gemeinschaft in alter Weise fest. Um so schmerzlicher war es ihm, daß sein ältester Freund, Dissen, dessen „Pindar“ gleichzeitig mit der „Archäologie“ erschienen war, durch seine Recension desselben sich hatte verletzt fühlen können, und wir sehen gern, wie ernst es Böckh damit nahm, bis es Müller gelungen war, alle Schatten zu zerstreuen.

Mit wahren Keulenschlägen fiel dagegen Hermann über Dissens „Pindar“ her, und der alte Kampf der Parteien, welcher unter der Asche geglüht hatte, bricht wieder in hellen Flammen aus, um so mehr, da nun (1832) auch Müllers „Cumeniden“ fertig wurden, eine Ausgabe der Tragödie, in welcher außer Text und metrischer Uebersetzung eine Reihe der wichtigsten Fragen über Composition und Aufführung der attischen Tragödien, über die zu Grunde liegenden ethischen Ideen, über Gottesdienste und Rechtsalterthümer Athens in eingreifenden Untersuchungen behandelt wird.

Müller hatte die Gegner gereizt, indem er von vornherein gegen absprechende Urtheile derselben Protest eingelegt hatte, und in der That wurde das neue Werk als eine wahre Ausgeburt „der modernen Philologie“ behandelt. „Die ganze Rotte regt sich wieder“, schreibt Böckh, der mit gutem Gewissen sagen konnte, daß nicht von ihm, sondern von Hermanns Seite Alles ausgegangen sei, einen Gegensatz von Schulen und Parteien herbeizuführen. Gegen die Cumeniden wurde Fritzsche ins Feld vorgeschickt, was Böckh durch ein Citat aus Molières „Inpromptu de Versailles“ parodirt (S. 331).

Gerne wenden wir uns von diesen unerquidlichen Fehden, in denen auch große Gelehrte dahin kamen, es besonders darauf anzulegen, daß sie dem Gegner einige grobe Schnitzer in Grammatik oder Metrik nachweisen, zu den positiven Fortschritten der Wissenschaft, welche in den Briefen uns entgegen-treten.

Im Jahre 1832 schickt Müller dem Freunde die „Denkmäler der alten Kunst“, die er mit Oesterle zusammen heraus-

gab, ein Werk von hoher Bedeutung für das Studium der Antike, vorzüglich in Anlage und Ausführung. Bald darauf wurde er durch Böckh veranlaßt, zu Ternites Wandgemälden von Pompeji den Text zu schreiben, und um dieselbe Zeit begann er seine Studien über das alte Antiocheia, indem er die Kunst unter den Nachfolgern Alexanders zum ersten Male als besonderes Forschungsgebiet in Angriff nahm.

Man sieht, wie er in immer weiteren Kreisen mit den Denkmälern in Berührung kam, und für dies steigende Verlangen nach anschaulicher Denkmäler- und Landeskunde war es ein großes Glück, daß Griechenland nun endlich anfang, auch den Deutschen zugänglich zu werden. Epochemachend war Forchhammers Brief aus Athen, der Müller zuerst in unmittelbare Beziehung mit dem Boden von Athen brachte. Dann trat Ludwig Roß auf, und eine Fülle neuer Urkundensfunde strömte unsern Gelehrten zu. Müller versenkte sich in die Inschrift von der Wiederherstellung der Stadtmauer von Athen, während die wieder aufgefundenen Inventare des attischen Seezeughauses, ein „Ungeheuer von Inschrift“, wie Böckh sie nennt, als Nachtrag seiner Staatshaushaltung der Athener verarbeitet wurde. Eine Menge von Specialuntersuchungen schloß sich zu gemeinsamer Berathung an diese umfangreichen Actenstücke an.

Das genügt aber nicht, die Forscherlust zu befriedigen. Denn inzwischen hatte sich für Böckh wieder ein ganz neues Feld erschlossen. Er war nämlich ganz von ungefähr auf das alt-sicilische Geldwesen gerathen und merkte bald zu seiner eigenen Ueberraschung, daß sich dasselbe gar nicht besonders behandeln lasse. Er kam auf das äginetische, das euböische, das babylonische Maß- und Gewichtssystem, und so entwickelte sich unter seiner Hand eine Kette, welche von Mesopotamien her die Culturländer der alten Welt umspannte, ein mit mathematischer Sicherheit nachweisbares Band, das mit alten Gottesdiensten in Zusammenhang stand. Das war ein Böckhs eigenthümlichen Gaben und Neigungen durchaus angemessenes Forschungsgebiet, das zugleich für den brieflichen Verkehr unerschöpflichen Stoff darbot.

Nachdem der ruhige Austausch wissenschaftlicher Gedanken und Entwürfe zwei Decennien lang nur durch litterarische Stürme unterbrochen war, traten 1837 die Ereignisse ein, welche auch den ruheseligsten Professor der Georgia Augusta in den politischen Kampf hineinziehen mußten. Müller trat entschlossen auf die Seite der Sieben und schilderte den Tag von Witzenhäusen, wohin den Scheidenden das festliche Ehrengeliebt gegeben wurde, als den schönsten Tag seines Lebens. Jetzt kommen zuerst Briefe vor, wo erst auf der dritten Seite die litterarischen Angelegenheiten beginnen. Böckh und mit ihm Alexander von Humboldt nehmen den persönlichsten Antheil und auch hier sind die Freunde eines Sinnes.

Mittlerweile reifte der Plan von Müllers classischer Reise. Bei Böckh war die Gedankenarbeit so vorherrschend, daß das Anschauungsbedürfnis zurücktrat, und wenn man ihm von einer griechischen Reise sprach, pflegte er wohl scherzend zu sagen, er wisse schon so, wie es dort aussähe. Anders war es bei Müller. Er hatte bereits im Eingange seiner Doctor-differtation sich in Gedanken auf den Fuß des Lylabettos gestellt, um von dort das Inselmeer zu überschauen, dessen Geschichte er schreiben wollte. Er hatte selbst aufs Eifrigste Karten und Pläne gezeichnet, um sich die Ansiedelungen der Alten bis ins Einzelne deutlich zu machen. Ihm mußte es für die Vollendung seiner Arbeiten ein unabweisliches Bedürfnis sein, die Stätten der alten Niederlassungen mit eignen Augen kennen zu lernen, um zu sehen, wie die Dertlichkeit auf die Bildung der Menschen eingewirkt habe, und wie sie sich in derselben eingerichtet haben.

Nachdem er im Juni 1839 dem Freunde anzeigen konnte, daß er über seine „Metrologie“ die Anzeige gemacht, daß er die Ausgabe des „Festus“ vollendet habe und ebenso seine Untersuchungen über die Alterthümer von Antiocheia, trat er die verhängnißvolle Reise nach Italien und Griechenland an. Das Letzte ist das Bruchstück eines Briefes aus München.

Ein so reicher und in sich zusammenhängender Briefwechsel zwischen zwei-Männern, welche als Lehrer der akademischen Jugend wie als Forscher auf einem für allgemeine Bildung so

wichtigen Gebiete der Wissenschaft ihre Zeitgenossen überragten, Beide von einer schöpferischen Kraft seltenster Art, dabei rückhaltlos offen gegen einander und an ununterbrochenen Austausch über alle wissenschaftlichen Angelegenheiten wie an ein Lebensbedürfnis gewöhnt — ein solcher Briefwechsel liefert, wie die gegebenen Andeutungen zeigen, für die Kenntniß der Männer selbst wie ihrer Zeit ein unschätzbares Material. Die treue Pietät des Jüngeren, die väterliche Liebe des Aelteren ist niemals getrübt worden, von den Briefen an, die Müller als collega quintus am Maria Magdalena-Gymnasium in Breslau empfängt, bis zum Antritt der letzten Reise; Schritt für Schritt sehen wir aus dem Schüler den Freund, den selbständigen Mitforscher, den auch seinerseits anregenden, ergänzenden, des Meisters Thätigkeit wesentlich fördernden Genossen werden. Wir sehen Beide in engerer und weiterer Verbindung mit Welcker, Dissen, Buttmann, Hirt, Niebuhr, Meier, Schömann eine neue Alterthumswissenschaft ausbauen, die mit einer fast beispiellosen Energie rasch gefördert wird, nicht ohne bitteren Widerspruch von Seiten derer, welche die neue Bahn für einen Abweg erklären, auf dem die echte Philologie zu Grunde gehen müsse, deren Führer als Virtuosen in einer enger begrenzten Praxis wohl berechtigt und befähigt waren, Einzelnes zu meistern und zu bessern, aber außer Stande, den glorreichen Aufbau der classischen Philologie als einer geschichtlichen Wissenschaft zu hemmen.

Ein solcher Briefwechsel ist wie der Durchschnitt eines bewohnten Hauses, welcher die Ansicht der Frontseite ergänzt. Wir sehen die Männer in ihrer Studirstube arbeiten, wir sehen die Werke werden, die für alle Fachgenossen diesseits und jenseits des Oceans zum unentbehrlichen Hausbesitze gehören. Gerade bei Böckh, dessen Bücher in so seltenem Grade fertig waren, als sie gedruckt wurden, der mit so classischer Objectivität dem Publicum gegenübersteht, der auch in seinen Reden so zurückhaltend ist, erhalten wir über seine innere Persönlichkeit die werthvollsten Aufschlüsse. Wir lernen sein Herz kennen in der zärtlichen Liebe zu seinen Freunden, namentlich Dissen, seinen anmuthigen Humor,

wenn er z. B. im zweiten Bande der „Dorier“ den Schwung zu spüren meinte, welchen die glückliche Liebe dem Verfasser einflößte; wenn er dankt für die „Druckfehler, aber besonders dafür, daß es keine sind“, indem er die vermeintlichen Fehler genau rechtefertigt. Man erkennt bei solchen Gelegenheiten, welch ein Meister er auch im Kleinen und wie durchdacht Alles war, was er that. Er war, wie er selbst sagt, ein „Gelehrter ohne Collectaneen“; darum haben alle seine Erörterungen den Charakter der Frische und Unmittelbarkeit. Dabei geht durch alle Kleinigkeiten ein großer Zug. Denn wie er jeden Vers Pindars im Zusammenhange des ganzen Gedichts auffaßte, so stand ihm auch in geschichtlicher Forschung nichts einzeln da und bei den trocknen Inventarurkunden des Arsenal's von Athen traten ihm die Ehre des Sophokles vor die Seele. Der Schöpfer der griechischen Epigraphik hatte selbst an eine Sammlung der Inschriften ursprünglich gar nicht gedacht; er wollte sie nur als Quellen zur Bearbeitung der inneren Staatsverhältnisse und der „übrigen Dinge bei den Griechen“ benutzen. Der Stoff sei aber so „groß geworden, daß er selbst Zweck werden mußte“. Wir werden dabei an einen andern hervorragenden Mann derselben Zeit und derselben Hochschule erinnert, an Karl Ritter, welcher seine geographischen Studien nur zur Vorbereitung auf geschichtliche Forschungen eröffnete.

Müller war Böckh gegenüber in der Wissenschaft, so zu sagen, ein Particularist. Seinen poetischen Sinn fesselte das Concrete, Individuelle. Er zog die Stämme und Städte als die eigentlichen, lebendigen Träger von Sage und Geschichte hervor und brachte dadurch ganz neues Leben in die historische Forschung, wie ja auch die deutsche Geschichte auf diesem Wege neues Leben gewonnen hat. In lebhafter Sympathie wurde er gewissermaßen selbst Minyer und Dorier und suchte von dem gemeinsamen Volksbesitze seinen Stämmen möglichst viel zuzueignen. Darin liegt der Reiz, aber auch die Schwäche seiner jugendlichen Geschichtswerke, deren Eindruck man viel zu sehr hat vorherrschen lassen. Von der Zeit der „Etrusker“ an sind seine Arbeiten ganz anderer Art. Aus den Briefen sehen wir, wie

er in stetiger Gemeinschaft mit dem älteren Freunde, mit immer reiferem Urtheile, mit immer freierem Umblick und besonnener Klarheit das Ganze des hellenischen Geisteslebens umfaßt, und wir dürfen nie vergessen, daß er, ehe er im Vollbesitze der Anschauungen, die er von Jugend an erstrebt hatte, die Geschichte des Volks der Hellenen zu schreiben beginnen konnte, ein Mann von 43 Jahren, seine Ruhestätte auf attischem Boden fand.

Man muß sich diese Thatsache ins Gedächtniß rufen, weil man sich kaum denken kann, daß innerhalb einer so kurz bemessenen Lebensfrist so viel geleistet worden ist. Wie aber jeder Tag und jede Nacht benutzt worden ist, das lernen wir aus diesem Buche, und doch ist so Vieles von dem, was er geleistet hat — ich erinnere nur an seine griechische Litteraturgeschichte — in diesen Briefen kaum erwähnt.

Von Natur glänzend und reich begabt, hat er mit größter Gewissenhaftigkeit unablässig an sich fortgearbeitet. Er hat in seltener Weise mit einer leichten Fassungsgabe, die sich rasch in alles hineinfand, und einer lebhaften Einbildungskraft einen eisernen Fleiß verbunden und eine ausdauernde Geduld; er ist von seinen subjectiven Neigungen und der Liebhaberei für einzelne Erscheinungen des antiken Lebens an der Hand und nach dem Vorbild seines Freundes immermehr zu einer umfassenden Anschauung des gesammten Alterthums vorgebrungen, indem er, wie es Wenigen gelungen ist, Sprache, Geschichte und Kunst in klarem Bilde umfaßte. Im Vollbesitze einer reichen Gelehrsamkeit, hat er sich von einem gesättigten Gelehrtendünkel vollkommen frei gehalten, immer lernbegierig, immer vorwärtsstrebend, und die Vorzüge seines jugendlichen Geistes zeigen sich auch in den Werken, wo die einen massenhaften Stoff sicher beherrschende und organisirende Kraft des männlichen Geistes am meisten zur Geltung kommt, wie in seiner „Archäologie der Kunst“. So trocken formulirt die einzelnen Paragraphen erscheinen, in jedem ist Geist und Leben und eine aus dem Innern stammende Auffassung, überall ein Streben nach lichtvoller Klarheit, das auch da, wo das letzte Resultat noch nicht gefunden, unaufhaltsam vorwärts drängt.

Die Jahrzehnte, welche unser Briefwechsel umfaßt, werden in der Geschichte menschlicher Forschung nicht vergessen werden; die Eröffnung des Verständnisses von Pindar, dem eigenartigsten und unnachahmlichsten unter den großen Dichtern Griechenlands, die Erkenntniß der tragischen Kunst in Athen und des griechischen Versbaues, die Neubelebung hellenischer Volksgeschichte, der Aufbau einer auf Grund umfassender Urkundensammlung gegründeten Kenntniß des antiken Staatswesens, die Organisation einer Geschichte und Theorie der classischen Kunst, die Gründung historischer Sprachforschung und einer die alte Welt umfassenden Metrologie — das sind lauter Thatfachen der durch diesen Briefwechsel erhellten Jahrzehnte und lauter Denkmäler deutschen Ruhms, die dafür entschädigten, was Deutschland nach außen hin an Ruhm und Ansehen zu erwerben außer Stande war. Was und wie damals von den Besten des Volks gearbeitet wurde, lernen wir aus diesen Briefen.

An Schatten fehlt es auch hier nicht. Von widerwärtigen Zügen der Rechthaberei und Streitsucht mißgünstiger Verdächtigung und leidenschaftlicher Anfeindung ist das Gelehrtenleben nie frei geblieben, und wir beklagen dies am meisten, wenn auf beiden Seiten so hervorragende Männer stehen. Aber wir erkennen, daß auch diese Leidenschaft mit dem tiefen Ernste zusammenhängt, mit dem Jeder für das eintrat, was er als Wahrheit erkannte, und mit einer ritterlichen Entschlossenheit, seine Person für die Sache einzusetzen. Auch das Uebermaß von Arbeit mögen wir beklagen, wenn wir immer das Seufzen nach Ruhe von Geschäften aus dem Munde solcher Männer vernehmen, die doch in der That auf den Genuß freier Muße den vollsten Anspruch gehabt hätten. Um so erquicklicher ist aber der Eindruck, den wir aus den Briefen gewinnen, daß die unablässige Forschung beider Männer niemals eine äußere Berufspflicht ist, welche lästig werden kann, sondern eine nie versiegende Quelle geistiger Erfrischung, ein Bedürfniß des Lebens, wie das leibliche Athemholen, und der unerschöpfliche Gegenstand eines ununterbrochenen, freundschaftlichen Austausches.

Wenn uns beim Lesen der Briefe oft zu Muthé ist, als wenn sie vor Menschenaltern geschrieben wären, so zeigen sie uns, wie rasch wir leben. Veraltet sind sie nicht. Denn die Arbeitskraft und die Arbeitslust der beiden Männer, ihre Hingabe an die Wissenschaft, ihre treue Gemeinsamkeit in Mühe und Genuß, im Suchen und Finden, im Leben und Streben werden, so Gott will, für alle Zeit ein Vorbild und ein Sporn für die nachfolgenden Geschlechter sein.

XII.

Richard Lepsius.

1885.

In Richard Lepsius haben wir einen Mann verloren, der in hervorragender Weise mit der Geschichte unseres Museums verwachsen ist. Denn er war nicht nur Ordner und Pfleger, sondern wesentlich der Schöpfer seiner Abtheilung, welche er zu einer der inhaltreichsten Sammlungen ihrer Art gemacht hat; auch war er der Erste, welcher die Entwicklung unserer Sammlungen von den Zufälligkeiten gelegentlicher Erwerbung unabhängig zu machen suchte, indem er das Museum mit selbständigen Entdeckungsexpeditionen nach den Ländern der alten Denkmäler in Verbindung brachte.

Der Trieb der Denkmälerforschung lag ihm im Blute. Vom Vater lernte er die Bauwerke seiner Vaterstadt Naumburg geschichtlich betrachten, und nachdem er in Schulpforta die Liebe zum klassischen Alterthum eingesogen hatte, die niemals in ihm erkaltet ist, wurde er als Zuhörer der Männer, welche damals die Meister der Geschichte und Sprachforschung auf unseren Hochschulen waren, namentlich Otfried Müller, Böckh und Bopp, seines Gelehrtenberufs sich bewußt. Es zeigte sich aber die ihm angeborene wissenschaftliche Genialität darin, daß er die jüngsten Erwerbungen der Forschung nicht nur lebendig sich aneignete und jedem neuen Licht der Erkenntniß mit jugendlicher Begeisterung nachging, sondern die neuen Methoden auch sofort zu verwerthen suchte, um solche Aufgaben, die noch nicht in Angriff

genommen waren, in richtiger Fassung ihrer Lösung näher zu bringen.

Namentlich war es die neue Epoche der Sprachforschung, welche wohl von wenig jungen Männern so persönlich erfaßt und durchleht worden ist, wie von Lepsius. Er versuchte aus der Sprachvergleichung auch für klassische Völkerkunde Aufschlüsse zu gewinnen und gab schon 1833, 22 Jahre alt, in seiner Dissertation über die Eugubinischen Tafeln eine Probe, wie er die von Bopp gewiesene Methode zur Aufhellung der Vorzeit Italiens selbständig anzuwenden wußte.

Auf diesem Gebiete sprachlich-geschichtlicher Forschung war ein Ueberblick des aus alten Zeiten erhaltenen Materials von Schriftdenkmälern unerlässlich. Darum finden wir Lepsius schon 1834 in Paris, wo er mit Emile Burnouf in Verbindung trat; er vertiefte sich dort in die schriftlichen Vermächtnisse der morgenländischen Völker, und aus dem vergleichenden Studium derselben erwuchs die an geistvollen und neuen Gedanken reiche Abhandlung über die Paläographie als Hilfsmittel der Sprachforschung, welcher im folgenden Jahre von der französischen Akademie der prix Volney zuerkannt wurde.

Indem er unter den Schätzen der Pariser Sammlungen dem genealogischen Zusammenhange der Schriftformen des Alterthums nachspürte, wurde er auch zu den hieroglyphischen Denkmälern geleitet, auf welche vor zehn Jahren durch Champollion das erste Licht richtiger Erkenntniß gefallen war. Aegyptologie wurde Lepsius aber erst auf dem Boden Italiens und zwar unter Einwirkung ganz besonderer, persönlicher Verhältnisse.

Bunfen war damals die Seele des archäologischen Instituts zu Rom. Er war ein Mann von hohen Gesichtspunkten und wünschte den Studienkreis der Deutschen in Italien über das klassische Alterthum hinaus ausgedehnt zu sehen. Das Kapitöl sollte eine Warte der Wissenschaft werden, von welcher die alten Völker am Mittelmeer, als einer Kulturwelt angehörig, überblickt werden sollten. In Lepsius war der rechte Mann gefunden, um diese Erweiterung des Gesichtskreises anzubahnen. Der junge Mann folgte freudig dem Rufe, der seiner Liebe zum klassischen

Alterthum ebenio wohl entsprach, wie dem selbständig gewählten Gange seiner Studien, und ihn zugleich mit den vaterländischen Instituten für wissenschaftliche Arbeit in Verbindung setzte. Von der preussischen Akademie der Wissenschaften unterstützt, besuchte er die ägyptischen Sammlungen in Turin und Pisa, trat dann als Sekretär des römischen Instituts ein und veröffentlichte in den Annalen desselben den Brief an Rosellini, die erste maßgebende Schrift eines deutschen Gelehrten auf dem wenig bebauten Gebiete ägyptischer Alterthumskunde. Er trat darin für Champollion, dem noch immer eigenfönniger Widerspruch begegnete, mit voller Entschiedenheit ein, vereinfachte aber zugleich und klärte auf Grund der in Paris gemachten Sprach- und Schriftstudien das System seines großen Vorgängers. Es war ein wichtiger und nicht wieder in Frage gestellter Fortschritt der Wissenschaft und zugleich die endgültige Entscheidung für Lepsius' Lebensaufgabe. Er nahm jetzt die Arbeit Champollions auf, der im März 1832 gestorben war, also ein Jahr vor Lepsius' Promotion.

Nachdem er seine Stellung am archäologischen Institute aufgegeben hatte, bürgerte er sich (1838—40) in England und seine Museen ein. Er stand nun im Vollbesitz dessen, was in Europa zur Kenntniß des ägyptischen Alterthums zu finden war, und da die weltgeschichtliche Bedeutung desselben von den verschiedensten Standpunkten neu hervorgehoben wurde, konnte nichts zeitgemäßer sein, als jetzt im Nilthale selbst eine neue umfassende Untersuchung der Denkmäler in's Werk zu setzen, deren geschichtlichen Charakter man vor Entzifferung der Hieroglyphen gänzlich unfähig gewesen war zu bestimmen.

Bis dahin waren Unternehmungen solcher Art den see-mächtigen Nationen vorbehalten geblieben, und deutsche Kräfte hatten sich nur gelegentlich daran betheiligen dürfen. Es ist das unvergeßliche Verdienst von Bunsen und Alexander von Humboldt, daß sie den Plan einer von Lepsius zu föhrenden preussischen Expedition befürworteten, auf welchen ein so warmer Freund der Wissenschaft, wie König Friedrich Wilhelm IV. war, mit vollem Verständniß und persönlicher Theilnahme freudig einging.

Zum ersten Male wurde nun ein deutscher Gelehrter mit königlicher Freigebigkeit ausgerüstet, um den Boden alter Völkergeschichte gründlich zu durchforschen, und man darf behaupten, daß niemals eine wissenschaftliche Expedition so zur rechten Zeit in Angriff genommen, so gewissenhaft vorbereitet, so sachkundig geleitet, so glücklich ausgeführt und so fruchtbar an sicheren und mannigfaltigen Resultaten gewesen ist, wie die preussische Expedition nach Aegypten, Aethiopien und der Sinaihalbinsel.

Es war ferner eine glückliche Fügung, daß während der dreijährigen Reise auf Befehl des Königs unter Leitung des Herrn von Olfers im Neuen Museum der Hauptstadt die Räume vorbereitet wurden, welche bestimmt waren, den alten Bestand des ägyptischen Kabinetts mit den durch Lepsius in Aussicht stehenden neuen Erwerbungen aufzunehmen. Denn es war von Anfang an die Absicht gewesen, zur Bereicherung der öffentlichen Sammlungen eine Auswahl charakteristischer Denkmäler aus dem Nillande heimzuführen.

Es handelte sich aber nicht um eine bloße Vermehrung des Vorhandenen. Schon von Kairo aus schickte Lepsius in einem Briefe vom 11. Juli 1845 dem Generaldirektor den Plan ein, nach welchem er die Einrichtung des Museums durchgeführt zu sehen wünsche. Es sollte kein Magazin sein, in welchem sehenswerthe Gegenstände übersichtlich untergebracht werden, sondern ein nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten künstlerisch angelegtes und ausgestattetes Ganze, ein historisches Museum, wie es nur für Aegypten möglich war, wo man jetzt durch eine Zeit von mehr als drei Jahrtausenden alle Königsdenkmäler sicher datiren konnte. Das alte Reich konnte jetzt zum ersten Male durch eine Reihe großartiger und in sich vollständiger Originalwerke veranschaulicht werden, ebenso die Glanzzeit des neuen Reichs und die noch ganz unbekanntes Gattung äthiopischer Kunst- und Schriftdenkmäler.

Der Mittelsaal sollte nach Analogie ägyptischer Tempelräume angelegt und ausgestattet werden, Wandbilder von der Natur des Landes in Verbindung mit den Werken der Menschen eine Anschauung geben.

Dem entsprechend, wurde zum ersten Male der Versuch gemacht, den Besucher eines ägyptischen Museums geistig nach Aegypten zu versetzen, ihm einen Begriff von dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft zu geben und durch Fernhaltung alles Fremdartigen ein harmonisches Gesamtbild von der in sich abgeschlossenen und eigenartigen Cultur des Nillandes vor Augen zu stellen.

So ist das ägyptische Museum selbst, wie es durch Lepsius neu ausgestattet und nach seinen Ideen eingerichtet worden ist, ein bleibendes Denkmal der ruhmreichen Entdeckungsreise und ein künstlerischer Ausdruck davon, wie der Leiter derselben das neu enthüllte Land der Pharaonen seinen Mitbürgern vergegenwärtigen wollte.

Es war in der That ein seltenes Lebensglück, das Richard Lepsius zu Theil geworden ist, daß er mit jugendlicher Kraft, von treuen Freunden begleitet, zu Ehren des Vaterlandes eine solche Unternehmung durchführen und soviel neues Material selbst herbeischaffen konnte, um sein Leben hindurch davon aus dem Vollen arbeiten zu können. Wurde doch das ältere Reich der Pharaonen durch ihn so gut wie neu entdeckt und das Gedächtniß der Menschengeschichte um Reihen von Jahrhunderten erweitert.

Nun begannen neben dem großen Prachtwerke, den „Denkmälern aus Aegypten und Aethiopien“, das auch ein bleibendes Denkmal der Nilexpedition genannt werden kann, die langjährigen Arbeiten, in denen das unermessliche Material gesichtet und verwerthet wurde.

Sie waren im Wesentlichen dreierlei Art. Erstens die „Chronologie der Aegypter“.

Eine umfassende kritische Untersuchung über die Grundlage ägyptischer Zeitrechnung war die unerläßliche Vorbedingung eines neuen Aufbaus der Geschichte. Lepsius hat sich derselben im großartigsten Maßstabe unterzogen, indem er der Geschichte aller andern Völker und Reiche des Alterthums gegenüber die der Aegypter in ihrer Eigenthümlichkeit darstellte. Es handelte sich um Fragen von weltgeschichtlicher Bedeutung sowie um die schwierigsten Probleme der Quellenkritik, die neuerdings durch Bunser

und Böckh in ganz entgegengesetztem Sinne behandelt worden waren; und wenn es auch nicht gelang, die echt geschichtliche Ueberlieferung bei Manethos von der nach astronomischen Cyklen konstruirten nach einer sichereren Methode genau zu scheiden, so hat Lepsius doch dadurch, daß er zuerst die in so viel reicherer Folge vorhandenen Denkmäler zum festen Ausgangspunkte machte, ein sicheres Gebäude ägyptischer Reichsgeschichte zweifellos begründet.

Seine Chronologie konnte er 1849 als vollendetes Werk mit tiefempfundenerm Danke dem Manne darbringen, der ihn einst vom Kapitol in diese Bahn gerufen hatte und mit dem er treu verbunden blieb, wenn auch gerade die chronologischen Forschungen zu Resultaten geführt hatten, welche denen in Dunsens gleichzeitig erschienenem Werke über Aegypten in wesentlichen Punkten widersprachen.

Das zweite große Werk, das aus der Reise hervorging, war das Königsbuch, das Schlusergebniß zwanzigjähriger Arbeit, die er gleichsam als Archivar des Pharaonenreichs geleistet hatte; denn Lepsius' Haus war in der That das Archiv des ägyptischen Reichs. Dort war ja neben den Funden der dreijährigen, vorzugsweise von geschichtlichen Gesichtspunkten geleiteten Reise Alles, was die Museen und Privatsammlungen Europas an Königsdenkmälern enthielten, bis auf die kleinsten Scarabäen, die ihn in vielen hundert Abdrücken umgaben, zum ersten Male vollständig vereinigt. Es schien jetzt an der Zeit, einen vorläufigen Abschluß zu machen, um die Summe dessen, was von dem geschichtlichsten der Völker, wie Lepsius seine Aegypter zu nennen liebte, gewußt wird, auf übersichtlichen Tafeln zusammenzustellen, die Namen der Könige des alten wie des neuen Reichs und ihrer Familien in hieroglyphischen Texten mit allen vorkommenden Varianten. Das war das allmählich unter unermüdelichem Sammelfleiß reisende Urkundenbuch des ältesten Reichs der Welt; 1858 war Lepsius so weit, daß er sein Königsbuch dem Könige widmen durfte, an dessen Namen für alle Zeit die Expedition nach Aegypten mit allem Guten, das sie gebracht hat, geknüpft ist.

Außer diesen beiden großen Werken, außer den wiederholten Bearbeitungen des Todtenbuchs, durch welche er uns einen tiefen Einblick in die Vorstellungen der Aegypter vom Schicksale der Menschenseele nach dem Tode eröffnet hat, und außer den Reisebriefen (1852), welche in anmuthiger Form die äußeren Vorgänge der großen Reise darstellen, hat Lepsius seine ägyptischen Studien in den Abhandlungen der Akademie und in Aufsätzen der ägyptischen Zeitschrift niedergelegt. Es ist eine große Reihe gehaltvoller Monographien über die Geschichte einzelner Dynastien, über die Götterkreise Aegyptens, über die in Inschriften vorkommenden Metalle, über einzelne Denkmäler u. s. w. Auf einer zweiten Reise gelang es Lepsius, ein neues Denkmal von hervorragender Wichtigkeit, ein Seitenstück zum Stein von Rosette, in dem dreisprachigen Dekret von Kanopos zu entdecken.

Lepsius war kein einseitiger Aegyptolog. Er spürte den Fäden nach, welche die Cultur des Nilthales mit dem Auslande verbinden, wie seine Abhandlung über den Ursprung der dorischen Säule zeigt. An der glänzenden Entwicklung der andern morgenländischen Studien nahm er den eifrigsten Antheil und griff in die assyrischen Forschungen durch seine Behandlung der Epnymen-Listen selbstthätig ein. Die Metrologie war eines seiner Lieblingsfächer, und seine Jünglingsstudien über das Schriftwesen der alten Völker und den Stammbaum der Alphabete erhielten eine neue Verwerthung, als er von England aus, und zwar auch diesmal unter Einwirkung Bunsens, aufgefordert wurde, für die Verbreitung der Bibel unter schriftlose Völker ein allgemeines, überall ausreichendes Alphabet in Vorschlag zu bringen. Lepsius war für diese Aufgabe wohl unter allen Gelehrten der theoretisch wie praktisch am meisten Vorbereitete. Er hatte schon für seine eigenen Zwecke Rath schaffen müssen, als er die Kubicrsprache aufzeichnete. Er konnte der vorberathenden Commission ein fertiges Schriftsystem vorlegen, und daraus ist das standard alphabet hervorgegangen, in dem die Missionare jetzt die Sprache der Wilden aufschreiben und die heilige Schrift den Heidenvölkern darbieten.

So kam Lepsius immer wieder zu dem Studium zurück, von dem er als Jüngling ausgegangen war.

Seiner Sprachsinn war eigentlich die ursprünglichste und hervorragendste Stärke des reichbegabten Mannes und der tiefste Zug seines Geistes, während er zum Historiker mehr durch äußere Verhältnisse geworden ist. Auf Erforschung des menschlichen Sprachbaus in seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit kam er immer wie auf ein Lieblingsthema zurück, und so wie in Oberägypten die Monumente aufhörten, seine unausgefetzte Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, wendete er sich mit voller Energie den linguistischen Studien zu. Die lebenden Sudansprachen, die noch nicht erforschten und grammatikalisch dargestellten, waren für ihn auch Urkunden, welche entziffert werden mußten. Er entdeckte in der nubischen Sprache eine von der ägyptischen völlig abweichende; sie führte ihn zu einem tief in das Innere des Continents hineinragenden Sprachgebiete. Halbe Tage saß er in der Nilbarke unverrückt dem Eingeborenen gegenüber, um ihm die Laute und Wörter seiner im eigenen Lande verachteten Sprache abzulauschen, und wenn er einmal unter Freunden auf seine Reise zu sprechen kam, erzählte er am liebsten von den Methoden, die er angewendet habe, um sich mit den ungebildeten Leuten über die verschiedenen Pronomina und anderes grammatisch zu verständigen. Er übersetzte das Markus-Evangelium, um einen zusammenhängenden Text zu gewinnen.

In strengem Pflichtgefühl stellte er diese Studien seiner Hauptaufgabe nach, arbeitete aber unablässig daran weiter und benutzte jede Gelegenheit, seine Sammlungen zu vervollständigen. Auf seinen Ferienreisen pflegte er diese Papiere mit sich zu nehmen, um sich wochenlang in diese Forschung zu vertiefen, und nachdem die Hauptaufgaben alle glücklich erledigt waren, erschien endlich in seinem neunundsechzigsten Lebensjahre zur Ueberraschung der gelehrten Welt, in aller Stille langsam gereift, die nubische Grammatik; ein Werk, das allein im Stande gewesen wäre, den Ruhm eines Forschers zu begründen, und das er selbst nicht anstand, für sein reifstes und eigenstes Werk zu halten. Vieles von seinen linguistischen Arbeiten ist Manuscript geblieben und harret der Verwerthung durch geistverwandte Fachgenossen. Das Wichtigste hat er zum Glück noch selbst ausgestalten und

abrunden können. Es ist keine Greifenarbeit, sondern ein kühner Eroberungszug; der erste Versuch in die Völker- und Sprachenwelt von Afrika vorzubringen und ein vollkommen wüstes Gebiet urbar zu machen. Ist die Grammatik ein Werk langer Jahre, so ist die Einleitung in letzter Zeit geschrieben. Auch sie bezieht sich zunächst auf die Völker und Sprachen Afrikas, enthält aber viele weitreichende Ideen zur allgemeinen Sprachgeschichte, und hat deshalb als das letzte litterarische Vermächtniß des großen Sprachforschers eine besondere Bedeutung.

Ein halbes Jahrhundert geistiger Arbeit, auf das wir mit dankbarer Bewunderung hinstarren, liegt abgeschlossen vor uns, ein Leben, reicher an äußeren Begebenheiten, unruhiger, wechselvoller als ein Gelehrtenleben zu sein pflegt, und doch von Anfang bis zu Ende ein Leben ernster Sammlung, in voller Spannung unausgesetzt den höchsten Zielen menschlicher Erkenntniß zugewendet.

Von Jugend an voll rastloser Wißbegierde, war er seines Forscherberufs so gewiß, daß er vor keinem Problem zurückwich, und wie er, durch die Gunst der Verhältnisse überall gefördert, von Erfolg zu Erfolg fortschritt, steigerte sich in ihm die angeborene Zuversicht des Gelingens, die ihn bei allen Arbeiten begleitete und die, weil sie die nie versiegende Quelle des rüstigsten Muthes war, zu dem Erfolge selbst wesentlich beitrug.

Dies männliche Selbstvertrauen, das in Lepsius' ganzer Persönlichkeit ausgeprägt war, ist niemals Ueberhebung gewesen. Es hat ihn nie zu vorschnellen Urtheilen verleitet oder gar zur Geringschätzung fremder Leistungen. Mit selbstverläugnendem Fleiße hat er sich den mühseligsten Arbeiten unterzogen, immer von Neuem seine Ergebnisse nachprüfend. Seine Stärke aber lag darin, daß er auch das Kleine immer von hohen Gesichtspunkten ansah und vom Einzelnen sich zu Gesamtanschauungen erhob, die er als persönliche Ueberzeugung mit voller Wärme vertrat. In allen Untersuchungen strebte er zu festen Resultaten vorzubringen; darum waren sie so fruchtbar, auch wenn die Ergebnisse einzeln anfechtbar waren. Es war ihm unmöglich, etwas Unklares niederzuschreiben. Alles war überlegt, im Ausdruck knapp; die Gedanken folgerichtig und fest gefügt.

Wenig Gelehrten ist es vergönnt gewesen, so viel wüßtes Land urbar zu machen, so viel unbetretene Pfade zu bahnen, so viel neues Material an das Licht zu ziehen. Darum konnten seine Verdienste um die Förderung menschlicher Erkenntniß nicht dem Maßstabe subjectiver Werthschätzung unterliegen; seine Arbeiten können im Großen und Ganzen nur als Grundlage verwendet, aber nicht in Frage gestellt werden.

Nach dem Vorbilde unserer größten Philologen hat er Geschichte und Sprachkunde umfaßt. Doch war sein großes und mitunter alle Kräfte anspannendes Tagewerk zugleich ein wohl umgrenztes, welches seinem Leben Einheit und innern Zusammenhang gab. Darum ging er bei vollem Antheil an allen Fortschritten in Wissenschaft und Kunst durch die Gelehrtenwelt mit sicherem Schritt seinen gewiesenen Weg nach festen Zielen, ohne durch Schwanken oder auf Abwegen Zeit und Kraft zu vergeuden; ein in seltenem Grade selbständiger, von Andern unabhängiger, auf manchen Gebieten selbst einsamer Forscher und doch mit den Besten der Zeitgenossen im In- und Auslande in Freundschaft verbunden.

Er hatte früh eine gewisse weltbürgerliche Stellung ohne dem Vaterlande fremd zu werden. Er hatte das Glück, zwei Königen Preußens persönlich nahe zu stehen und wußte es vor Allem hoch zu schätzen, daß es ihm vergönnt war, das preussische Banner im fernen Welttheile zu entfalten und eine neue Aera für Wissenschaft und Kunst im Vaterlande einweihen zu dürfen.

Lepsius hatte neben den Eigenschaften, welche den Forscher ausmachen, einen praktischen Sinn, ein Talent für Organisation. So verständig wie er seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit einrichtete, so daß sie bei allem Wechsel doch wie ein Werk aus einem Gusse anzusehen ist, so hat er sich auch als Leiter der Expedition, als Ordner seines Museums bewährt. Die meisterhafte Korrektheit seiner Textausgaben beruht darauf, daß er die richtige Technik zuerst in größter Ausdehnung einführte. Die von ihm dem Museum überwiesene Sammlung von Papierabdrücken bildet einen wichtigen Schatz wohlgeordneter Urkunden.

Die Herstellung unserer hieroglyphischen Typen, welche jetzt auch im Auslande benutzt werden, ist sein Werk.

Es war ihm ein Bedürfniß, neben der stillen Forscherarbeit eine nach außen gerichtete Wirksamkeit zu haben; darum baute er so gerne nach eigenen Plänen, und verwaltete das Amt des Oberbibliothekars bis zuletzt mit großem Eifer; der Wechsel der Beschäftigung hat dazu beigetragen, seine geistige Rüstigkeit so lange zu erhalten.

Einem langen Lebenstage voll Sonnenglanz folgte ein Abend, von düsterem Gewölk umhangen. Mit hohem Muthen hat er getragen, was über ihn verhängt wurde, und während die Glieder den Dienst versagten, hat sein Geist in vollkommen ungeschwächter Spannkraft fortgearbeitet. Er hatte noch die Freude, ein Lieblingswerk, an dem er selbst wiederholt gearbeitet, das Todtenbuch der Aegypter, nach dem ältesten Texte bearbeitet, von Herrn Naville in Genf, einem seiner vertrautesten Schüler, in Bild und Schrift als Manuscript vollkommen vollendet zu wissen. Es wurde nun ihm selbst, wie einst den alten Aegyptern, gleichsam ein Abschiedsgruß aus der Welt des Sichtbaren und eine Mitgift für die letzte Fahrt.

Auf dem Sterbelager vollendete er auch die Schrift über die Längenmaße der Alten, nachdem er eine Streitschrift zurückgezogen hatte, um nicht, wie er sich ausdrückte, in Disharmonie aus dem Leben zu scheiden.

Einem ritterlichen Helden gleich ist er in voller Waffenrüstung gefallen, mit der Welt fertig, ruhig, in glaubensvoller Zuversicht.

Unser Museum hält sein Andenken in Ehren, denn es ist stolz darauf, daß es einen Mann, dessen Name so in die Bücher der Geschichte eingetragen ist, neunundzwanzig Jahre hindurch unter seine Beamten zählen durfte.

XIII.

Düsseldorf und Cornelius.

23. Juni 1869.

Jedes Fest ist ein Höhenpunkt, von dem man rückwärts und vorwärts schaut, und darum feiern wir Jubiläen, damit wir aus dem Gedränge der Gegenwart auf eine freie Höhe hinaustreten, wo ein weiterer Gesichtskreis sich aufthut, wo man sich zwischen vorangegangenen und nachfolgenden Geschlechtern inmitten bedeutender Entwicklungen fühlt. Denn je idealer unsere Aufgaben sind, um so mehr gehen sie über Zeit und Ort hinaus, je höher ihre Ziele, um so weiter reichen sie auch in die Vergangenheit zurück und ruhen auf ehrwürdigen Ueberlieferungen. Wie reich aber sind sie gerade für eine Akademie der Künste, und welche Fülle inhaltreicher Gedanken strömt uns entgegen, wenn wir diesen Ueberlieferungen nachgehen!

Sie führen uns nach Athen. Nahe vor dem Westthore der alten Stadt breitet sich die Niederung aus, welche mit ihren Baumgängen den Bürger erquickte, wenn er von dem trockenen Stadtboden herunter kam. Hier grünte, von den Bächen des Kephisos bewässert, der Hain des Akademos unter dem Schutze der Göttin Athena, mit den Altären der Musen und des Eros; hier waren Ringplätze der Jugend und Rastorte der Männer, welche sich unter weitschattigen Platanen am Gespräche erfreuten. Das ist die Urakademie, wo Platon seine Freunde um sich sammelte und dem Plaze eine unsterbliche Weihe gab, so daß man an keiner andern Stelle in rechter Weise philosophiren zu können glaubte. Darum pilgerten die Römer, als sie Griechen werden

wollten, dahin wie nach einem gelobten Lande; darum ließ Kaiser Hadrian in seinem Prachtgarten bei Tibur die attische Akademie nachbilden; darum entstanden in Florenz, als es ein neues Athen werden sollte, erst eine platonische, dann eine Kunstakademie, und wenn wir diesem Brauche bis heute folgen, so bekennen wir dadurch, daß wir die Kunst nicht als ein abgeschlossenes Fach ansehen, in welchem Einer Meister sein könne, ohne um andere Geistesrichtungen sich zu kümmern, sondern daß sie mit der Erkenntniß der Wahrheit, welche in der attischen Akademie zuerst als ein großes Ganze aufgefaßt worden ist, unauflöslich zusammenhänge, und daß es ohne sie unmöglich sei, Werke zu schaffen, die den edelsten Bestrebungen des Volks zu bleibendem Ausdruck dienen.

Diesen Zusammenhang zwischen Kunst und Erkenntniß haben die Alten in einer Weise durchgeführt, welche schwer nachzuahmen ist. Bei ihnen war die Theorie keine lahme Schulweisheit, welche mit ihren Paragraphen den Werken der Kunst nachhinkt. Plato war selbst ein Künstler ersten Ranges und Phidias ein philosophischer Kopf. Die großen Baumeister gaben selbst Rechenschaft von ihren Werken, und Vitruv schildert die Verbindung des schaffenden Talents mit theoretischer Wissenschaft als das höchste Künstlerglück. Wo Akademien sind, da gehen Wissenschaft und Kunst, welche nur in den Zeiten der Barbarei getrennt worden sind, Hand in Hand; da wird den Musen geopfert und dem Gros, dem Gotte des schöpferischen Triebes, welcher den Menschen anspornt, das Unendliche, das er ahnend erfaßt hat, im Endlichen zur Erscheinung zu bringen.

Die Wissenschaft aber, die der Kunst unentbehrlich ist, ist keine bloß theoretische, sondern auch eine geschichtliche; denn es besteht in der menschlichen Cultur ein Zusammenhang der Art, daß die einzelnen Völker nicht nach eigener Willkür anfangen und eine Kunst eigener Erfindung beliebig aus sich entwickeln können, sondern ein Volk empfängt von dem andern und wirkt wiederum auf das andere, und dieser Zusammenhang wird nicht ungestraft zerrissen oder mißachtet. So haben die Hellenen von den älteren Kunstvölkern Vorbilder und Erfindungen überkommen,

das Ueberkommene aber unter so günstigen Verhältnissen ausgebildet, daß etwas wesentlich Neues und für alle Zeit Vorbildliches daraus entstanden ist. Und das führt uns auf das Zweite, das schon im Namen einer Akademie enthalten ist, daß wir nicht nur Wissenschaft und Kunst, sondern auch Alterthum und Gegenwart in unzertrennlicher Verbindung festhalten.

Ist es denn aber (das scheint an einem akademischen Feste eine sehr naheliegende Frage zu sein), ist es mit dieser Verbindung ein wirklicher Ernst, will man dem Alterthume einen maßgebenden Einfluß auf unsere vaterländische Kunst noch heutzutage einräumen, und worauf sollen sich die Ansprüche des Griechenthums, worauf soll die gesetzgebende Bedeutung des fernen Ländchens, die so Vielen räthselhaft oder anstößig ist, sich gründen?

Da müssen wir denn für's Erste anerkennen, daß das Wesen der Kunst, wie wir sie lieben und ehren, dort zuerst zu Tage getreten ist; denn die anderen Völker, selbst die nächst verwandten Römer, hatten keine Ahnung davon. Sie hielten die Kunst für einen Luxus, und diejenigen, welche ihre Thätigkeit darauf richteten, diesen Luxus herbei zu schaffen, für Leute eines untergeordneten Lebensberufs, weil sie nicht dem Unentbehrlichen und allein wahrhaft Wichtigen, d. h. dem Staate, ihre Kräfte widmeten. Glaubt doch selbst ein Mann wie Cicero sich bei seinen Mitbürgern gewissermaßen entschuldigen zu müssen, wenn er einige Kenntniß von Künstlern und Kunstwerken verräth; er habe sie bei der Untersuchung gegen Verres gelegentlich gewonnen, ohne sie zu suchen.

Ähnlich haben alle Barbaren alter wie neuer Zeit gerurtheilt, und diejenigen unter ihnen, welche es mit der Kunst recht wohl zu meinen glaubten, nannten sie etwa einen heiteren Schmuck und gönnten ihr unter den Weimerken des geselligen Lebens ein bescheidenes Plätzchen. Die Hellenen haben zuerst gezeigt, wie sich der Kunsttrieb mit einer von allen Zufälligkeiten der Mode unabhängigen Naturnothwendigkeit geltend macht, die schönste Gottesgabe eines Volks, dem er keine Ruhe läßt; in allen Stoffen muß es die Bewegung des Innern zum Ausdruck

bringen, im geistigsten aller Stoffe, dem Worte, und dann auch in dem allerfernsten und fremdesten. Denn es fühlt sich beengt von den Massen, welche formlos den Menschen umstaren. Das kalte Gestein muß sich hergeben, um die wärmsten Empfindungen des Menschenherzens auszudrücken, und das spröde Erz wird aus den Tiefen geholt, um sich in die vorgezeichnete Gestalt zu schmiegen und in Form schlanker Standbilder die Märkte der Städte zu umringen. Wie wären die dazu nöthigen Kraftanstrengungen und Erfindungen Jahrhunderte lang mit unermüdblicher Energie gemacht worden, wenn es sich um ein Streben handelte, welches von der Laune Einzelner abhängig gewesen wäre! Es war ein geschichtlicher Beruf, welchem das Volk sich nicht entziehen konnte, und wie das ganze Volk von einer höheren Gewalt getrieben wurde, alles Stoffliche heranzuziehen und dem Geiste dienstbar zu machen, so ist auch das einzelne Kunstwerk nicht das Produkt eines willkürlichen Vorsatzes, wie er ausreicht, um bei erforderlicher Geschicklichkeit eine technische Leistung auszuführen, sondern es bedarf außer der künstlerischen Anlage im Allgemeinen für die Geburt jedes einzelnen Kunstwerks einer Seelenerregung, die nicht vom Willen des Künstlers ausgeht, einer tiefinnerlichen Bewegung, die nur in einem bestimmten Werke ihren beruhigenden Abschluß findet, eines göttlichen Zwanges, wie die Alten es ausdrückten, und dieser Zwang ist die Wirkung des Gros, dessen geheimnißvolles Wirken in der attischen Akademie zuerst erkannt worden ist, die unwiderstehliche Liebe zum Göttlichen, welche dem Menschenherzen eingepflanzt ist.

Darum ist auch die Kunst eine Pflanze, welche auf keinem Boden menschlicher Geschichte zu fehlen pflegt, aber sehr selten gelangt sie zu voller Entfaltung. Am vollständigsten ist dies auf dem Boden der hellenischen Geschichte geschehen, und deshalb lernen wir dort nicht nur das innere Wesen der Kunst kennen, sondern auch ihre Gliederung und Verzweigung, die ganze Hausordnung und den Haushalt eines voll entwickelten Kunstlebens. Dort hat man zuerst die bildenden Künste, deren Werke im Raume ruhend vor unseren Augen stehen, von den musischen unterschieden, welche in der Weise schaffen, daß ihre Werke

jedesmal von Neuem hervorgebracht werden müssen. Beide Gattungen hat man gleichmäßig zu pflegen gewußt, so daß von den schönen Künsten jede ihre eigenen Bahnen und Stilgesetze gefunden hat, jede ein gesunder und voll entwickelter Zweig an dem mächtigen Baume, der nur auf diesem Boden sich so normal entwickelt hat, daß man hier seine Naturgeschichte lernen kann.

Dies Gedeihen hängt damit zusammen, daß das Volk wie kein anderes für die Kunst angelegt war, und dafür kenne ich kaum ein bereedteres Zeugniß als dies, daß so wenig von ihr die Rede war. Denn wie merkwürdig ist es doch, daß von den Prachtwerken Athens, deren Trümmer den Gegenstand einer reichen Litteratur bilden, bei den zahlreichen Historikern, Rednern und Dichtern, vor deren Augen sie entstanden sind, fast mit keiner Silbe Erwähnung geschieht! Das kommt daher, daß die bildende Kunst so zum Leben gehörte und etwas so Selbstverständliches war, wie die Natur, in deren Umgebung die Menschen aufwuchsen. Darum hat sie sich so unbewußt, so reich und organisch entwickelt; darum ist sie der vollkommene Ausdruck des nationalen Lebens geworden. Darauf beruht aber auch die über den Kreis der Nationalität hinausgehende Gültigkeit, welche wir als Klassizität bezeichnen, um damit auszudrücken, daß die Aufgaben der Kunst so richtig erkannt und so vollkommen gelöst sind, wie es nicht besser gemacht werden kann.

Das sind die drei Gesichtspunkte, von denen aus wir die vorbildliche Bedeutung der griechischen Kunst begreifen; ihre Anerkennung soll uns aber nicht unfrei machen, die Norm des Klassischen soll nicht mit dem Joche eines Regelzwanges auf uns lasten, sondern uns nur vor Irrthum bewahren und uns in einer würdigen Auffassung der Kunst befestigen. Denn durch die Griechen ist sie als das erkannt und zu dem gemacht, was sie sein soll, kein Gegenstand des Luxus, der dem Wohlhabenden zu Gute kommt, sondern ein Volksgut, die Blüthe des Volkslebens, der vollste Ausdruck der nationalen Gemüthsart, die Offenbarung des Göttlichen in dem von der Uebermacht desselben ergriffenen Menschen und zugleich das Zeugniß der größten Thatkraft, welcher ein Menschenkind fähig ist. Wenn nun auch

die Künstler nach Maßgabe ihrer besonderen Richtungen in sehr verschiedenem Grade von den Alten zu lernen haben, Alle, auch die Maler, obwohl für sie kein Meisterwerk des Alterthums erhalten ist, werden in dem Verständnisse ihres Lebensberufs wachsen und im Streben nach den höchsten Zielen erstarken, wenn sie an Homer und Aeschylus, oder vor den Marmorhallen des Parthenon, oder in den bescheidenen Straßen von Pompeji deffen inne werden, was den Hellenen die Kunst war; und diesen Zusammenhang aufrecht zu erhalten, ist eine Verpflichtung jeder Akademie, welche ihres Namens würdig sein will.

Das sind die hellenischen Ueberlieferungen, welche unwillkürlich anklingen, wenn das Fest einer Akademie gefeiert wird.

Indessen sind unsere Akademien nicht unmittelbar aus attischem Boden herüber verpflanzt; sie sind Kinder einer Zeit, da die Italiener mit liebenswürdigem Enthusiasmus das Alterthum zu erneuern suchten. Von Florenz sind diese Stiftungen über die Alpen gekommen und über Frankreich in die anderen Staaten übergegangen, deren Fürsten das Beispiel Ludwigs XIV. nachahmten; so auch die Familien, welche in diesen Landen geherrscht haben.

Hier war aber schon früher und unabhängig von solchen Einflüssen, namentlich unter Herzog Wilhelm IV., für höhere Bildung Sorge getragen; um 1560 galt der Jülich'sche Hof für einen Sitz der Wissenschaften und Künste, so daß junge Fürstensöhne, denen man eine freiere Geistesbildung gönnen wollte, hierher geschickt wurden. Nach dem Aussterben des herzoglichen Mannesstammes ließ sich die Pfalzgraf-Neuburg'sche Linie dieselben Interessen angelegen sein. Johann Wilhelm, der mit einer Mediceerin vermählt war, machte die Düsseldorf'sche Gallerie zu einer der bedeutendsten Deutschlands, er gründete eine Sammlung plastischer Abgüsse, er berief Künstler und Gelehrte. Karl Theodor verband mit der Gemäldesammlung eine Kunstakademie und Bibliothek, so daß die verschiedenen Häuser, die sich hier gefolgt sind, durch die Kunstpflege, wie durch ein gemeinsames Band, vereinigt wurden, und Düsseldorf verdankt dieser Regententradition, daß es frühzeitig zu einer Stätte idealer Interessen

eingeweiht worden ist. Freilich waren die akademischen Stiftungen des vorigen Jahrhunderts keine Anlagen in deutschem Sinne, und vom Hellenischen war nichts als ein leerer Namensklang übrig. Es waren Stiftungen in französischem Geschmacke; die Künstler bildeten eine Staffage des Hofes, an welcher fürstliche Eitelkeit ihr Gefallen hatte, und es schien mehr auf die Namenreihen der auswärtigen, wirklichen und Ehrenmitglieder im fürstlichen Hof- und Staatskalender, als auf namhafte Leistungen anzukommen. Solche Anstalten konnten im Volke nicht Wurzel fassen, und auch die düsseldorfer Akademie verfiel in den Tagen der Fremdherrschaft, ohne daß dem Lande ein bleibender Vortheil erwachsen wäre.

Da kam nach den unseligen Schwankungen, welche zwei Jahrhunderte lang die Ausbildung eines festen Rechtszustandes verhindert hatten, das Haus Hohenzollern in den Vollbesitz der widernatürlich zerrissenen Lande. Es erkannte eine heilige Pflicht darin, von den Keimen des Guten, welche in den Boden des edlen Rheinlandes gesenkt worden waren, keinen verkommen zu lassen; man suchte jeder Stadt in Beziehung auf Verwaltung, Rechtspflege und Landeschutz wie auf Handel und Industrie die ihrer Lage und Geschichte entsprechende Bedeutung zu sichern; man sah auch die idealen Interessen als Staatsinteressen an, und wie für die Wissenschaften Bonn, so sollte Düsseldorf für die schönen Künste der Mittelpunkt in den Rheinlanden werden.

An beiden Orten wurde Altes erneuert, aber in wie ganz anderem Geiste! An Einrichtungen von provinziellem Charakter, nach höflichem Zuschnitte und im Rococostile war nicht zu denken. Ein neues Volksbewußtsein war in den Freiheitskriegen erwacht; alles Veraltete, alles Welke und Wälsche wurde beseitigt, wie dürres Laub vom frischen Morgenwinde abgeschüttelt wird; denn ein neuer Tag deutscher Geschichte war angebrochen, und wie in der Wissenschaft, so hatte man auch in der Kunst neue Aufgaben, neue Ziele.

Wie alle großen Zeiten, so war auch diese vorbereitet; es waren Propheten vorausgegangen, welche den Umschwung ansagten, unter ihnen vor allen Anderen Asmus Carstens, der dem

akademischen Herkommen gegenüber das Wesen echter Kunst wieder an das Licht brachte, an die Vorbilder des Alterthums anknüpfend, aber zugleich urdeutsch. Durch ihn erwuchs in Rom eine deutsche Kunstschule, in die Cornelius eintrat, der mit seinen Freunden die Wände des Bartholdischen Hauses ausmalte. Das war der bescheidene Anfang einer neuen Kunstperiode, in welcher sich allmählich eine Gestalt als die des Meisters emporhob.

So wurde Cornelius von Niebuhr erkannt, welcher damals auf dem Capitole seinen Sitz hatte und der Wissenschaft neue Bahnen öffnete. Bei ihm zog die Regierung über die deutsche Künstlerwelt in Rom Erkundigungen ein, als sie die Neugründung der düsseldorfer Akademie in das Auge faßte, und am 5. Junius 1819 schrieb Niebuhr den denkwürdigen Brief, in welchem er Cornelius' Genius mit sicheren Zügen schildert, ohne im Mindesten daran zu zweifeln, daß der noch junge Mann der deutschen Kunst während der nächsten Jahrzehnte das Gepräge seines Geistes aufdrücken werde.

Peter Cornelius war in seltener Weise zum Haupte der Akademie berufen; seine Familie verknüpft die alte und die neue Zeit, die kurpfälzische und die königlich preussische Kunstschule; mit den Ideen der neuen Zeit verband er die Pietät für das heimathliche Institut.

Aber um so entschlossener war er, mit der Tradition zu brechen. Er sagt selbst in einem Schreiben vom 20. November 1822: „In einer Akademie geboren und aufgewachsen hatte ich Gelegenheit, das Unzulängliche und das verkehrte Treiben kennen und hassen zu lernen. Der brennende Durst nach der lebendigen Quelle der Kunst ließ mir keine Ruhe, und Gott gab mir Kraft, mitten in einem mir verhaßten Treiben unter den ungünstigsten Verhältnissen unablässig darnach zu suchen. Ein freundliches Geschick führte mich früh nach Italien. Hier erkannte ich schnell, was ich geahnt hatte, den tiefen Zusammenhang der Kunst mit Allem, was das Menschenleben bedeutend macht. Von da an wußte ich, was ich für's Leben zu thun hatte und habe es bis dahin nicht vergessen.“ „Ich halte es“, sagt er an einer anderen Stelle, „für meine Pflicht zu erklären, daß ich das gewöhnliche

Akademie=Dirigiren für Leeres=Stroh=Dreschen halte. Akademicien sollen keine Anstalten sein, wo mittelmäßige Kräfte angelernt werden, etwas leidlich Fehlerfreies zu Stande zu bringen, sie sollen nicht Krücken liefern, mittelst derer auch Lahme nothdürftig gehen können, sondern Orte, wo dem Begabten Gelegenheit geboten ist, seine Flügel zu erproben.“

Mit solchen Ansichten von Kunst und Kunstlehre kam Cornelius in die Heimath, um das theoretisch Erkante daselbst ins Werk zu setzen; und der Erfolg war, daß Düsseldorf durch ihn der Herd eines neuen Kunstlebens wurde. Nach kaum zwei Jahren stand eine Gruppe von Jüngern um ihn, welche sich an großen Werken betheiligen konnte. Ein neuer Eifer erwachte im Rheinlande; in Coblenz, Bonn, Hildorf wurden monumentale Malereien begonnen, die ersten Arbeiten dieser Art in Preußen, und wenn nun auch die Ausführung der wichtigsten Arbeiten nicht dem preussischen Staate zu Gute kam, weil Cornelius' Berufung im September 1819 zu spät erfolgt war, als daß die mit dem Kronprinzen von Bayern eingegangenen Verpflichtungen gelöst werden konnten: so werden wir jetzt wohl so weit gekommen sein, daß wir diesen Conflict nicht als ein Unglück ansehen; wir freuen uns vielmehr, daß die königliche Regierung bei Cornelius' Berufung ein damals ungemein seltenes Beispiel freisinniger Behandlung von Kunst und Künstlern gab, und daß Düsseldorf von Anfang an keine rheinländische und keine preussische, sondern eine deutsche Malerschule gewesen ist.

Die deutsche Kunst war durch Berührung mit dem klassischen Boden in neuer Jugendkraft erstanden, und nicht auf dem Wege gelehrter Reflexion, sondern durch unmittelbares Verständniß des ewig Gültigen war man zu den hellenischen Traditionen zurückgekehrt. Wie in der attischen Akademie, hatte man wieder den Musen und dem Gros geopfert, d. h. im Kreise wetteifernder Freunde hatten sich die ersten Funken des neuen Kunstlebens entzündet, und das künstlerische Schaffen war mit allem Großen, was eine Menschenbrust bewegen kann, wieder in Verbindung gesetzt. Es wurden, schrieb Cornelius aus jener römischen Zeit, die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist. Es war ein Verein

von Talenten und Charakteren, welcher von Allem, was das Vaterland und Italien Heiliges, Großes und Schönes darbot, sich getragen fühlte. Die Bibel und Dante, Homer und Sophokles waren die Fundstätten edler Begeisterung, und das Prinzip persönlicher Einwirkung, sei es des Freundes auf den Freund oder des Meisters auf den Jünger, wurde an Stelle eines veralteten Formalismus die Seele der neubelebten Kunstakademie.

Als nun nach wenig Jahren Cornelius ganz nach München ging, mußte sich Jeder sagen, daß ein so persönliches Wirken durch keinen Andern fortgesetzt werden könne, und es mußte der rasche Abbruch wie ein unerseßlicher Schaden erscheinen. Indessen war auch eine Nachfolge möglich, durch welche Vortheile gewonnen wurden, die nicht vorhanden sein konnten, so lange Cornelius' übermächtige Persönlichkeit an der Spitze stand, und so wenig mir es hier zusteht, über die Geschichte der Akademie und die dabei maßgebenden Persönlichkeiten urtheilen zu wollen, glaube ich doch soviel sagen zu dürfen, daß die neue Leitung sich der früheren als eine für die Blüthe der Akademie förderliche Ergänzung anschloß. Cornelius hatte eine herbe Entschiedenheit, wie sie Männern eigen zu sein pflegt, welche neue Bahnen öffnen; er wollte nach antiker Weise mit geringen Mitteln Großes leisten; was er schuf, sollte durch bedeutenden Inhalt wirken, seine Kunst ernst und keusch sein; daher eine gewisse Vernachlässigung der Technik, eine Geringschätzung alles dessen, was nicht in dem hohen Stile seiner Kunst gedacht und gezeichnet war. Aber es können doch nicht alle Vögel zu Adleru gezogen werden und nicht alle Bäume zu Cedern. Wie Dichtkunst und Musik in den verschiedensten Weisen sich versuchen, um den Menschen aus dem Treiben der Geschäfte in eine höhere Welt zu erheben, so muß die bildende Kunst jeder auch der edelsten Einseitigkeit entsagen, wenn sie ihren Beruf erfüllen will. Dahin drängt auch der Unabhängigkeits Sinn des deutschen Volks, welcher keinem noch so großen Namen unbedingt huldigt und jeder monotonen Schultradition abhold ist. Die glückliche Vielseitigkeit, durch welche Düsseldorf's Malerschule die Herzen des Volks gewonnen hat, die fruchtbare Thätigkeit, deren Erzeugnisse, wie die Weisen unserer

Dichter und Musiker, die Deutschen auch jenseits des Oceans erfreuen, das ganze freie, mannigfaltige Gedeihen, dessen wir uns heute dankbar freuen, beruht es nicht vorzugsweise darauf, daß dem grundlegenden Meister Männer folgten, welche in seltener Weise befähigt waren, Talente der verschiedensten Art mit milder Hand zu pflegen und Jeden seiner Natur gemäß zu leiten? Und wenn auch Anfangs die Tradition gänzlich zerrissen schien, so war doch in der That kein Bruch vorhanden. Der Anfang war gegeben, so daß nach Cornelius in den Schlandrian einer alten Akademie nicht wieder zurückgesunken werden konnte, und seit er mit seinen Jüngern die monumentale Malerei in Deutschland begründet hatte, wirkte die Münchner Schule, nachdem sie mit den reichsten Mitteln diese Richtung verfolgt hatte, auch wieder segensreich auf die Düsseldorfer zurück. Schadow, dessen Ehrengedächtniß wir morgen feiern, hat Cornelius' Einfluß als einen fortdauernd maßgebenden anerkannt, und Bendemann begrüßte ihn 1860 im Namen der Künstlerschaft feierlich, als den, „zu welchem Alle als zu ihrem Haupte hinaufblicken!“

Das ist der Rückblick von der Höhe, auf welche uns die Feier des Tages getragen hat, der Rückblick auf die allen Akademieen gemeinsamen Ueberlieferungen, und auf die besonderen dieser Kunstschule. Ergiebt sich daraus aber nicht auch, was wir von der kommenden Zeit erwarten, und was wir von ihr dem Vaterlande versprechen dürfen?

Auch hier gilt es an der Ueberlieferung festzuhalten und den Grundsätzen treu zu bleiben, von denen wir erkannt haben, daß sie für alle Zeit gültig sind. Denn so wenig wir anders denken können als nach den Gesetzen, welche Aristoteles in seiner Logik entwickelt hat, eben so wenig kann die Kunst gedeihen nach anderen Grundsätzen als nach denen, auf welchen die Größe der Antike beruht. Das „Schöne zum Guten“ — das war der Inhalt eines hellenischen Gebets, und darauf beruht für alle Zeit die sittliche Würde der Kunst, daß man die Ideen des Schönen und des Guten nicht auseinander reißt. Diese sittliche Gebundenheit ist aber keine Fessel für den Künstler, der mehr als alle anderen Sterblichen der vollsten Freiheit bedarf, sondern

sie ist die wahre Freiheit; denn sie behütet ihn vor jedem unwürdigen Abhängigkeitsverhältnisse, sie läßt die Kunst nicht wieder zu einer Dienerin des Luxus werden, welche mit ange-lernter Fertigkeit die Sinne reizt, der Mode schmeichelt und zu gedankenlosem Zeitvertreibe sich mißbrauchen läßt; sie treibt den Künstler immer von Neuem an, selbstthätig zu denken, mit der ganzen Bildung des Volks im Zusammenhange zu bleiben und den tiefsten Richtungen, welche in demselben lebendig sind, entsprechenden Ausdruck zu geben. Darin zeigt sich die wahre Weiße der Kunst, daß sie zu allen Zeiten mit den sittlichen Ansprüchen, welche die Künstler an sich gestellt haben, gestiegen und gesunken ist. Denn was den Meistern aller Jahrhunderte, einem Phidias und Polygnotos, einem Rafael und Michel Angelo, einem Carstens und Cornelius gemeinsam ist, liegt darin, daß sie alle groß von ihrer Kunst gedacht haben, und wenn die heutige Kunst dieser Ueberlieferung folgt, wird sie auch jetzt ihrem Berufe am vollkommensten entsprechen.

Es ist aber ihr Beruf nicht der Art, daß ihr, wie einer Magd, heute dieses und morgen jenes aufgetragen wird; ihr Amt ist im Wesentlichen immer dasselbe, ebenso wie das Menschengeschlecht, auf welches sie wirken soll.

Wir stehen so gut wie die Menschen des Alterthums durch die Natur und durch unsere Verhältnisse inmitten einer Menge streitender Gegensätze, welche uns unaufhörlich beschäftigen und beunruhigen, das Altgewohnte und das Neue, das Nahe und Ferne, Mensch und Natur, Geist und Stoff, Zeit und Ewigkeit. Durch den Gedanken werden wir dieser Gegensätze und der aus ihnen entspringenden Mißtöne nicht mächtig, aber die Kunst überwindet sie mit der Thatkraft, die nur ihr gegeben ist. Sie belebt den spröden Stoff mit Gedanken des Menschen; sie nähert uns die Natur, so daß wir unseren Athem in ihr spüren; sie greift ins volle Menschenleben, um den vorüberrauschenden Augenblick, die zufällige Gruppe zu einem Ausdruck dessen zu machen, was dem Zusammensein der Menschen ewigen Werth giebt; sie stellt das natürliche Sein, von aller Verkümmernng frei, wie es Gott gedacht hat, in seiner Wahrheit uns vor Augen; in ihren

Werken finden Menschenherzen noch nach Jahrhunderten das, was sie bewegt, lebendiger und unmittelbarer ausgesprochen, als das Wort es vermag. So überwindet sie Zeit und Raum, so schwebt sie versöhnend über den Gegensätzen und gewährt uns mitten im Lebenskampfe eine Stätte der Ruhe; wo Alles von Eigennuß und Absichtlichkeit erfüllt ist, pflegt sie ihres Amtes; mit liebenswürdiger Absichtslosigkeit; sie thut nur, was sie nicht lassen kann; sie bildet und malt, wie der Baum grünt, und doch hat sie die höchsten Ziele, welchen sie mit ganzer Hingebung dient. Sie zeigt uns, wie Menschen eigentlich wirken sollen, d. h. frei aus sich heraus, in harmonischer Anspannung aller Kräfte und in einer ihrem Wesen durchaus entsprechenden Thätigkeit, in der sie allein wahre Befriedigung finden und ohne Beengung ihr persönliches Wesen entfalten können. Zu solchem Wirken sind wir Alle berufen, und dadurch, daß die Kunst uns dies ideale Wirken vor Augen stellt, tröstet und erquickt sie alle mit dem Leben Ringenden, und darauf beruht ihr versöhnendes Amt, dadurch ist sie die Freude des Menschengeschlechts.

Will aber der Künstler eine solche Macht ausüben, so muß er selbst in friedlicher Höhe über den Gegensätzen stehen, denn nur aus einem in sich einigen und über die höchsten Angelegenheiten des Menschen klaren Bewußtsein kann etwas Lebenskräftiges und dauernd Wirkames hervorgehen. Diese geistige Freiheit ist es, welche den Werken der Kunst den Stempel der Vollendung giebt, und das, was namentlich der Antike den mächtigen Zauber verleiht, ist die durch keinen Zweifel getrübbte Klarheit der Seele, welche sich im Marmor spiegelt. Es kann aber diese Gewißheit des Künstlergeistes nicht die eines einsamen Denkers sein; er kann mit seiner Weltanschauung nicht allein stehen, sondern er muß sich mit den besten seiner Zeitgenossen im Einflange, er muß sich von seinem Volke getragen fühlen. Darum ist auch seine Aufgabe, alle Stände zu verbinden, alle Richtungen zu versöhnen und auch die Glaubensunterschiede so weit auszugleichen, daß sie keine feindselige Zerklüftung des natürlich Zusammengehörigen und von Gott Zusammengeordneten verursachen. Vor des Künstlers Auge ist das Volk ein Ganzes,

geschaffen und berufen einig zu sein, gleich zu empfinden und über Göttliches und Menschliches im Herzensgrunde übereinzustimmen. Diese Einheit ist die Voraussetzung jeder nationalen Kunst; ihr ärgster Feind also der Haber, der Giftwurm, welcher am Lebensbaume der Nation nagt, dessen zarteste Blüthe die Kunst ist. Darum übt sie auch hier ihr Versöhnungsamt, nicht indem sie die Menschen gleichgültig macht — denn wie könnte sie, deren ganze Wirksamkeit auf den idealen Interessen des Volks ruht, das höchste unter diesen abstumpfen wollen? — sondern indem sie nach Cornelius' Vorbilde dasjenige vor Allem dem Volke vor Augen stellt, was allen Christen gleich heilig und bedeutend ist.

So geht der soziale und der religiöse Beruf der Kunst in den nationalen über.

Der nationale Gesichtspunkt kann aber nirgends näher liegen, als bei der heutigen Feier. Denn wenig Gebiete des deutschen Vaterlandes haben unter dem Verfall des Reichs deutscher Nation schwerer gelitten und allen Jammer des Kleinstaathentums gründlicher durchgekostet, als diese, durch Lage und Fruchtbarkeit, wie durch die Tüchtigkeit ihrer Einwohner vor vielen anderen zu Wohlstand und geistiger Blüthe berufenen Lande. Sie haben alles Elend von Grenzlandscraften schlecht organisirter Reiche erdulden müssen. Macht- und schutzlos haben sie feindliche Ueberfälle, Durchmärsche, Brandschakungen über sich ergehen lassen; sie haben ihre Kunstschätze fortführen sehen müssen, damit sie nicht bequeme Feindesbeute würden; sie haben auch den schwersten Schaden erfahren, welcher aus unsicherer Grenzlage für die Sittlichkeit eines Volks entsteht, indem sich immer Menschen finden, welche der dargebotenen Versuchung nicht widerstehen, wenn sie zu selbstsüchtigen Zwecken oder aus unlauterem Fanatismus ausländische Einflüsse benutzen können. Und dann im Innern, welche Zerrissenheit und Unsicherheit! Von einem Regentehause an das andere übergehend, waren die Länder an eine Reihe kleiner Höfe vertheilt, von den daselbst gerade herrschenden Richtungen willenlos abhängig, und wenn ein unverhältnißmäßiger Luxus die fürstlichen Kassen erschöpft hatte, wurden Land und Leute wohl an einen Nachbarhof verpfändet.

Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts schien sich aus den drei Fürstenthümern und den Grafschaften Mark und Ravensberg ein kräftigerer Staat bilden zu wollen, aber schon 1609 begann mit Erlöschn des Mannsstammes jener Erbfolgekrieg, welcher fast das Jahrhundert zu Ende dauerte und eine neue Vertheilung herbeiführte. 1727 erneuerte sich der Erbfolgestreit unter Einmischung des Auslandes, welches es wagen durfte, Friedrich dem Großen einen Theil des Landes anzubieten. Dann wurde das Land unter fremden Fürsten ein Vasallenstaat des benachbarten Kaiserreichs, um dessen Grenzen gegen Deutschland zu sichern.

So sind diese Lande ein Schauplatz unaufhörlicher Unruhe und von äußerlichen Zufälligkeiten immer abhängig gewesen. Bei gefährlichster Lage kein Halt im Innern, kein Schutz gegen Außen, keine Sicherheit der materiellen wie der geistigen Güter. Wenn also die Freiheitskriege einem deutschen Lande leiblichen wie geistigen Segen gebracht haben, so ist es dieses Land, und wohin wir blicken, überall begegnen uns die herzerfreuenden Zeugnisse dieses Segens, der Blüthe von Handel und Gewerbe, von Kunst und Wissenschaft! Auch dies ist eine solche Pflanzung, deren fünfzigjährigen Segensstand wir heute feiern, eine Saat, welche auch aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, die erste vaterländische Stätte der auf römischem Boden wiedergeborenen deutschen Kunst.

Die Akademie ist ein Denkmal, wie Preußen das neu gewonnene Land dem großen Vaterlande einzugliedern gewußt hat, aber kein Denkmal von Stein oder Erz, sondern ein lebendiges, wachsendes, welches in seinem Wachsen zugleich von dem des Vaterlandes Zeugniß geben wird, denn jeder Fortschritt desselben an Macht und Wohlstand wird in der Kunst seinen Ausdruck finden. Ohne sie kann unser Volk nicht sein, und nur der Lästler darf sagen, daß es jetzt zu sehr mit Aufgaben des praktischen Lebens beschäftigt sei, als wenn eine solche Einseitigkeit ohne schwere Beschädigung der Gesundheit des Volks möglich wäre. Jeder Aufschwung, jede gesteigerte Energie des öffentlichen Lebens muß der Kunst zu Gute kommen, wenn sie keine

fremde Pflanze ist, sondern ein Stück vom Leben des Volks, und nachdem unser preussischer Staat mit seinen Waffen so lange die Grenzen gesichert und den Frieden gehütet hat, unter dessen Schutz die deutsche Kunst kräftig erwachsen ist, wird er auch, je mehr er zum deutschen Staate auswächst, der durch patriotische Pflichten gebotenen Selbstbeschränkung entsagen dürfen und eine würdige Pflege der vaterländischen Kunst immer mehr als eine seiner wichtigsten Lebensaufgaben ansehen.

Das sind aber Gott sei Dank! jetzt keine träumerischen Vorstellungen mehr, und wenn deutsche Männer zu einer öffentlichen Feier zusammenkommen, so gilt es nicht mehr wie sonst in vorübergehenden Festklängen des Vaterlandes zu gedenken, wie eines poetischen Traumbildes oder einer in Wolken thronenden Göttin, welcher man nur mit frommen Wünschen nahen kann. Jetzt, da der Neubau begonnen, hat vielmehr Jeder, der den Ernst der Zeit fühlt, sich zu fragen, was das Vaterland in dieser entscheidenden Entwicklungszeit von ihm erwarte. Denn die durchgreifenden Entscheidungen erfolgen nicht im Kanonendonner der Schlachtfelder, sondern durch die unscheinbare Thätigkeit eines selbstverleugnenden Gemeinfinns, durch Ueberwindung aller Bitterkeit, durch Ausgleichung scharfer Gegensätze, durch treue Hingabe an das gemeinsame Werk und vaterländische Ziel.

In dieser patriotischen Thätigkeit wird auch die Akademie nicht zurückbleiben. Das Vaterland blickt heute auf sie. Sie hat dem deutschen Namen in allen Welttheilen Bahn gemacht, und jedes Bild, in welchem deutsche Gemüthsart sich spiegelt und deutsche Tüchtigkeit sich bezeugt, ist ein Träger vaterländischer Ehre. Je eintiger das deutsche Land, um so freudiger wird auch sie ihr Haupt erheben, und bei der vollen Säkularfeier wird das geeinigte Vaterland dankbar anerkennen, mit wie treuer Hand an dieser Stätte seine heiligsten Güter gepflegt worden sind.

XIV.

Erinnerungen an Emanuel Geibel.

1884.

Die Freundschaft zwischen Emanuel und mir war ein Erbtheil unserer Väter. Johannes Geibel, 1798 als junger Mann zum Pastor der reformirten Gemeinde nach Lübeck berufen, war in schweren Zeiten mit seiner neuen Heimath verwachsen, in den Schreckenstagen von 1806 und in den folgenden sechs Jahren eines unheimlichen Drucks der Fremdherrschaft. Als im Frühling 1813 die beiden Schwesterstädte sich erhoben, kehrte mein Vater, der am kaiserlichen Gerichtshofe in Hamburg angestellt war, sofort in die Vaterstadt zurück, um in den Rath wieder einzutreten, und Geibel war es, der auf dem Markte von Lübeck die von den Frauen heimlich gestickten Fahnen weihte, mit denen die Freiwilligen in das Feld zogen. Zwei Monate darauf kamen die Franzosen zurück. Beide Männer wurden nun als Verräther geächtet und mußten im schwedischen Hauptquartiere Zuflucht suchen.

Unsere Väter waren aber nicht bloß durch äußerliche Erlebnisse verbunden. Sie hatten beide in gleicher Hoffnung standhaft ausgeharrt, und sie fühlten beide, daß es sich nicht um die Herstellung eines bürgerlichen Gemeinwesens handle, sondern um die Erhebung eines Volks, dessen Unabhängigkeit und Wohlfahrt auf neuer Grundlage aufgebaut werden müsse. Zu dem, was schwach und schlaff im deutschen Volke geworden war, gehörte auch das religiöse Leben. Durch große Erlebnisse war man aus schläfrigen Zuständen aufgerüttelt, und auch hier standen unsere

Väter treu zusammen. Denn der reformirte Pastor war nichts weniger als ein Sectirer, der dogmatische Streitpunkte zu betonen liebte; mit tiefer Empfindung faßte er den Kern des Christenthums auf und erstrebte auch in seinem Amte nichts mehr als eine evangelische Gemeinde nach dem Vorbilde der apostolischen Zeit herzustellen. Mit hinreißender Wärme mußte er seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben; sein Auge leuchtete, seine ganze Gestalt war verklärt. Man konnte ihn anderen Rednern nicht als Vorbild aufstellen, wenn er oft unter Thränengüssen auf der Kanzel redete, aber der Eindruck einer ganz und voll von dem Inhalt seiner Worte erfüllten Persönlichkeit war außerordentlich, und er trug seine Ueberzeugung in einer liebenswürdigen und herzwinnenden Weise vor, so daß kein Widerspruch, kein Spott laut werden konnte. Er hat großen Segen gestiftet und ein neues Leben in der alten Hansestadt angeregt. Mein Vater gehörte zu den lebendig Ergriffenen, und er konnte seine amtliche Stellung benutzen, um seinem Freunde fest zur Seite zu stehen, wenn pedantische Beschränktheit ihn etwa in seiner anregenden Wirksamkeit hemmen wollte.

Um Emanuel Geibel zu verstehen, muß man die geistige Atmosphäre kennen, in der er aufgewachsen ist. Es war eine frische Lebensluft ohne alle Einseitigkeit und Enge; es war ein freier Zug des Geistes, der in dem Elternhause lebte, genährt von dem Inhalt einer großen, persönlich mitdurchkämpften Zeit, deren herrliche Siege auf einer nationalen und religiösen Erhebung beruhten, die gar nicht von einander zu trennen waren. Der Vater Geibels war selbst eine tief poetische Natur und zugleich ein Mann, der durch selbständiges Forschen seinen Standpunkt gewonnen hatte, der den geistigen Bewegungen im In- und Auslande folgte, der, von Schleiermacher lebhaft angeregt, mit Fr. Heinrich Jacobi in Göttingen vertraulichen Verkehr pflegte. So lernte Emanuel im väterlichen Pfarrhause die Religion als etwas kennen, ohne welches ein gesund und voll entwickeltes Menschenleben, eine wahre Bildung gar nicht zu denken sei, und der Irrwahn, der später mit seinem Gifte in das deutsche Volk eingebracht ist, als wenn der religiöse Glaube nur auf einem unter-

geordneten Standpunkte geistiger Entwicklung seine Berechtigung hätte, ist unserm Dichter inmer fremd und unverständlich gewesen.

Von dem Schildkrötenrücken, auf dem das alte Lübeck steht, senken sich die Straßen einerseits zur Trave, andererseits zur Wakenitz hinunter. Zu den ersteren gehört die Fischstraße. Ihr oberes Ende überragt der Riesenbau der Marienkirche, unten öffnet sie sich nach dem Hafen, dessen Schiffe in dichter Reihe unmittelbar vor den Häusern liegen; jenseits erheben sich die hohen Almengänge des Walls, der den Hafen traulich abschließt. Unten in der Fischstraße lag das Pastoratshaus, oberhalb das unsrige. Wir waren also nicht bloß Söhne von Freunden, sondern auch Nachbarkinder und mit einander vertraut, so lange wir denken konnten. Emanuel war ein Jahr jünger als ich. Ich erinnere mich seiner noch deutlich, wie er in der kleinen Kirche vor dem Holstenthor, die den Reformirten bis zum Jahre 1826 als Gemeindehaus diente, wenn die ganze Kirche und auch der Predigerstuhl überfüllt war, auf der Kanzeltreppe stand und über das Geländer derselben gelehnt, mit seinen blauen Augen in die Gemeinde hinabschaute. Er war von stämmigem Gliederbau, derb und unternehmend. Bei unseren Jugendspielen im Schwartauer Gehölz war er der geborene Rüberhauptmann, und seine sonore Stimme klang Allen bekannt durch den Wald.

Vertrauter wurden wir erst in den letzten Jahren des Schulbesuchs mit einander. Er trat einem Vereine bei, in welchem wir Vorträge hielten und tapfer disputirten. Es war die gute Tradition unseres Lübecker Gymnasiums, daß keine schablonenartige Vielseitigkeit, die den Geist dämpft, erzielt wurde. Man schonte und pflegte das individuelle Leben, und es fehlte uns nicht an freier Muße. Die Liebe zur Poesie verband uns; die geistvolle Art, mit welcher Professor Adermann uns als Secundaner in die Lectüre der römischen Elegiker einführte und lateinische Verse machen ließ, hatte auf uns beide einen erweckenden Einfluß. Wir lasen uns zusammen in Goethe ein und schwärmten für Uhlands deutsche Volksweisen. Mit wahrer Freude gedachte ich noch der Abendstunden, in denen wir aus den engen Straßen unserer „hochgegiebelten Vaterstadt“ hinaus auf die dichtbelaubten

Wälle gingen, uns des Anblicks der alten Kirchen freuten, über Wiese und Wald den Blick schweifen ließen und uns einander die Dichterverse vorsagten, welche uns zuletzt beschäftigt hatten. Im Sinne unserer Väter pflegten wir auch die Turnübungen mit patriotischem Eifer. Wir hatten uns so in einander eingelebt, daß uns der Abschied schwer wurde, als ich Ostern 1833 nach Bonn zog. Er fühlte sich vereinsamt und schrieb mir am Abend vor der Abreise in mein Stammbuch:

„Wenn einst den Blick auf dieses Blatt Du senkest,
Betracht' es still, als wär's der Leichenstein,
Der meine Asche deckt, und denke mein
Niß wie Du der Verstorbenen gedenkest.“

Wir trafen uns erst in Berlin wieder, wohin er von Bonn und ich von Göttingen, Herbst 1835, kam. Wir waren die alten Freunde und theilten mit einander die bunten Eindrücke der Hauptstadt, wenn es auch nicht zu einem so zutraulichen Zusammenleben kam, wie wir es uns gedacht hatten. Die Kreise trennten sich. Aber es blieb ein Kern von Genossen zusammen, zu denen Nikolaus Delius, Heinrich Kruse, v. Schack gehörten, und es wurde als ein gemeinsames Ereigniß angesehen, als im November 1836 die gänzlich unerwartete Aufforderung an mich erging, mit Professor Brandis, meinem Bonner Lehrer, der dem jungen König Otto wissenschaftliche Vorträge halten sollte, nach Athen zu gehen und den Unterricht seiner Söhne zu übernehmen. Alles war auf einmal von dem Gedanken an Athen elektrisirt, das wie aus fernem Märchenduft urplötzlich uns so nahe, so erreichbar entgegentrat, und ich wurde von den Freunden nur als ein Vorläufer angesehen.

Zu jener Zeit nahmen noch alle Reisen von Berlin in dem großen Postgebäude der Königstraße ihren Ausgang, und in dem benachbarten Buderischen Restaurant wurden die solennen Abschiedskneipen gehalten. Geibel schwärmte am meisten für Griechenland, und als das Posthorn klang und die schwerfällige Kutsche aus dem Posthofe herausrollte, hörte ich durch die stille Nachtluft seine kräftige Stimme: Ernst, ich komme Dir nach!

Drei Vierteljahre waren seit dem Abschiede in der Königstraße verfloßen. Ich hatte mich mit der vollen Hingebung einer

deutschen Jünglingsseele in Griechenland eingelebt, wo voller Lebensgenuß und wissenschaftliches Studium sich in der glücklichsten Weise vereinigten. An der jungen Otto-Universität herrschte ein angeregtes Leben, und Brandis gelang es damals, in seinem Hause einen Kreis griechischer Gelehrten zu versammeln, die sich an den Winterabenden wöchentlich zu gemeinsamer Lectüre und Unterhaltung vereinigten. Im Sommer wohnten wir, sowie die Hitze anfang lästig zu werden, in dem hochgelegenen, quellen- und baumreichen Kephissia. Dort hatte auch die russische Gesandtschaft ihre Villa, und wie wir eines Tages bei der Niesenplatane des Dorfes der Frau des Gesandten begegneten und mit ihr in Unterhaltung kamen, sagte sie plötzlich, indem sie ein zerknittertes Briefchen aus ihrem Arbeitskörbchen heranzholte: „wir werden jetzt auch bald einen jungen Herrn aus Deutschland haben“, und nannte einen Mr. Gribel. Mich durchzuckte sofort die Ahnung des richtigen Namens, und nach wenig Tagen kam die briefliche Bestätigung. Schinas, der Schwiegersohn von Savigny, hatte sich in Berlin nach einem Lehrer für das Haus Katazazi erkundigt, und so war das Anerbieten an Emanuel gelangt, der damals im Arnimschen Kreise verkehrte. Er hatte den Ruf mit Freuden angenommen, und so löste er das auf dem Posthofs zu Berlin dem Freunde gegebene Wort, wie ich so unerwartet unter der Platane von Kephissia vernahm.

Im Mai 1838 holte ich ihn im Piräus ab. Ich war eben von einer längeren peloponnesischen Reise mit Graf Wolf Baudissin zurückgekommen, den ich jetzt gleich mit Geibel bekannt machen konnte. Er hatte, bis die Gesandtschaft ihr Sommerquartier bezog, freie Zeit und benützte sie zu allerlei Ausflügen, auch mit Schinas, der, obwohl er in Athen über griechische Alterthümer las, dieselben doch nur aus Büchern kannte. Sie machten zusammen eine sehr unpraktisch angelegte Fahrt nach Sunium, welche bei der schon begonnenen Sommerhitze recht beschwerlich war. Geibel, an griechische Reisestrapazen nicht gewöhnt, schilderte in lebhaften Farben, was sie erlitten hatten, und es klingen mir noch Bruchstücke eines komischen Ghasels in den

Dhren, in dem er die Mühseligkeiten darstellte: Wer nach dem Cap von Sunium abreißt den zweiten Junium, der sehe sich bei Tag und Nacht nach lieber Raft und Ruh nie um zc.

Den Hochsommer verlebten wir zusammen in Kephissia. Emanuel hatte ein saures Tagwerk. Er mußte den ganzen Tag auf dem Posten sein, und erst spät Abends, wenn sich die beiden Jungen darum geprügelt hatten, wer zuerst vor der Mutter Gottes sein Abendgebet verrichten sollte, hatte er freie Muße. Dann kamen wir täglich zusammen, und ich kann versichern, daß ich den Freund niemals frischer, fröhlicher und produktiver gesehen habe. Ich habe ihm diese Zeit oft ins Gedächtniß gerufen, um ihm zu zeigen, daß auch für ihn, wie für uns andere Sterbliche, körperlich und geistig nichts heilsamer sei, als ein angestregtes Tagwerk, dem dann ein voller Genuß freier Muße folgt. Wir durchstreiften die unerschöpflich reichen Abhänge am pentelischen Gebirge; wir saßen bei heißen Mittagsstunden in der schattigen Grotte Chelidonia, unserm ausermählten Lieblingsplaze, „vor Kephissias Nymphengrotte am umwölkten Wasserfall“, und trafen uns jeden Abend, um in echt attischen Nächten unsere Gedanken und Erlebnisse auszutauschen.

Der Winter in Athen brachte ein bunter bewegtes Leben. Emanuel versah sein Lehramt mit voller Gewissenhaftigkeit. Der Gesandte lud mich wohl zu den Prüfungen ein, die mit seinen Söhnen angestellt wurden, und ich war Zeuge, wie ordentlich dieselben bei ihm lernten. Hat er doch auch später im Leben den Beweis geliefert, daß er vollkommen die Gabe hatte, Liebe zum Lernen in jungen Gemüthern zu erwecken.

Geibels Natur war nicht darauf angelegt, daß er die Alterthümer des Landes zum Gegenstande eines eingehenden Studiums machte. Es war der Gesamteindruck des südlichen Landes, der auf sein Gemüth wirkte, die Freude an ihrer, keinem Bann des Winters erliegenden Naturkraft, das Interesse für das rege Leben eines geistig hochbegabten Volks und seine Sagen; vor allem aber wichtig war es ihm, daß das klassische Alterthum ihm hier lebendiger als je vor die Seele trat, und daß er unter dem Himmel von Athen einen neuen Antrieb fühlte, sich in die

attischen Dichter ganz hineinzuleben. In diesem Bestreben fanden wir uns durchaus, und was wir als Gymnasiasten auf den Wällen der Vaterstadt begonnen hatten, erneuerten wir jetzt auf gemeinsamen Spaziergängen, sei es an den stillen Abhängen des Ilissus, wo Sokrates die Einsamkeit suchte, sei es im Delwald und am Rand des Kolonos oder auf den abgelegenen Höhen der alten Felsenstadt, welche den Ausblick auf Aigina gewähren. Wir beschäftigten uns mit den Worten der Dichter, gemeinsam bestrebt, ihnen ihr Innerstes abzulauschen und dafür den deutschen Ausdruck zu finden. Abends schrieben wir die Zeilen nieder und fanden in dieser Arbeit liebevoller Nachdichtung einen unerschöpflichen Reiz. Eine besondere Bedeutung gewann für uns in diesem Winter Graf Platen, dessen Werke zuerst gesammelt herauskamen. Sein Streben nach klassischer Vollendung, der Adel seiner Poesie in Form und Inhalt war uns ungemein sympathisch. Wir gingen bei ihm in die Schule, wenn wir auch eine gewisse Gezwungenheit des Ausdrucks und eine in Künstlichkeit übergehende Kunst nicht ganz verkennen konnten. „Platens Vermächtniß“ stammt aus diesem Winter.

Unsere philologisch-poetischen Studien erhielten einen neuen Impuls, als Professor Brandis, der als Cabinetsrath und Lehrer des Königs immer weniger in Anspruch genommen wurde, den Auftrag erhielt, der kunstsinnigen Königin Amalie Vorträge über Geschichte der griechischen Poesie zu halten. Für diese Vorträge lieferten wir das Material an Probestücken, und wir suchten besonders von der Lyrik der Griechen eine Anschauung zu geben, indem wir von den uns erhaltenen Bruchstücken solche auswählten, welche sich zu einem Ganzen abrunden ließen, indem wir hier und da den Versuch machten, durch bescheidene Ergänzungen den ursprünglichen Zusammenhang herzustellen, ebenso wie man zertrümmerte Bildwerke dem Beschauer verständlich macht und den Genuß der Schönheit erleichtert. Die einfacheren Strophen suchten wir mit möglichst gewissenhaftem Anschluß an das griechische Vorbild nachzubilden; bei solchem Strophenbau aber, der zu verwickelt und künstlich war, um einem deutschen Ohr faßlich zu sein und sich zwanglos nachbilden zu lassen, versuchten

wir die Nachbildung in einem leichteren, dem Alterthum nicht fremden Maße. Wenn die wörtliche Uebersetzung unverständlich oder steif blieb, wurde in freierer Weise nachgedichtet. So warfen wir, als wir uns in der Parabase aus Aristophanes' Vögeln lange mit dem Apparat der antiken Vogelsymbolik abgequält hatten, ihn mit jugendlicher Reckheit ganz über Bord, und nahmen, da vom Hegelbühn die Rede war, die Ausdrücke aus dem modernen Leben:

„Denn der Dompfaff giebt die Genehmigung euch; es bescheeret den Segen der Storch euch,
Und verwundert euch was, so ruft ihr „Ei“ und erzkürt ihr euch,
ruft ihr den Geier,
Und bewegt sich leis ein prophetisch Gefühl im Busen, so sagt ihr
„es schwant mir.“

Der Gedanke, in stiller Verborgenheit für die anmuthige, junge Königin thätig zu sein, begeisterte uns bei unserer Arbeit; in dem Brandis'schen Hause aber wurde Alles vorgetragen und Gegenstand anregender Unterhaltung.

Inzwischen blieb es nicht bei einem Verkehr in so engem Kreise. Athen war schon eine andere Stadt geworden. Als ich mit Brandis hinkam, hatte es noch keine Dampfschiffverbindung mit Europa. Man lebte wie auf einer Insel des Oceans. Alle vier Wochen kam ein Packetschiff von Triest und man las dann einen Monat „Allgemeine Zeitungen“ durch, um wieder mit Europa in Zusammenhang zu treten. Die Stadt war so beschaffen, daß, wenn die russische Gesandtschaft einen Ball gab, die Officiere sich zu Pferde einstellten und die Damen in Senften getragen wurden. Alles Fränkische war noch so fremdartig in Athen, daß zum Carneval die Griechen im schwarzen Frack mit großen Vatermördern herumzogen, um die Fremden zu parodiren. Jetzt kamen schon alle vierzehn, dann alle acht Tage die Triestiner Lloydampfer in den Piräus herein und brachten immer neue Fremde, die einige Wochen oder Monate in der deutschen Colonie verkehrten. Der Verkehr zwischen Deutschen und Griechen war vollkommen harmlos.

Die Mehrzahl der Fremden bestand natürlich aus unverheiratheten Männern, welche durch philhellenische Interessen oder

Abenteuerlust nach Griechenland gezogen waren, und es kam gegen Abend eine bunte Anzahl von Deutschen in dem der Frenenkirche gegenüber gelegenen Café zusammen. Einer der am frühesten in Athen Angesiedelten und am meisten dort einheimisch Gewordenen war Eduard Schaubert, der Baumeister, der für die neue Residenz sowohl wie für ihre Hafenstadt die Pläne entworfen hatte. An ihn hatte Christian Hansen aus Kopenhagen sich angeschlossen, den man den weißen nannte, seit sein jüngerer Bruder Theophil angekommen war. Ein dritter Däne war Köppen, den wir zuerst noch in Nigina aufsuchten, als er dort Lehrer an der Cadettenschule war. Von deutschen Gelehrten waren es Roß und Ulrichs, die den Stamm bildeten. Der letztere war kurz vor uns mit seiner jungen Frau eingezogen. Beide lehrten an der neugegründeten Universität, bei deren Einrichtung Brandis als sachverständiger Beirath des Königs mitwirken sollte. Zu dem deutschen Kreise gehörte Wendlandt, der Cabinetssecretär des Königs Otto, Herzog, Professor des römischen Rechts an der Universität, der Lieutenant Tiedemann aus Heidelberg, ein aufgeregter, leidenschaftlicher junger Mann, derselbe, der sich später an dem badischen Aufstande betheiligte und 1849 standrechtlich erschossen wurde. Capitän Bromy, der Philhellene, später Admiral der ersten deutschen Flotte, war zweiter Chef des Cadetteninstituts, das damals von Nigina nach dem Piräus verlegt wurde.

Der Geschäftsstand war vertreten durch Leopold Feldmann aus München, den Lustspieldichter, der als Pensionär der Schiller-Stiftung vor kurzem verstorben ist, durch Carl Hausmann aus Hannover, den Neffen von Frau Brandis, und Heinrich Krausened aus Wien. Die beiden Letzteren traten zu Geibel und mir in das engste Freundschaftsverhältniß.

Zu Anfang aber war es besonders das Schaubertsche Haus unten in der Hermesstraße, in welchem wir am liebsten verkehrten. Dort wohnten die drei Architekten zusammen; dort war die gastlichste Junggesellenwirthschaft; dort wurde Alles besprochen, was an Funden und Forschungen in Athen zu Tage kam. Dort verkehrte auch Ludwig Roß, der mit Schaubert und Christian

Hansen damals den ruhmreichen Anfang einer wissenschaftlichen Behandlung der Baudenkmäler Athens machte, und später sein jüngerer Bruder, der Maler Charles Roß; von dort wurden auch zu Fuß und zu Pferde die Excursionen in die Umlande gemacht. Christian Hansen baute das schöne Universitätsgebäude. Mit lebhafter Freude sahen wir, wie er die Antike wieder in das Leben einzuführen verstand. Noch energischer schlug Theophil, der „schwarze“ Hansen, diesen Weg ein. Von Schinkel angeregt, studirte er mit feurigem Enthusiasmus Parthenon, Psykrates' Monument u. s. w. Er machte damals eine Zeichnung von Geibel und mir, die ich als ein Zeugniß unseres traulichen Zusammenlebens dankbar aufbewahre. Endlich gedenke ich noch dreier Architekten, mit denen wir damals verkehrten; es war der geistvolle L. Lange, der mit Kottmann zusammen nach Griechenland gekommen war, der die neue Metropolis baute, Laurent aus Dresden, mit dem ich meine erste Reise nach Delphi machte, und Lorenzen, der Holsteiner, unter dessen energischer Leitung die Wasserläufe bei dem Piräus regulirt und die neuen Hafenuais gebaut wurden.

Inzwischen lösten sich die Verhältnisse, die uns nach Griechenland geführt hatten. Brandis rüstete sich mit den Seinigen zur Heimkehr nach Bonn, und Geibel war entschlossen, seine Stellung aufzugeben, da er auf den Wunsch des Gesandten, seine Familie nach Rußland zu begleiten, nicht eingehen wollte. Unsere Wünsche begegneten sich aber darin, daß wir Beide noch eine Zeit lang als freie Männer auf griechischem Boden verweilen wollten. Ich hatte während eines Zeitraums von dritthalb Jahren mich unter dem Volke so heimisch gemacht, daß ich die Lücken meiner Landeskunde auszufüllen um so dringender wünschen mußte, und dann hatte ich gegründete Hoffnung, meinen Lehrer Diefried Müller in Athen begrüßen zu können. Geibel konnte und wollte sich auch noch nicht losreißen, und so planten wir schon seit lange ein köstliches, gemeinsames Wander- und Studienleben zu Land und zu Wasser.

Aus dem heißen und staubigen Athen kann man sich im Sommer nur nach den Inseln sehnen, die in duftiger Ferne

immer vor Augen liegen und die Phantasie beschäftigen. Der kleine Postdampfer brachte uns in einer Nacht nach Hermupolis auf Syra, wo man im Mittelpunkt der Cycladen ist und sich die schönste auswählen kann, der man seine Huldigung darbringen will.

Wir schlenderten durch den dichtbesetzten Hafen und erkundigten uns nach Schiffsgelegenheit. Eine Barke war nach Paros segelfertig; die Gebirge der Insel, die durch schöne Umrisflinien ihren köstlichen Inhalt weithin anzuzeigen scheinen, hatten mich schon lange angezogen. Wir wurden rasch handelskeinig und steuerten bei günstigem Fahrwind auf die Marmorinsel zu. Wie gewöhnlich wurde die Luft gegen Abend still; rudernb kamen wir langsam hinan, und als wir landeten, lag das ganze Städtchen, Parikia genannt, in tiefem Schlaf.

Unsere Schiffer riefen den Hafenwächter wach, und dabei sammelte sich nun eine Anzahl von Inselanern am Strande. Die Cycladen liegen wie Nachbarhäuser neben einander. Alles kennt sich unter einander, und wenn eine Barke anlegt, werden Grüße und Reden gewechselt. Ist der Jannaki an Bord? Habt ihr die Maria mitgebracht? — so hörten wir vom Ufer rufen. Unser Capitän meldete, daß er „Milordi“ an Bord habe, und nachdem der Hygienom unsere Empfehlungen gelesen, die wir aus Athen mitgebracht, hieß er uns auf seiner Insel willkommen. Die Gruppen zerstreuten sich wieder in die Stadt, und ehe wir noch darüber nachdenken konnten, wohin wir in mittlernächtiger Stunde uns wenden sollten, nahm ein junger Mann uns unsere Reisebündel ab, und wir folgten ihm durch die schweigenden Gassen in ein hochaufgetrepptes Haus, wo uns seine Mutter empfing und in eine große Stube führte, wo man uns ein Abendbrod vorsetzte und das Lager bereitete. Mir war die harmlose Gastfreundlichkeit der Inselaner aus früheren Reisen bekannt. Emanuel kam die Zuborkommenheit bedenklich vor. Sein Verdacht stieg, als wir im Fußboden eine verdeckte Treppe entdeckten, die zu einem dunklen Kellerraum hinabführte. Da sollten, wie seine aufgeregte Phantasie es ausmalte, die Leichen der unbekanntenen Wanderer versenkt werden; er wollte die Thüren

verrammeln und alles zur Abwehr vorbereiten — indessen dürsteten nur solche Feinde nach unserem Blute, denen man auf griechischen Sommerreisen nirgends entgeht, und als die Morgensonne uns weckte, lachten wir über die eingebildeten Lebensgefahren.

Und welch ein Morgen erwartete uns! Das ganze Städtchen strahlte von Marmorglanz. An jedem Hause waren die Treppentufen von Marmor und ebenso die Brüstungen der Fenster und Thüren. Vor den Thüren war ein kleiner Vorplatz, zu dem die Treppen von der Straße hinaufführen, von einer Weinlaube bedeckt, deren Aeste häufig zum gegenüberliegenden Hause reichten. Auch die Straßen waren mit Marmor gepflastert, und trotz der Schweine, welche seit den Tagen des homerischen Cumaios einen ansehnlichen Theil der Inselbevölkerung bilden, sehr sauber gehalten. Unter den Thürlauben saßen die Frauen mit ihren Kindern, den beiden Wanderern neugierig nachschauend. Die Männer arbeiteten draußen in den Feldern und Gärten; sie riefen uns herein ihre Feigen zu kosten, den alten Stolz der Insel. Wir durstten sie nach Belieben von den Zweigen pflücken, und niemals erinnerten wir uns, etwas Lieblicheres genossen zu haben.

Die Stadt lehnt sich an einen Hügel. Oben steht in ansehnlichen Ueberresten das Castell der Venetianer, in denen wiederum die Ruinen hellenischer Bauten vergraben liegen. Ueber 150 Säulentrommeln lagen neben einander hingestreckt; man sah die Cannelüren oben und unten angefangen, aber nirgends vollendet. Unter den Inschriften fand sich keine, welche über das Heiligthum Auskunft giebt; die Insulaner machen sich die Sache leicht. Sie erkennen hier den Tempel des Gottes Paris, von dem ihr Giland den Namen habe.

Vom Städtchen, das uns so lieb geworden war, daß der Abschied schwer wurde, wanderten wir mit unserem Saumthiere dem Gebirge zu und freuten uns der Palmengruppen, deren wir hier zum ersten Male ansichtig wurden. Denn wie viel schöner erscheint der stolze Baum, wenn verschiedene Kronen einander berühren und der kahle Stamm unten von kleineren Schößlingen

umgeben ist, wie der Palmenstamm auch von der alten Kunst gerne dargestellt wird. Auf dem Continent hatten wir nur einzelne, einsam stehende Palmen gesehen.

Auf der Höhe fanden wir eine freundliche Aufnahme in dem Kloster des S. Minas, dem alten Besiz der Familie Danilas, welche von hier einen umfänglichen Grundbesiz bewirthschaftet. Ein junges Ehepaar war damals im Besize; vor den Klostermauern genossen wir dort, in klarem Mondlicht auf die Insel hinabblickend, unser Nachtmahl, indem wir uns über Nahes und Fernes aufs Beste unterhielten, und wurden dann in eine der Klosterzellen zur Nachtruhe geführt. In der Nähe liegen die beiden großen Marmorbrüche des Berges Marpeffa, zwei ausgehauene Gänge, deren Wände bei Tagelicht wie die Säle eines unterirdischen Palastes glänzen. Damals war es eine öde Gegend, ein todter Schatz. Jetzt sind die Brüche wieder in Angriff genommen und auf Eisenschienen rollen die Blöcke des greco duro zum Hafen hinunter. Staunend wandelten wir in den merkwürdigen Steinbrüchen umher. Es war uns zu Muthe, als wenn wir an der Geburtsstätte großer Männer weilten, wenn wir bedachten, welch unabsehbliche Reihen strahlender Bildwerke, die das alte Hellas schmückten und jetzt in den Museen Europas als unerreichbare Muster bewundert werden, aus diesen dunklen Felsgängen nach und nach hervorgegangen sind.

Wir wanderten weiter nach den Dörfern, welche im Munde des Volks den Namen Marmora führten, dann aber nach der Eingebung einer verkehrten Eitelkeit, welche schon zu König Ludwigs Zeiten sämtliche Namen des Alterthums (mochten sie richtig oder falsch angebracht sein) wieder in das Leben zurückrufen wollte, den Namen Marpeffa erhalten hatten. Eben hatten wir uns im unteren Dorfe bei einem wackeren Bauern für die nächste Nacht behaglich eingerichtet, als der Demarch vom oberen Dorfe einen Boten schickte und uns zu sich einladen ließ. Es war ein schlechter Tausch. Der Demarch war einer der Griechen, die sich in den Besiz einiger französischer Pfrasen gesetzt hatten und deshalb einer höheren Ordnung der Gesellschaft anzugehören glauben. Es sind blasirte, langweilige Menschen. Wir brachen

früh am nächsten Morgen auf, um den Hafen zu erreichen, der Naxos gegenüberliegt. Es war eine einsame Bucht, an der der heilige Nikolaos, der herkömmliche Nachfolger des Poseidon, eine kleine Capelle hat. Das Schiff zum Ueberfahren lag unten, aber dem Schiffer war die See zu unruhig. Wir mußten stundenlang am öden Strande harren, und es brach eine Art Hungersnoth aus, so daß uns der Alte, der beim heiligen Nikolaos seinen Dienst hatte, Bergschnecken sammelte und kochte, bis endlich gegen Abend die Schiffsmannschaft aus dem Dorfe herunterkam und Lebensmittel mitbrachte.

Wir kreuzten den Canal, der die beiden Nachbarinseln trennt, welche als ein zusammengehöriges Paar von den Griechen Paronaxia genannt werden. Es sind aber sehr ungleiche Geschwister, Paros durch den Adel seiner Bergformen, die Mannigfaltigkeit der Umrisse und seine tiefeinschneidenden Meerbuchten ausgezeichnet — Naxos ist eine große, plumpe Masse, mächtig in seiner Gesamterhebung, wie eine Akropole unter den Cycladen.

Auch der Eindruck des Empfangs war nicht zu Gunsten von Naxos. Der Hafen ist nach Verfall des antiken Molo sehr ungenügend; der Hauptort erschien unsauber und hatte nichts von dem poetischen Reize unseres parischen Städtchens. Unser Interesse erwachte erst, als wir, nachdem wir die Nacht auf unseren Decken in dem am Strande liegenden Kaffeehause geschlafen hatten, den Weg nach dem Castro antraten. Wie in Syra ist auch hier der Ort wie die Bevölkerung in zwei Theile geschieden. Unten das gewerbtreibende, rührige, mit Handel und Schifffahrt beschäftigte Griechenvolk, oben der Ueberrest des fränkischen Mittelalters, die römisch-katholische Bevölkerung. Dieser Gegensatz tritt aber auf den griechischen Inseln nirgends in so ausgeprägter Weise dem Wanderer entgegen. Man geht noch durch die alten Thore unter dem Marcuslöwen durch, und auf einmal befindet man sich in einer anderen Welt; andere Gesichter, andere Kleidung, andere Sprache. Unten Alles laut und geschwätzig, hier ist es ernst, still und schweigsam. Es mag sich seitdem manches verändert haben. Emanuel und ich hatten den Eindruck, als wenn wir auf einmal in eine Schattenwelt der Vergangenheit

einträten, und zwar derjenigen Vorzeit, an die man auf classischem Boden am seltensten denkt. Das Zeitalter der Kreuzzüge trat uns lebendig vor die Seele, und der poetische Reiz, der darin lag, bestimmte uns zu dem Entschlusse, uns hier wo möglich etwas einheimisch zu machen.

Wir zogen die Schelle am Capucinerkloster. Der einsam dort hausende Mönch nahm uns freundlich auf. Wir suchten rasch all unser Italienisch zusammen und gewannen die wohlwollende Zuneigung des wackeren Padre Agostino, eines Sicilianers, mit dem wir täglich sein einfaches Mahl theilten. Die Latinerstadt bildet eine Insel auf der Insel. Man begegnet überall Abkömmlingen alter Nobili, die sich duca und conte nennen, aber nichts übrig haben als ihre Stammbäume, die Abneigung gegen die Griechen, mit der ihre Ahnen einst diese Inseln betreten haben, und die Unlust der Arbeit. Sie bebauen zum eigenen Bedarf ihre Grundstücke; sie wohnen in verfallenen Brachträumen, die zum Theil noch mit stattlichen Cypressenbalken gedeckt sind, und bewahren in alterthümlichen Schränken die Reliquien vergangener Größe. Ein alter Coronello führte uns in seine Wohnung. Seine Frau, aus dem Hause Crispo, holte ihr Stammregister hervor. Die Crispi waren auf dem Herzogsstuhle von Naxos die Nachfolger der Sanudos, welche bei dem vierten Kreuzzuge hier ein Fürstenthum gegründet hatten.

Unter den Türken hatte ein Hofjude des Sultans die Herrschaft erhalten, und sein Reichsverweser war ein Coronello. Wir erkannten in dem Alten und seiner Frau, welche in ihren vergrämten Zügen den unverkennbaren Typus edler Geburt verrieth, die Vertreter der höchsten Aristokratie der Insel, welche auch im Mittelalter eine hegemonische Stelle im Cycladenmeere eingenommen hatte, und ihr einziger Sohn Francesco Coronello läutete jeden Morgen an der Capucinerpforte, um ein Brod in Empfang zu nehmen.

Man begreift, daß diese Verhältnisse auf uns einen tiefen Eindruck machten; wir hatten für den nachgeborenen Herzogsenkel die lebhafteste Sympathie, und Emanuel ließ ihn vollständig neu kleiden.

Es war eine besondere Schickung, daß wir auch in die Gegenwart dieser mittelalterlichen Colonie, dieser Oase aus den Zeiten der Kreuzzüge, lebendig eingeführt werden sollten.

Es war nämlich im Vatican bekannt geworden, daß es unter den Katholiken der Inseln zu sehr ärgerlichen Zänkereien gekommen war. Die Nobili zankten sich um den Vortritt bei dem Besuche der Kirchen; eine Kirchenthür war, wenn ich nicht irre, vermauert worden, weil man sich über die Benutzung nicht einigen konnte. Um dem Unwesen ein Ende zu machen, hatte der für Smyrna neu ernannte Bischof den Auftrag erhalten, die Inseln zu besuchen. Eine Pönitenz ward ausgeschrieben, und um die Predigten zu halten war ein Dominicaner beigegeben, ein stattlicher Mann, groß und wohlbeleibt, mehr geeignet ein Bild des Lebensgenusses zu sein, als ein Bußprediger. Der Bischof war ein sehr feiner und wohlgebildeter Mann.

Padre Agostino war kreuzunglücklich über die ganze Katastrophe, die ihm seine Ruhe störte.

Emanuel und mir war es eine willkommene Gelegenheit, die Welt von neuen Seiten kennen zu lernen. Wir aßen nun mit den Römern zusammen, welche die Verkommenheit des griechischen Volks mitleidig bejammerten, und fanden als junge Leute unser Behagen daran, die Weine und Leckerbissen, welche aus Italien mitgebracht waren, unter Anleitung des Dominicaners mit Verstand zu genießen. Als eine narisiche Melone zerlegt wurde, erging er sich in Eifer über den Mangel an höherer Obstzucht. Man müsse, wenn etwas Ordentliches werden solle, in einem genau bestimmten Zeitpunkte der Entwicklung, einen Keil aus der Frucht herauschneiden, in das Loch ein Spitzglas feinsten Weines gießen, den Keil wieder einfügen und die veredelte Melone so zu Ende reifen lassen.

Am anderen Tage begannen die Bußpredigten, und wir hörten, wie dieselbe Stimme auf die Gläubigen ihr *animo infelice, animo perduto* hinunterdonnerte; auch die armen Nonnen, die nichts verbrochen hatten, mußten, da die Gelegenheit einmal da war, verschärfte Bußübungen durchmachen.

Es folgte eine Versammlung aller Geistlichen unter Vorsitz des mit besonderen Vollmachten ausgestatteten Bischofs im Capucinerkloster. Wir mußten deshalb das Feld räumen. Wir zogen in das Kloster der Lazaristen, welche den Jesuiten gefolgt sind und, wie die ganze römische Kirche der Levante, unter französischem Schutze stehen. Es war ein stattlicher Bau auf der Höhe des Castro, mit herrlicher Aussicht, von nur zwei Vätern bewohnt. Auch hier war uns zu Muth, als wenn die Geschichte stillgestanden hätte, und die Lilien der Bourbonen glänzten noch in unverminderter Ehre über den Thüren.

Keine Insel will mehr als Naxos durchsucht werden, wenn man ihre Reize kennen lernen will. Die Masse erscheint wie ein Kalksteinberg, der sich kahl und dürr aus dem Meere erhebt. Wo aber in einer Thalsenkung Wasser quillt, da wird wie durch einen Zauber Alles in üppige Fruchtbarkeit verwandelt.

Wir zogen gegen Norden in das Thal von Engaräs, wo zwei Dörfer liegen, von einem Orangenwald umkränzt. Man war sehr eifrig, uns die verschiedenen Gattungen zu zeigen, die Bergamotten und die Citronatstauden, deren Früchte massenweise nach Konstantinopel ausgeführt werden; man zeigte uns die Urbäume der Orangenpflanzung, die von den Jesuiten gepflanzt waren, „Adam und Eva“; der erstere war erstorben, aber Eva grünte fort in ihrem Wittwenstande. Im Dorfe Agia feierten wir mit den Bauern ein glänzendes Panagia-Fest. Wir besuchten die Schmirgel- und die Marmorbrüche, wo von einem nie vollendeten Kolosse, der noch mit seinem Rücken am Felsboden haftet, die ganze Gegend Apollona genannt wird, obwohl es gewiß ein Bacchus war, dessen Bild hier in Folge einer politischen Katastrophe in seiner Vollendung unterbrochen worden ist. An den alten Bacchusdienst mahnte uns vorzugsweise das Dorf Aperantos, wo ein feuriger, wasserheller Wein gewonnen wird, der mit Recht vor allen anderen Naxosweinen geschätzt wird. Wir erstiegen die Höhe des Inselgebirges, wo man die Spitzen von Areta sowie von den karischen Gebirgen erblickt und um Naxos herum 44 Inseln liegen sieht. In den Fels sind wie Runen der Vorzeit die Marken des Zeus-Heiligthums in

althellenischer Schrift eingegraben. Im Dorfe Drymalia wurde eine Inschrift entdeckt, welche die Annalen der Serapis-Feste enthielt aus einer Zeit, da Nazos von Rhodos abhängig war. Ein Hr. Grimaldi war hier der Führer, der Einzige unter den Nobili, der ein wissenschaftliches Interesse zeigte, ein trefflicher Mann, der auch später mit mir in Verbindung blieb. Er war schwedischer Consul; denn die Abkömmlinge der Italiener suchen gern durch Uebernahme von Consulaten unter der jetzigen Bevölkerung noch einen gewissen Vorrang sich beizulegen, da sie um jeden Preis von den Griechen abgefordert sein wollen.

Am größten ist aber die Erbitterung gegen die Familien, welche zur griechischen Kirche übergetreten sind. Zu ihnen gehörten die Kokkos. In einer Capelle zeigte man uns den Schädel eines Kokkos mit den tiefen Furchen, welche die Schwertklinge des Mörders eingegraben. Ein Coronello fiel der Blutrache zum Opfer. Um diese Zeit, erzählte man uns, sei ein Johanniter von Rhodos gekommen, habe sich in die Tochter von Coronello verliebt und die Rache übernommen. Er habe seine Mannschaft ausgeschifft und die Kokkos in dem besetzten Kloster belagert. Es gelingt ihnen zu entfliehen, nur ein Töchterchen bleibt zurück. Der Johanniter schickt sein Kreuz zurück und freit die Coronello, während das zurückgelassene Kind an einen Bacozzi verheirathet wird. Wir ließen uns solche Familiengeschichten gerne erzählen, und eines der schönsten Gedichte Geibels, „Die Blutrache“, ist diesen Anregungen entsprungen; denn dem griechischen Inselvolk sind diese mittelalterlichen Ideen fremd.

Nachdem der Bischof von Smyrna abgereist war, zogen wir wieder in die bescheidenere Wohnung bei unserem Capuciner. Es waren Wochen der schönsten Freiheit und Muße, die wir in den Klöstern von Nazos verlebt, still und zurückgezogen und doch von mannigfacher Anregung, die uns aus dem Alterthum, dem Mittelalter und der Gegenwart zuströmte. Wir lernten die Menschenwelt von ganz neuen Seiten kennen und betrieben dabei allerlei Studien, verbesserten und ergänzten unsere deutsche Anthologie aus den griechischen Lyrikern und überraschten uns gegenseitig mit allerlei Gelegenheitsproductionen in Ghafelen und Sonetten.

Dabei mußte ich auch zuweilen der Erheiternde sein; denn Emanuel hatte sich die Zeit der Freiheit mit zu idealen Farben ausgemalt. Er hatte sich nun gewöhnt, die poetische Production als seinen Lebensberuf anzusehen; er war also von poetischer Stimmung abhängig, die natürlich nicht jeden Tag dieselbe sein konnte, namentlich wenn es sich um lyrische Gedichte handelt, deren jedes ein Ganzes sein soll; er wurde also leicht mißmuthig und wollte an seinem Dichterberuf irre werden. Ich erinnere mich eines Zuspruchs, den ich ihm eines Morgens, ehe ich auf eine epigraphische Wanderung ausging, auf den Tisch legte, und den ich nur des Scherzes halber aus dem Gedächtniß niederschreibe:

„Was klagst Du, Freund? Gab Dir nicht viel Natur?
 Verließ Dir nicht der Bilder Spiel Natur?
 Und wenn die Welt Dich unbefriedigt läßt,
 Dir gab im Innern ein Aysl Natur.
 Doch nicht so stetig, sagst Du, spendete,
 Und nicht so reichlich, wie es Dir gefiel, Natur.
 Sieh! Fall und Steigen ist das Erdenloos,
 Und jeder Mensch ist eine Nilnatur.“

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt, der uns Beiden immer unvergeßlich geblieben, verließen wir Naxos und kehrten über Hermupolis nach Athen zurück.

Es gelang uns, eine Wohnung zu finden, unweit des Lyfrates-Monuments; dicht neben dem neuerbauten Hause des Quartiermeisters Kupp, der eine Kammerfrau der Königin Amalie geheirathet hatte. Wir bewohnten das Haus allein; eine Freitreppe führte von außen zu unseren Stuben, vor denen sich ein kleiner Balkon entlang zog; eine niedrige Mauer trennte uns von dem Garten der Kupp-Burg. Diese wurde jetzt der Mittelpunkt einer deutschen Colonie. Wir gaben uns dort ganz in Kost, und an jedem Morgen kam ein bayerischer Invalide auf seinem Stelzfuß an die Mauer und reichte über dieselbe unser Frühstück herüber, das von der Treppe des „Superlativus“ (so wurde unsere Wohnung genannt) entgegengenommen wurde.

Es sammelte sich ein engerer Kreis. Hermann Krehschmer der Maler und der Architekt Hochstetter waren aus Rom herüber-

gekommen und wurden uns bald befreundet. Des Vormittags lebte Jeder seinen Studien. In den Mittagsstunden gaben wir Unterricht, Emanuel wieder im Hause Katalazi, dessen Familie einstweilen ruhig in Athen geblieben war, ich in dem Hause eines befreundeten englischen Geistlichen, wo die Töchter altgriechisch lernten. Gegen Abend vereinigte uns an sauberem Tische die Mahlzeit. Karl Hausmann, Kresschner und Hochstetter waren mit uns die täglichen Gäste. Nach Tisch kamen andere Freunde, deren Jeder seine Erlebnisse mittheilte. Hausmann war der musikalisch Begabte. Er brachte ein Männerquartett unter uns zu Stande, an dem Professor Herzog theilnahm und der Cabinetssecretär Wendlant. Wir bildeten auch ein litterarisch-artistisches Kränzchen, das sich jeden Montag versammelte. Es wurden Themata gestellt und Preise vertheilt. Es wurden Gedichte, Novellen, dramatische Scenen vorgelesen; die Künstler legten ihre Zeichnungen vor. Emanuel war der Archivar unserer poetischen und prosaischen Schriftstücke. Er selbst schrieb damals auch prosaische Stücke; ich erinnere mich einer Novelle in Bocaccios Manier, die Nachtmütze des heiligen Ambrosius betitelt. Eine Komödie wurde entworfen, deren Hauptmotiv war, daß die Cottasche Buchhandlung einen Preis ausgesetzt hatte, wer den nach den heimathlichen Gebirgen Griechenlands entlaufenen und spurlos verschollenen Pegasus wieder auffände und zügelte. Ein mit Poeten bevölkertes Dampfschiff landet im Piräus. Sie zerstreuen sich im Lande und erleben die buntesten Abenteuer. Ein mit leicht kenntlichem Namen Bezeichneter wird von Klephten gefangen, die aber in seinen Taschen nichts als ungedruckte Briefe Platens finden. Im Peloponnes werden Verwandte Schillers aufgesucht, der nach zweifellosen Ausfagen ein geborener Arkadier gewesen sei. Feldmann aus München, dessen ich oben erwähnte, der uns sonst ferner stand, hatte in dramatischer Technik überlegene Uebung, und ihm wurde an unserem kleinen Musenhofe bei der ersten Preisvertheilung der Kranz zu Theil.

Schon im Spätherbst waren wir ganz zusammen eingelebt. Am 18. October feierten wir zugleich Emanuels Geburtstag und

das deutsche Siegesfest. Es wurden Feuer angezündet und Raketen stiegen aus unserem Garten auf, so daß die Griechen und Albaner um uns herum voll Bewunderung über die deutsche Colonie waren. Besonders nahe schloß sich in dieser Zeit Heinrich Krausened an uns an. Seinem feurigen Geiste, der in dem geschäftlichen Berufe keine volle Befriedigung fand, war der geistige Verkehr, in welchen er unverhofft eingetreten war, die Theilnahme an künstlerischer und wissenschaftlicher Regsamkeit, wie sie in unserem Kreise herrschte, eine Freude, welche er mit dankbarer Hingabe genoß. Er erwarb sich bei unseren dramatischen Scenen großen Beifall, wenn er und Emanuel als Marquis Bosa und Don Carlos auftraten. Wenn unser Kreis spät zusammengeblieben war, so kam er mit uns, um den langen Nachtweg zu vermeiden, in den „Superlativ“; das Feldbett, dessen er sich auf seinen Geschäftsreisen im Peloponnes bedient hatte, war bei uns aufgeschlagen; er war häufig unser lieber Schlafkamerad. Bei unseren weiteren Ausflügen war er der kühnste Reiter unter uns.

Als Weihnachten herankam, ritt er mit Emanuel, Hausmann und Hochstetter nach dem Pentelikon, um eine zum Weihnachtsbaum geeignete Fichte heimzubringen. Bei allen festlichen Anlässen bewährte Geibel seine glänzende Gabe der Improvisation. Am Neujahrsabende dichtete er rasch eine Scene, in welcher er als Wanderer auftrat, Krausened das Jahr darstellte, das sich aus einem lebensmüden Greise in einen blühenden Jüngling umwandelte. Dem verjüngten Jahre wurde ein begeisterter Gruß gesendet, der mit dem Trinkspruch schloß:

„Hinunter diesen Becher stürz' ich,
Es lebe achtzehnhundertvierzig!“

Wir waren in der Regel jeden Abend an demselben Orte in engerem und weiterem Kreise beisammen, aber ein gastliches Haus öffnete sich uns immer mit gleicher Gastfreundschaft. Das war das Haus des niederländischen Generalconsuls und Ministerresidenten Travers, der eine Schwester des Professors Hengstenberg zur Frau hatte. Dort verlebten wir manche schöne Abendstunde, und Emanuel, der ohne musikalische Bildung ein

sehr tiefes Gefühl für Musik hatte und einen klangvollen Bariton, sang dort deutsche Lieder und namentlich das: „Leise zieht durch mein Gemüth“, in einer so einfachen und schönen Weise des Vortrags, daß Alles ergriffen war. Travers war ein sehr nüchternen Mann, und als Emanuel bei ihm sein Gedicht auf Admiral Ruyter vorgelesen hatte, pläzte er sofort mit den Worten heraus: das ist aber nicht wahr!

In demselben Winter vollendeten wir auch unsere poetischen Uebersetzungen. Sie waren in Verbindung mit den der Königin Amalie gehaltenen Vorträgen entstanden; wir hatten also den Wunsch, ihr die gedruckte Sammlung zu widmen. Fräulein v. Nordenpflicht, die Erzieherin der Königin und Ehrendame, welche auch zuweilen die Ruppensburg besuchte und sich von dem Treiben der deutschen Colonie erzählen ließ, vermittelte eine Audienz.

Ich war bis dahin nur bei dem evangelischen Gottesdienste mit der Königin in Berührung gekommen, der anfangs in ihren Gemächern gehalten wurde und so einfach eingerichtet war, daß ich über ein Jahr lang die Begleitung des Choralgesangs auf dem Flügel übernehmen mußte. Jetzt nahm sie unsere Gabe freundlich an, und Emanuel dichtete eine Elegie als Widmung.

Es war eine Huldigung an die Königin Amalie, welche er schon bei Gelegenheit des von unserem Freunde Kreschmer gemalten Bildes gefeiert hatte, es war ein Gruß an das aufgestandene Hellas:

„Schweb' auf rauschendem Flügel, o Lied! Nun kehren die alten
Zeiten zurück, und gesühnt ist der Unsterblichen Zorn.
Aus schwer lastendem Traum ist Hellas freudig erstanden,
Ueber den Gräbern des Ruhms wandelt ein freies Geschlecht.
Neu erglänzen die Binnen Athens, und in des Piräus
Prächtigen Golf ziehen stolz schimmernde Segel heran.
Griechisches Volk, Glück auf! Es entfloh die osmanische Willkür,
Freue dich Salamis! Frei jauchzt um die Felsen das Meer.
Schlaft in Frieden, ihr Todten Thermopyläs. Nimmer verfehret
Frevelnden Muths der Barbar euren geheiligten Staub.“

Das war der Anfang der Elegie, die mit dem Manuscript im November nach Bonn geschickt wurde. Brandis war so gut, den Verlag zu vermitteln. So erschien im nächsten Frühjahr

das kleine Heft „Classische Studien von G. G. und E. G.“ bei Weber in Bonn — ein bleibendes Denkmal unseres treuen Zusammenlebens auf classischem Boden, das nun bald zu Ende gehen sollte.

In den ersten Tagen des April kamen Karl Otfried Müller und Adolph Schöll aus Sicilien herüber. Sie suchten uns eines Morgens in unserer Wohnung auf, und von dieser Stunde an gehörte meine ganze Zeit dem theuren Lehrer, welcher den Trieb nach vollem Verständniß des hellenischen Lebens in mir erweckt hatte. Für ihn hatte ich alles vorbereitet, auf die Reisen mit ihm hatte ich meine Studien eingerichtet, und mein mit ihm vereinbarter Plan war es, eine Darstellung des alten Griechenlands zu geben, die eine Einleitung zu seiner Geschichte des hellenischen Volks sein sollte. Emanuel hatte an Allem als Freund theilgenommen, ließ sich gern von den Resultaten neuerer Forschungen berichten, aber er konnte und wollte kein Forscher sein. Das classische Alterthum blieb ihm ein unererschöpflicher Quell von Belehrung und Genuß, ein Gegenstand liebevollster Beschäftigung, aber er sammelte doch nur, um die inwohnende Kraft eigenen Schaffens zu stärken und zu veredeln.

Er fühlte, daß er für sich Griechenland zur Genüge kennen gelernt habe; er spürte ein leises Heimweh. Dazu kam, daß er gegen Ende des Winters ein paar Mal unwohl gewesen war. Dann quälten ihn auch wohl alte Zweifel über seinen Lebensberuf, ob er sich der gelehrten Philologie entschlagen und sich den Schwingen des eigenen Genius voll und ganz anvertrauen solle. Er konnte dann kleinlaut sein, und die Freunde erzählten sich scherzend, daß man ihn dann mit der mittleren Ausgabe von Buttmanns griechischer Grammatik umhergehen sehe, wie er die unregelmäßigen Zeitwörter repetire. Man erlaubte sich ihn zu necken, weil seine vollkräftige Natur immer wieder durchbrach und der Dichtermuth nicht versiegte.

Ende April wurde Krauseneck durch Familienangelegenheiten nach Wien gerufen. Emanuel entschloß sich rasch mit ihm zu reisen, während ich im Peloponnes wanderte. Eine angenehme Fahrt führte sie — ich entnehme das Folgende den Briefen

unseres Freundes Krauseneck — nach Triest. Unterwegs setzte sich ein müder Adler auf den Mast des Lloyd dampfers; er suchte und hoffte gastliche Aufnahme. Darum entbrannte der Unwille des jungen Dichters, als einer der Passagiere ihn herunterschloß. In Triest gab es Landungsnöthe. Denn das unglückliche Griechenland lag ja damals, doppelt abgeschlossen, zwischen Europa und der Levante, von der letzteren sich absperrend, aber noch nicht zur gebildeten Welt gerechnet. Krauseneck hatte Wäsche und Kleider vorangeschickt. Er kaufte in Triest das Gleiche für Geibel, um ihn aus der Haft zu erlösen. Dann reiste er voraus, indem er zugleich ein wichtiges Botenamt im Dienste der Musen versah. Er hatte es übernommen, die in Athen vollendete Sammlung von Geibels Gedichten, undurchlöchert, aus der Quarantäne durchzuschmuggeln. Von Wien schickte er diesen Erstling einer Hekatombe von Auflagen an Duncker und Humblot.

In Wien wurde Emanuel der willkommenen Gast im Krauseneck'schen Landhause am „grünen Berge“ bei Schönbrunn. Der Vater, der in Erlangen und Göttingen studirt hatte, war weltlicher Rath im Consistorium und hatte ein ungeschwächtes Interesse für deutsches Geistesleben.

Damals wurden die Fremden ängstlich überwacht. Die Pässe wurden an den „Linien“ gegen Empfangschein abgegeben, mit dem man sich innerhalb 24 Stunden im Fremdenamt melden mußte, um eine Aufenthaltskarte zu lösen. Diese wurde aber nur auf Bürgschaft eines angesehenen Wienerers gegeben.

Unser Krauseneck wendete sich in dieser Angelegenheit an einen ihm verwandten Bankier, kam aber übel damit an.

„Ist Dein Freund bei meinem Hause accreditirt? Nein. Was ist er, was führt ihn her? So? Ein deutscher Student ist er, ein Litterat! Jedenfalls ein verdächtiges Subject, mit dem Du Dich nicht abgeben solltest! Ich kenne freilich Deine Gesinnung! Aber Dein Freund soll machen, daß er fortkommt!“

Vater Krauseneck leistete die Bürgschaft, und die beiden athenischen Genossen konnten sich nun, von der Polizei unbehelligt, in der Kaiserstadt zusammen ergehen.

Unser Wiener Freund hatte damals noch die Absicht, sich in Patras niederzulassen — so sehr hing er an Griechenland. Aber diese Pläne scheiterten. Er hatte für sein athenisches Haus noch einige Reisen zu machen, die ihn im Sommer nach Norddeutschland führten. Als Emanuel den Freund in Hamburg wußte, kam er sofort herüber und traf ihn an einem heißen Nachmittag im „König von Preußen“ über Platens „Abassiden“ eingeschlummert. Ein seltsames Geschick führte an demselben Tage auch Ad. Friedr. v. Schack nach Hamburg, unseren Studiengenossen aus Berlin, der uns in Athen besucht hatte. Die Freunde kamen auch mit Gutzkow zusammen, der damals den Hamburger „Freischütz“ redigirte und wenig Sympathie erweckte; später neben Brachvogels „Narziß“ und Wagners Musik eine der drei entschiedensten Antipathieen Geibels. Diese Tage in Hamburg, die mit einem Feste schlossen, das ein Vertreter des Hauses Lutheroth für Geibel in Streits Hôtel veranstaltete, schloß das Zusammensein der Freunde, das sich noch als Fortsetzung dem Leben in Athen anreichte; daher durfte es hier erwähnt werden. Geibel und Krauseneck sind sich nie wieder begegnet, während ich unseren athenischen Freund auf wiederholten Hellasfahrten in Wien wie in Triest wieder gesehen habe; auch in Berlin, dem er immer eine alte Anhänglichkeit bewahrt hat. Unsere Lebenswege haben uns weit auseinander geführt, aber der Bund, am Denkmal des Lysikrates geschlossen, ist nie gelöst worden, und beim Tode Emanuels haben die beiden Ueberlebenden sich von Neuem die Hand gereicht.

Nach diesem Excurs über Geibels Heimkehr ist ein kurzer Rückblick auf seinen griechischen Aufenthalt wohl an der Stelle.

Man könnte sagen, derselbe sei für ihn verhältnißmäßig gleichgültig gewesen, da er sich doch nicht in Griechenland heimisch gemacht habe; denn was er etwa an griechischen Motiven in seinen Gedichten verwendet habe, hätte er eben so gut aus anderen Quellen entlehnen können. Geibel war überhaupt mit seinem angeborenem Talente und seiner ganzen Gemüthsanlage nach eine in sich geschlossene Persönlichkeit; er hat sich im Wesentlichen aus sich selbst herausgestaltet wie ein Baum aus

innerem Keime, ohne entscheidend eingreifende Einflüsse von außen zu empfangen. Wie sein schöner Kopf von der Knabenzeit her seine plastischen Form und seinen Gesichtsausdruck behalten hat, so ist er auch innerlich immer derselbe und sein eigen geblieben.

Eine solche aus innerem Kern hervorgehende Entwicklung bleibt aber doch von äußeren Verhältnissen nicht unberührt und unabhängig, und als eine besondere Gunst seiner Lebensführung betrachte ich den griechischen Aufenthalt. Er entzog ihn zur rechten Zeit den zerstreuenden Eindrücken der litterarischen Kreise in Berlin; er bewahrte ihn vor den Einflüssen eines vielgeschäftigen Litteratenthums, denen er noch nicht mit gereistem Selbstbewußtsein gegenüber treten konnte. Er gab ihm einen Beruf, in dem er selbstverleugnende Pflichttreue üben mußte; er öffnete seinen Blick für die Beobachtung fremder Länder und Völker und stärkte dadurch nur seine Liebe zum Vaterlande. Als einen Hauptgewinn aber betrachte ich den, daß er sich anderthalb Jahre mit den griechischen Dichtern so ruhig, wie nie zuvor, beschäftigte, mit ihnen und in ihnen lebte. Sie wurden ihm auf ihrem heimatlichen Boden lebendig vertraut, und da er auf der Universität bei seiner Eigenart keinem Lehrer sich eigentlich hingegeben hatte, wurde er hier im vollen Sinne ein Schüler der Alten.

Platen hatte ebenfalls auf classischem Boden den Zug nach reiner Formvollendung empfangen, und unter seinem Einflusse entwickelte sich das für Geibels Gedichte Charakteristische. Ich denke dabei nicht allein an die metrische Form, an die unnachsichtige Strenge gegen sich selbst in Reim und Strophe, sondern noch mehr an die inneren Vorzüge, die für seine Poesie charakteristisch sind, den geschlossenen Rhythmus jedes einzelnen Gedichts, die Durchsichtigkeit der Gedanken, das vollkommene Aufgehen derselben in die Form, die sichere Maßhaltung, welche einen mit so unglaublicher Leichtigkeit aus dem Stegreif Dichtenden vor der Gefahr der Ueberfülle bewahrte. Wie bei den Griechen, ist Alles, auch der feurigste Erguß innerster Empfindung, knapp und genau bemessen. Man kann nichts wegnehmen und nichts zusetzen. Das ist der classische Zug, der durch Geibels Gedichte geht, und wenn er auch mehr geborener Dichter war als Platen

und dadurch vor der Künstlichkeit bewahrt blieb, in welche dieser verfallen konnte, so hat er doch von ihm eine wesentliche Anregung dazu empfangen, die Poesie ebensowohl wie Malerei und Sculptur als eine Kunst zu betrachten, die gelernt sein will, und zweitens dazu, unausgesetzt aus Geschichte und Natur bedeutende Anregungen in sich aufzunehmen, um Inhaltvolles zu bieten, um in goldenen Schalen edlen Wein spenden zu können. Das Gemeine war für ihn nicht vorhanden. Er hatte den Stolz des wahren Dichters, daß er kein gedankenloses Publikum unterhalten und keiner Moderation fröhnen wollte. Sein Aufenthalt in Griechenland war bei aller Mannigfaltigkeit im Ganzen eine von verwirrenden Eindrücken entfernte Zeit — eine Zeit ruhiger Sammlung und Vertiefung, und was er aus dem Elternhause und der Vaterstadt mitgebracht hatte, konnte sich hier zu einer ihrer Ziele bewußten Persönlichkeit friedlich und harmonisch ausgestalten.

Nachdem Athen die Nachbarfinder und Jugendfreunde so lange und so eng zusammengeführt hatte, war es nur noch einmal, daß wir längere Zeit an einem Orte wohnten. Das war 1847 und 1848 in Berlin. Ich lebte damals als Erzieher Sr. k. Hoh. des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen in dem Hintergebäude des jetzigen Kaiserpalais, in den Räumen, welche jetzt zur Erweiterung der Bibliothek verwerthet werden; Emanuel wohnte am Endeplatz, wo er Rugler benachbart war. Er war damals mit einer Reihe größerer Arbeiten beschäftigt, in voller Freudigkeit des Schaffens. Poesie und Musik wieder in würdiger Weise mit einander zu verbinden, war einer seiner Lieblingsgedanken; er dichtete die Loreley für Felix Mendelssohn, und wir verkehrten damals im Wilhelm Besserschen Hause auch mit Jenny Lind, deren Gesang und edle Persönlichkeit uns begeisterte. Wir kamen oft in vertraulicher Weise zusammen und verhandelten über seine Projecte, namentlich über seine Albigenser, deren großartiger Plan für mich besonders anziehend war. Auf diesen Verkehr bezieht sich das reizende Ghasel: „Wenn im fürstlichen Palaste strenger Ernst nicht ganz dich faßte“ u. s. w., wo er dem Freunde zeigen will, wie er kühner „jetzt nach mächtigen

Stoffen greife, nach gebiegenen Formen taste“, und in dem choliambischen Gedicht, das darauf folgt, in welchem er sich entschuldigt, weil der breitstirnige Freund (Franz Rügler) ihn schon früher geladen habe:

„Drum mußt Du heut bei Tafel statt an Versrhythmen
Mit Deinem Bruder Dich erfreun an ernsthaften
Indogermanischen Sprachvergleichungsgrundsätzen.
Mich aber laß die frohe Hoffnung festhalten,
Daß Du mir bald einmal Hephästos sein werdest.“

So wurden unsere attischen Nächte in veränderter Form fortgesetzt. Geibels größere Pläne führten ihn zu mannigfaltigeren und tieferen Studien. Die nahen Beziehungen, in welche er zu Felix Mendelssohn getreten war, erweiterten seinen Gesichtskreis im Gebiete der Kunst. Neben allen neuen Bekannten hielt er aber die alten fest mit der Treue des Gemüths, welche ihn als Freund so liebenswürdig machte. So kam er auch mit Heinrich Kruse wieder in Beziehung, unserem gemeinsamen Universitätsgenossen, den er seinen besten Kritiker nannte. Er hatte keine Ahnung davon, daß unser Freund selbst dichtete, und fand nun (1847) auf meinem Tische ein Manuscript von ihm, einen Fastnachtsschwank in Hans Sachsens Manier: „Der Teufel zu Lübeck“. Er begeisterte sich für die kleine Dichtung, so daß er gleich an Kruse schrieb, der köstliche Schwank müsse sofort gedruckt werden. Er wolle einen Verleger finden und die Ausstattung besorgen; Kruse solle nur die Erlaubniß zum Drucke geben. In den stürmischen Jahren, welche folgten, ist das kleine Stück spurlos verschollen. Später wurden auch aus dem „Wullenweber“ einzelne Szenen, namentlich die Verhandlungen der Lübecker Rathsherrn bei Karl V., den Freunden mitgetheilt.

Von Kruses „Seegeichten“, die viel später im Cottaschen Verlag erschienen, fand er ebenfalls bei mir eine handschriftliche Sammlung und hatte ein lebhaftes Interesse an diesen echt volksthümlichen Idyllen. Als strenger Meister hatte er an Prosodie und Metrik allerlei auszusagen, erklärte aber schließlich, er müsse Kruses Hexameter gelten lassen.

Geibel zeigte bei solchen Anlässen die selbstloseste Theilnahme und scheute keine Mühe, um mit gutem Rath und ehrlichem Urtheil seinen Freunden zur Hand zu sein. Besonders freute er sich, wenn unter der Jugend bedeutende Talente sich zeigten. Ich erinnere mich sehr wohl, wie er mich damals mit Paul Heyse bekannt machte, und mit welcher Freude er den ersten Flügelschlägen seines Genius lauschte.

Indem er die eigenen Kräfte an bedeutenden Stoffen versuchte, wurde er veranlaßt, sich in Volksfage und Geschichte eingehender zu vertiefen. So reifte in jenen Jahren sein Talent; seine Gedichte blieben nicht mehr Ausdruck flüchtiger Stimmungen, ihr Inhalt wurde reicher und mannigfaltiger, sein ganzes Wesen wurde klarer, fester, harmonischer. Es ist der zum Manne gereifte Poet, der Dichter der Juniuslieder, der selbst mit diesem Namen den neu gewonnenen Standpunkt bezeichnete. Schwere Ereignisse trugen dazu bei, den männlichen Ernst zur Reife zu bringen; so namentlich der in sein Leben tief einschneidende Tod von Felix Mendelssohn, bei dessen plötzlichem Eintritt er aber wiederum in seiner selbstlosen Weise den persönlichen Verlust über dem vergaß, den das Vaterland erlitten.

Das war endlich in dieser Zeit des vollen Reisens eine Thatsache von entscheidender Bedeutung für ihn, daß die Bewegungen der Gegenwart, welche uns in Griechenland fern gelegen hatten, nun nahe herantraten, so daß er genöthigt war, auch als Dichter Stellung zu nehmen und sich darüber klar zu werden, was von dem, was im Volke gährte, gut und berechtigt war und was vom Uebel. Die Entscheidung wurde ihm nach seiner ganzen Anlage und Entwicklung nicht schwer. Aber es trug wesentlich zu seiner Ausreifung bei, daß er seine patriotische Ueberzeugung auszusprechen sich berufen fühlte, und es war für den Erfolg von größter Bedeutung, daß er nicht als politischer Dichter angefangen hatte, sondern erst mit reicher Bildung des Geistes und Gemüths, mit gereiftem und anerkanntem Kunstvermögen in die Bewegungen des Tags eintrat.

In Beziehung darauf war es ja auch von Bedeutung, daß er mit dem Fürstenhaus in Berührung kam, dessen geschichtlicher

Veruf es war, die Hoffnungen, mit denen wir Lübecker Kinder groß geworden waren, zur Verwirklichung zu führen.

Unser gemeinsamer Gönner, K. Fr. v. Rumohr, der bei und später in Lübeck wohnte und aus der reiferen Jugend des Gymnasiums gern Einzelne an sich heranzog, denen er auch später sein Wohlwollen treu erhielt, hatte das Interesse seines königlichen Freundes auf Geibel als einen der hoffnungsvollsten unter den jungen Poeten Deutschlands gelenkt. Geibel dankte dem König die Muße, mit der er sich der Ausbildung seines Talents widmen konnte, und eine Anerkennung, die ihm um so werthvoller war, je mehr sie ihm vollkommen unerwartet zu Theil wurde. Man erzählte damals, daß Rumohrs besonderes Wohlgefallen durch das an der Trave allbekannte Scherzgedicht: „Zu Lübeck auf der Brücken da stehet ein Mercur“ u. s. w., veranlaßt worden sei, das allerdings in seiner Art classisch ist.

Persönliche Verührungen mit dem königlichen Hause ergaben sich im Jahre 1847. Nachdem ich die Freude gehabt hatte, den Prinzen Friedrich Wilhelm mit unserer baltischen Heimath und dem alten Haupte der Hanse bekannt zu machen, hegte ich begreiflicher Weise auch den Wunsch, den Jugendfreund in die Kreise einzuführen, in denen ich damals lebte, und denen ich jede Art von geistiger Anregung nahe zu bringen berufen war. Was Kunst und Wissenschaft und Religion für den Menschen sind, das lernt man am Besten durch den Eindruck von Persönlichkeiten, und so war es mir eine besondere Genugthuung, den fürstlichen Kindern einen geborenen Dichter, einen Poeten von Gottes Gnaden in Emanuel Geibel vorführen zu können. Der Eindruck hat sich unter den buntesten Eindrücken des späteren Lebens nie verwischt. Die Frau Großherzogin von Baden schrieb mir nach des Dichters Tode, sie könne noch jede Stelle bezeichnen, wo sie als Kind ihn gesehen habe. Zu dem Bruder trat er häufiger und näher in Beziehung.

Zur Fastnachtszeit pflegte unser Turnsaal in ein Theater umgewandelt zu werden, und es galt dann ein passendes Stück aufzufinden. Als ich wieder eine Reihe von dramatischen Werken durchblättert hatte, kam ich plötzlich auf einen andern Plan.

Ich eilte auf den Endeplatz und beredete den Freund, seinen Pegasus zu satteln. Wir besprachen Thema und Personal. Binnen acht Tagen war das Lustspiel fix und fertig. Wir gaben ihm den Titel „Die Seelenwanderung“. Der junge Prinz und seine Jugendgenossen spielten mit Liebe und Lust; die Aufführung gelang, so daß die fürstlichen Eltern eine Wiederholung anordneten, zu welcher der König eingeladen werden sollte.

König Friedrich Wilhelm IV. ergötzte sich an dem Lustspiel, und ließ sich den Autor vorstellen. Es war einer der letzten Abende harmloser Geselligkeit. Schon lagen düstere Wolken auf der Stirn des Königs; schreckliche Ereignisse hatten sich angemeldet, und einige Tage später donnerten die Geschütze durch die Straßen von Berlin.

Das Fastnachtspiel wurde später als „Meister Andrea“ gedruckt. Die Wahl des Stoffs war nicht durchaus glücklich, denn der Mißbrauch, der mit dem zerstreuten Bildschnitzer getrieben wird, indem man ihn künstlich dahin bringt, sich für einen andern zu halten, macht, da es das Hauptmotiv ist, um das sich Alles dreht, einen etwas peinlichen Eindruck; es ist zu unnatürlich.

Davon abgesehen, ist das Lustspiel vortrefflich organisiert; Scene für Scene reihen sich sehr geschickt an einander; das Ganze gipfelt in dem Moment, wo der Bildschnitzer glaubt, die verlorene Musik komme ihm wieder. Die eingeflochtene Liebesgeschichte ist reizend durchgeführt, und ihr glücklicher Ausgang giebt dem Ganzen einen sehr befriedigenden Schluß.

In jedem wahren Dichter liegen die Keime von Ernst und Scherz, weil sie in jedem gesunden Geistesleben zusammen gehören. Ich habe dem Freunde immer vorgehalten, daß er vielseitiger sei als er selbst glaube; er sei nicht bloß berufen zum Liede und zur reflectirenden Dichtung, zum ernstern Pathos und zum Rothern. Das kleine Stück zeigt, was er in leichter Composition zu leisten vermochte, wie frisch sein Humor war und wie viel Grazie er in ungebundener Rede entfalten konnte.

Auf unserer Bühne hat das Stück keinen dauernden Erfolg gewinnen können; es gehört aber, wie mir scheint, zu seinen gelungensten und originellsten Leistungen; es verdient auch beß-

halb besondere Beachtung, weil die deutsche Litteratur auf diesem Gebiete so arm ist.

Als der Kronprinz in Schleswig-Holstein zuerst auf den Schauplatz der Geschichte getreten war, kam er mit der Frau Kronprinzessin nach Lübeck. Im Rathhauskeller richtete Geibel bei einer vertraulichen Vereinigung einen poetischen Spruch an den jungen Fürsten, dem er die Hoffnungen des Vaterlandes warm und lebendig aussprach. Wie rasch erfüllten sie sich! 1863 kam König Wilhelm nach Lübeck. Unten in der Fischstraße, am Hasen, nahm er Wohnung in dem Hause meines Bruders, der unseren Freund veranlaßte, den königlichen Gast mit einem Gedicht zu begrüßen. Auch dieser Gruß blieb keine leere Ceremonie. Er fand eine gute Stätte im Herzen des Fürsten, der seinem hohen Berufe nachzukommen bedacht war, und was als letzter Wunsch ausgesprochen war, daß des Königs Auge noch vom Fels zum Meer den Adler ziehen sähe, ging binnen weniger Jahre in Erfüllung. Für den Dichter selbst aber wurde dieser Kaisergruß ein Lebensereigniß. Er wurde jetzt wieder ganz in Lübeck heimisch; unser Zusammensein beschränkte sich nun auf die kurzen Besuche, die ich in unserer Vaterstadt machte. Jedesmal sahen wir uns wieder und erneuerten die Erinnerungen, die uns unauslöschlich mit einander verbanden.

So konnte ich denn diese Aufzeichnungen im Wesentlichen auf Griechenland beschränken, indem ich als Vorspiel die ersten Jugendjahre, als Nachspiel die heimathlichen Erlebnisse in Umrissen zufügte. Wie wir Lübecker von allen Deutschen den Jammer des zerrissenen Vaterlands am unmittelbarsten und schmerzlichsten durchzufühlen hatten, so hat Lübeck auch der Gründung des Reichs am fröhlichsten zugejauchzt, und es war daher eine wunderbare Fügung, daß in einer Zeit, da noch Niemand, ohne sich verdächtig zu machen, von einem Deutschen Kaiser zu reden wagen durfte, zwei Lübecker Nachbarkinder, denen die Sehnsucht nach dem Reiche im Blute lag, zu dem künftigen Erben des Kaiserthrons während seiner jugendlichen Entwicklung in nahe persönliche Beziehung traten. Zum Schlusse darf ich die Zeilen abdrucken, die ich den 5. April vom Kronprinzen erhielt:

„Meine aufrichtige Verehrung für unsern ersten deutschen Dichter kennen Sie seit vielen Jahrzehnten; verdanke ich doch Ihnen die Bekanntschaft mit dem theuren Manne. Deshalb wissen Sie auch, daß ich seinen Tod von ganzem Herzen beklage. Wenige haben es gleich ihm verstanden, das Harren, die sehnliche Erwartung dessen, was 1870/71 uns brachte, in Dichterweise auszusprechen. Vollends gebührt ihm der Ruhm, als echter Herold des Reichs, die Wiederherstellung desselben würdig besungen zu haben. Geibels Dichtungen waren stets meine Begleiter, seitdem Sie mich mit denselben vertraut machten. Jetzt aber, wo ich im vorgerückten Alter gerne zurückschaue auf Zeiten, die so harmlose und freundige Stunden enthielten, wird die Erinnerung an den Dichter, der unsern jugendlichen Kreis anzuregen nicht verschmähte, mir von besonderem Werth zeitlebens bleiben.“

XV.

Georg Curtius.

1886.

Die Erinnerungen an meinen Bruder führen mich mit meinen Gedanken in das Elternhaus und die Vaterstadt, wo wir Beide die Wurzeln unseres geistigen Lebens haben.

Das alte Lübeck war, als wir jung waren, wie eine Insel, vom Binnenlande abgelegen, von mißgünstigen Nachbarstaaten umgeben, deren Handelspolitik keinen andern Gedanken hatte, als der vereinsamten Hansestadt die Verkehrswege zu verlegen.

Wir haben es immer als ein Glück angesehen, in dem engern Kreise vaterstädtischer Verhältnisse, von den Denkmälern der Vorzeit umgeben, aufgewachsen zu sein. Dem Treiben des modernen Lebens entrückt, auf die Ueberlieferungen der Vergangenheit horchend, haben wir ungestört Alles, was uns an geistiger Nahrung in Schule und Haus dargeboten wurde, um so begieriger ergriffen, um so fester und tiefer uns angeeignet.

Das bescheidene Elternhaus in der Fischstraße war eins von den Bürgerhäusern, deren Beziehungen am weitesten über die Wälle der Stadt hinaus reichten. Der Vater war früh in die Stürme der Weltbegebenheiten hereingezogen; denn er wurde, als er bei der ersten Befreiung der Hansestädte seinen Posten am kaiserlichen Gerichtshof in Hamburg verlassen hatte, um in den Rath der Vaterstadt zurückzukehren, von Napoleon geächtet. Nach mancherlei Fährlichkeiten hat er dann in langer reichgesegneter Amtsführung als Syndicus der Stadt die auswärtigen Angelegenheiten unseres kleinen Freistaats sowie die Erziehungsanstalten zu leiten gehabt. Er war ein ernster Mann von un-

erschütterlicher Pflichttreue; an jedem Morgen war er zuerst im Gange, durchwanderte das Haus und weckte die Söhne. Ein strenger Geschäftsmann, hatte er doch einen tiefen Zug zu Kunst und Poesie, den er sich aus seiner Studentenzeit in Jena, wo er mit Schiller in Verbindung stand, bis an sein Lebensende bewahrt hat. Die Künstler, welche nach Lübeck kamen, um unsere Kirchenbilder zu zeichnen, wohnten in unserem Hause, und wir nahmen an ihren Arbeiten als Knaben eifrigen Antheil. Für das classische Alterthum hatte der Vater ein besonderes Interesse, und in bestimmten Abendstunden las er mit den heranwachsenden Söhnen lateinische Dichter.

Er hat seine vier Söhne in evangelischer Gottesfurcht und deutscher Art erzogen, so daß uns Beides unzertrennlich erschien. Auch hat er uns früh gewöhnt, nach gewissenhafter Pflichterfüllung den Stunden der Muße einen anmuthigen Inhalt zu geben; die kleinen Familienfeste wurden immer benutzt, die Söhne zu eigenen Leistungen anzufeuern.

Auf das ideale Streben des Vaters ging die Mutter mit vollem Verständniß ein. Sie lebte in den Erinnerungen eines Kreises, welchen der liebenswürdige Dichter Christian Adolf Overbeck mit seinem Geiste belebt hat; sie stand als ein Vorbild zarter Weiblichkeit neben dem Vater, in welchem männliche Kraft und Willensstärke bis zu einer gewissen Herbigkeit hervortreten konnte; doch milderte ihn das höhere Alter, und nachdem er die Geschäfte niedergelegt hatte, konnte er sich seinen wissenschaftlichen Neigungen noch bis über die Mitte der achtziger Jahre hingeben.

Jeden der Söhne begleitete er mit eingehender Theilnahme in den von ihnen erwählten Lebensberuf; den ältesten, jung verstorbenen, in die Theologie und das Pfarramt, den zweiten in den praktischen Beruf des Juristen; mit Georg und mir pflegte er gerne seine durch unsere Studien neu belebte Liebe zu Griechenland und Rom.

In dieser Atmosphäre sind wir aufgewachsen. Georg, fünf Jahre jünger als ich, war von Anfang körperlich zart, und der Schonung bedürftig; er glich mehr der Mutter. Sowie er in

die Schule kam, überraschte er seine Lehrer durch den wachen Geist, den er zeigte, die rasche Fassungsgabe und einen feinen Sinn für alles Sprachliche. Es traf sich glücklich, daß an unserm Gymnasium damals zwei Gelehrte wirkten, welche in hervorragendem Grade geeignet waren, Georgs Gaben zur Entfaltung zu bringen, zwei scharfsinnige Grammatiker, Friedrich Jacob und Johannes Classen. Wie viel er namentlich dem Letzteren, dem treuen Freunde unseres Hauses, verdankte, hat er in der Widmung seines „Verbum“ bezeugt. Durch ihn sind wir auch in Niebuhrs Leben und Denken frühzeitig eingeführt worden.

Unter den mancherlei Gästen, die in unserem Elternhause aus- und eingingen, war auch Karl Friedrich von Rumohr, eine der seltsamsten Persönlichkeiten, die uns Knaben selbst so wunderbar vorkam, wie die ferne Zauberwelt, von der er uns erzählte. Er wohnte als Gutsbesitzer in der Nähe von Lübeck; er kam, oft zum Schrecken des vielbeschäftigten Vaters, schon Vormittags zur Stadt. Er hatte eine Liebe zur Jugend und ließ sich über die Bücher, mit denen er uns beschäftigt fand, oder vor den Wandkarten des Arbeitszimmers in lange Vorträge ein, von denen wir nur einen Theil verstanden. Er lud uns auch gelegentlich nach Rotenhausen ein, wo er uns vor Tisch plötzlich in die Küche schickte, um dort einen Befehl zu überbringen, da er die dortigen Arbeiten auch während ernster Gespräche in Gedanken ununterbrochen verfolgte. Ich muß es Rumohr als ein besonderes Verdienst anrechnen, daß er bei seiner feinen Fühlung für alles geistig Hervorragende Georgs Talent für Sprachen früh erkannte; er lernte mit ihm Griechisch und führte ihn in das Italienische ein.

So verlief seine erste Jugend unter glücklichen Verhältnissen. Es war in geschlossenem städtischen Kreise eine stille und gleichmäßige Entwicklung, fern von störender Unruhe; zugleich aber in Haus und Stadt so viel Anregung, es wurden so viel Beziehungen angeknüpft, so mancher Ausblick in die Welt geboten, daß Georg schon vor der Universitätszeit außer einer wohlgeordneten Gymnasialbildung einen reichen Schatz von Anschauungen und Kenntnissen erworben hatte. Dazu trug der Winter bei,

den er, vom Gymnasium entlassen, 1837/38 in Frankfurt a. M. zubrachte, wo der Vater die freien Städte am Bundestage zu vertreten hatte. Es war eine Zeit schöner Muße, in welcher er für sich arbeiten lernte, mit süddeutschen Verhältnissen bekannt wurde und seine Gesundheit für die akademische Zeit stärkte.

Unser beider Lebenswege waren inzwischen weit aus einander gegangen; denn als Georg achtzehn Jahre alt, 1838 die Universität Bonn bezog, war ich schon das zweite Jahr in Athen, und es war, so zu sagen, eine neue Bekanntschaft, die wir gegenseitig machten, als ich im Frühjahr 1841 über die Alpen heimkehrte und mit dem Bruder in Berlin zusammentam. Er trat mir als ein junger Gelehrter entgegen, der schon seine eigene Richtung hatte. Von Ritschl in die historische Grammatik der italischen Sprachen, von Lassen in die Sanskritgrammatik eingeführt, war er beschäftigt, das von den indischen Grammatikern Erlernte für griechische Wortbildung zu verwerthen, eine Anwendung, auf die er durch selbständiges Nachdenken gekommen war. Wir arbeiteten jetzt als Stubennachbarn, Jeder auf seinem Gebiete, traulich neben einander. Da ich als Student nach Griechenland aufgebrochen war, hatte ich nach meiner Heimkehr das Versäumte nachzuholen; so kam es, daß unsere Examenperioden nahe zusammen fielen. Wir schrieben gleichzeitig neben einander, der Eine über die Häfen von Athen, der Andere über die griechischen Nomina, und als Dritter im Bunde war unser demselben Lübecker Kreise angehörige Jugendfreund Wilhelm Wattenbach mit seiner Geschichte der „Vierhundert in Athen“ beschäftigt.

Da ich damals die Absicht hatte, mich in Halle zu habilitiren, machte ich dort meinen Doctor im December 1841. Georg kam dazu aus Berlin herüber, und wir disputirten in Gegenwart von Bernhardt und Meier mit einander über die Frage, wie weit die jetzige Aussprache der Consonanten im Neugriechischen für die alte Sprache maßgebend sei.

Nachdem wir die unbehagliche Zeit der Prüfungen brüderlich mit einander durchgemacht hatten, trat eine neue Trennung ein. Meineke zog mich an das Joachimsthaler Gymnasium,

während Georg einem Rufe an das Bigthumsche Gymnasium nach Dresden folgte. Von 1842 bis 1846 haben wir uns nur auf kürzere Zeit in Lübeck, Dresden und Berlin gesehen; aber bei jedem Wiedersehen fand ich ihn innerlich gefördert. In dem vertrauten Umgange mit seinen Amtsgenossen, namentlich Arnold Schäfer, in der Praxis des Unterrichts und in der stillen Sammlung fortschreitender Arbeit wurde er sich seiner wissenschaftlichen Aufgabe immer bewußter; klarer und bestimmter, als irgend ein Anderer vor ihm, faßte er den Gedanken ins Auge, daß Sprachvergleichung und Philologie nicht gleichgültig neben einander herzugehen berufen seien; er erkannte es als seine Aufgabe, die Bedeutung des einen Studiums für das andere ans Licht zu stellen; dazu bedurfte er der Muße und einer Wirkungssphäre, wie sie nur einem Universitätslehrer geboten werden, und so habilitirte er sich 1846 in Berlin.

Drei inhaltreiche Jahre brüderlicher Gemeinschaft folgten, und je mehr meine akademische Thätigkeit durch die mir obliegende praktische Aufgabe unterbrochen war, um so mehr konnte ich mich dessen freuen, was dem Bruder gelang. Keine Mittel äußerlicher Art standen ihm zur Verfügung, um Zuhörer zu gewinnen; es war von Anfang an die Klarheit der Gedankenführung, die besonnene Ruhe des Vortrags, die sichere Beherrschung des Stoffs, die ein volles Vertrauen erweckende Persönlichkeit, wodurch er sich in seinen grammatischen Vorlesungen, seiner Exegese der griechischen Lyriker und anderen Vorträgen Anklang verschaffte. In seinen sprachwissenschaftlichen Anschauungen erweiterte und vertiefte er sich, namentlich durch ein eindringendes Studium von Wilhelm von Humboldt, und sein erstes Buch (Die Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen sprachvergleichend dargestellt, Berlin 1846) zeigte, wie sicher er die Ergebnisse der historischen Grammatik und die der neu entwickelten Sprachwissenschaft zu wichtigen Folgerungen über das Wesen der classischen Sprachen zu benutzen wußte.

Es war eine reiche, mannigfaltig angeregte Zeit, in der wir unsere Mußestunden theilten. Es wurde mir gestattet, den

Bruder auch in die Kreise einzuführen, denen ich meine Kräfte zu widmen hatte. Georg unterrichtete eine Zeitlang den jungen von Zastrow, der mit unserm Kronprinzen zusammen erzogen wurde. Er wurde, wie unsere Freunde und Landsleute, Emanuel Geibel und Kurt von Schlözer, von der damaligen Prinzessin von Preußen zu kleinen und größern Gesellschaften mit herangezogen, und mein Bruder, dem ein stilles Forscherleben immer das Höchste war, hat es doch stets auf das Dankbarste anerkannt, wie zwanglos und inhaltreich der geistige Verkehr war, der sich um die geistvolle Fürstin in Berlin und auf dem Babelsberge vereinigte.

Hier wurde er auch mit Alexander von Humboldt bekannt, welcher uns Brüdern ein ganz besonderes Wohlwollen zuwendete. Als er in seinem Kosmos die Abschnitte ausarbeitete, in welchen er über das Naturgefühl bei den Alten, über die aus ihnen zu gewinnenden Zeugnisse für die Unveränderlichkeit der Erdrinde u. a. handelt, meldete er sich bei uns an, um uns aus den Aushängebogen vorzulesen und einzelne Fragen vertraulich mit uns zu besprechen. Es war die Zeit, in der auch Geibels Dichtungen bei Hofe aufgeführt wurden. Wir hatten den wohlthuenden Eindruck einer freien, vielseitig angeregten, den edelsten Interessen warm zugewendeten Geistesrichtung, welche in den höchsten Gesellschaftskreisen herrschte.

Um so fürchtbarer erschreckte das Revolutionsjahr. Es waren Ereignisse, die von meinem Bruder nicht nur unmittelbar mit erlebt wurden, sondern auch in sein Leben und Wesen sehr tief eingriffen. Denn bis dahin der reine Gelehrte, wurde er jetzt zum ersten Male aus seiner Bücherstube herausgerissen und zur praktischen Theilnahme am öffentlichen Leben veranlaßt. Er hat sich keinen Augenblick besonnen, alle Kraft und Zeit daran zu setzen, um in der Stunde der höchsten Gefahr unter der studirenden Jugend Besonnenheit und vaterländische Gesinnung zu erhalten; er hat sich mit seinen besten Schülern zu gemeinsamem Waffendienst verbunden; er hat sich an den ersten Wahlversammlungen so energisch betheilig, daß er, der unbekannt junge Docent, von seinen Bezirksgenossen, obwohl er der herr-

schenden Stimmung wenig das Wort redete, als Wahlmann für Frankfurt aufgestellt wurde. Die Vertrauen erweckende Macht seines Worts und seiner Persönlichkeit bewährte sich auch hier in ganz ungewohnten Kreisen. Den ganzen Sommer hat mein Bruder wesentlich für öffentliche Interessen gelebt; er hat in einer fieberhaften Zeit das Volk in seinen verschiedenen Schichten kennen gelernt, er hat an Willenskraft und Ueberzeugungstreue gewonnen, und ist dann, an mannigfachen Erfahrungen bereichert, nach Herstellung der alten Ordnung, auch körperlich gekräftigt zu seinem Gelehrtenleben zurückgekehrt. Als im November die Truppen wieder eingezogen waren, fand ich auch ihn wieder in voller Muße; ich fand ihn mit Albrecht Weber die Beden lesend, in denen sich ihm für die Fortführung seiner grammatischen Forschungen reiches Material darbot. Er war auch Mitglied eines Sanskritfränzchens, an welchem außer Weber Kuhn, Aufrecht und Goldstückler Theil nahmen.

Eine Seitenwirkung der großen Bewegung des Jahres 1848 war die Eröffnung eines neuen geistigen Verkehrs mit Oesterreich und die Erweckung der gelehrten Studien daselbst, welche die Berufung von Bonitz nach Wien, die von meinem Bruder und von Schleicher nach Prag zur Folge hatte.

Georg hatte sich schon eine solche Stellung verschafft, daß man nicht gleichgültig war, als er seinen Abgang anmeldete. Ich weiß, daß namentlich Leopold von Ranke ihn zu halten wünschte. Er hatte von seiner Promotion und Habilitation einen sehr günstigen Eindruck und mußte den Erfolg seiner Vorlesungen sehr zu schätzen. Aber es wurde doch nichts gethan, ihn zu halten; er folgte dem Rufe, und für mich, den die letzten Jahre durch das gemeinsam Erlebte fester als zuvor mit dem Bruder verbunden hatten, war die Trennung jetzt doppelt schwer.

Es war eine wunderliche Fügung, daß die neue sprachwissenschaftliche Forschung, ehe sie bei den deutschen Philologen zu Ehren kam, in ihren beiden Hauptvertretern gleichzeitig nach Oesterreich verpflanzt, und Böhmen ihr Hauptquartier wurde. Für Sprachwissenschaft war hier ein günstiger Boden, weil schon die verschiedenen Idiome des Landes die Aufmerksamkeit auf

linguistische Studien lenkten. Das Griechische lag aber so vollständig darnieder, daß von Frischem angefangen werden mußte, und hier drängte sich nun der Gedanke auf, die neue Grundlegung in der Weise anzufassen, daß man dabei die Resultate der vergleichenden Sprachforschung zu verwerthen suchte. Georg versprach also dem Verleger eine neue Schulgrammatik des Griechischen, eine Verpflichtung, deren volles Gewicht er im Anfang wohl kaum ganz zu ermessen vermochte. Denn wenn auch die Aufgabe selbst seinem Studiengange vollkommen entsprach, so überraschte ihn doch die Schwierigkeit der praktischen Ausführung, und als ich ihn 1851 in seiner neuen Heimath besuchte, fand ich ihn noch in bangen Zweifeln über das Gelingen seines Werks.

Aber sein Muth blieb stark, und so ist das Jahr 1852, in dem das Buch fertig wurde, eine Epoche geworden für die Geschichte grammatischer Methode, der Anfang einer auf neuer Grundlage der Forschung ruhenden, den wichtigsten Theil gelehrter Bildung betreffenden Reformbewegung, welche ihren Gang durch die gebildete Welt gemacht hat und ganz unerwartet aus Prag ihren Ausgang nahm.

Man darf wohl sagen, daß nicht leicht die nach wenig Jahren bemessene Lehrthätigkeit eines von außen berufenen Professors so reiche Frucht getragen hat, wie die meines Bruders in Prag, und er selbst hat das Glück, so viel neues Leben hervorrufen zu können, wohl zu würdigen gewußt. Er freute sich der lernbegierigen Jugend des Landes; er stand mit Schleicher in treuer Freundschaft und gemeinsamer Arbeit verbunden, und als dieser von seinen Feinden wegen Correspondenzen mit dem Auslande verdächtigt wurde, so daß er sich Hausfuchungen gefallen lassen mußte und für einige Zeit unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurde, ist Georg mit festem Mannesmuthe bei dem Minister Grafen Thun für den Freund eingetreten.

Unter den einheimischen Gelehrten war es Schafarik, mit dem er freundschaftlichen Verkehr und wissenschaftlichen Austausch pflegte. Die weiteren Beziehungen waren friedlich und harmlos. Auch mit den Ordensgeistlichen, welche an der Universität be-

theiligt waren, hatte mein Bruder immer ein gutes Einvernehmen. Namentlich hatte er an dem Umgange mit dem feingebildeten General-Großmeister des ritterlichen Kreuzherrnordens Behr, dem Präses der Prüfungscommission, aufrichtige Freude, und sehr humoristisch konnte er von den lukullischen Mahlzeiten erzählen, zu denen er in die klösterlichen Hallen geladen wurde.

So viel er aber auch an Weltkenntniß, an wissenschaftlicher Reise, sowie an pädagogischem Erfolg in Prag gewonnen hatte, dessen großartige Schönheit ihm von Anfang an einen tiefen Eindruck machte, so zog ihn doch sein Herz nach dem Vaterlande, und obwohl man es ihm in Oesterreich verdachte, daß er einer kleineren Universität den Vorzug gab, folgte er doch nach fünfjährigem Aufenthalte in Böhmen dem Ruf an die Kieler Universität.

Hier fand er für das, was er an akademischer Wirksamkeit einbüßte, reichen Ersatz am deutschen Universitätsleben, an dem vertrauten Umgange mit einer Reihe ebenbürtiger, geistverwandter Amtsgenossen, unter denen ich nur Müllenhoff, Rißsch und Harms nenne; er fühlte sich wieder glücklich auf deutschem Grund und Boden, und während er sich in Oesterreich von allem Politischen ferngehalten, erwachte hier wieder seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Mit voller Liebe ergriff er den Beruf, an den Nordmarken des Vaterlandes unter dem Druck peinlicher Verhältnisse die Jugend in deutscher Wissenschaft zu erziehen; mit voller Wärme schloß er sich denen an, welche der Gefährdung des nationalen Lebens nach Kräften zu steuern suchten, und mit feiner Fronie betonte er in seiner Rede über den König, wie wohl der Herzogsname einem Landesfürsten anstehe.

Seit der Ueberfiedelung nach Kiel kamen wir Brüder auch wieder regelmäßiger zusammen, sowohl an der Ostsee als auch in Göttingen oder in der Schweiz, wo wir einen gemeinsamen Aufenthalt verabredeten. Wir arbeiteten wieder mehr mit einander, und ich gedenke besonders gern der Osterferien 1855, wo wir im Vaterhause vereinigt waren und unsere Gedanken darüber austauschten, wie weit es möglich sei, die Heimathbezirke der

griechischen Mundarten zu bestimmen und darnach auch die ältesten Wohnsitze der Stämme. Ich trug ihm damals meine Ansichten über die Ursitze der Jonier vor, und wenn ich die herrschende Ansicht bestritt, nach welcher sich die Entwicklung der griechischen Stämme wesentlich auf das europäische Griechenland beschränkt haben sollte, so leuchtete ihm meine Anschauung ein, und wir vereinigten uns in der Ueberzeugung, daß Inselländer, wie Chios und Samos, unmöglich durch Zuwanderung von Westen ihren ionischen Charakter erhalten haben könnten.

Obgleich Kiel meinem Bruder ein heimatlicher Ort war, erwies er sich doch nicht günstig für seine Gesundheit. Er hatte aus Prag ein schmerzhaftes Uebel mitgebracht, das sich in der rauheren Atmosphäre verschlimmerte und durch keine Kunst gehoben werden konnte. Er hat sich dadurch nie in der Heiterkeit des Geistes stören lassen, auch nicht in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Denn neben den Gelegenheitsarbeiten an Programmen und Reden, die ihm oblagen, neben der fortwährenden Pflege, welche seine von Oesterreich allmählich nach Deutschland vorrückende Grammatik verlangte, brachte er hier mit bewundernswürdiger Ausdauer eines sammelnden, ordnenden, sichtenden Fleißes die Grundzüge der griechischen Etymologie zu Stande, wo von einer ganz neuen Seite die vergleichende Sprachwissenschaft für die classische Philologie verwerthet wurde.

So waren auch die Kieler Jahre ein inhaltreicher und wichtiger Abschnitt seines Lebens. Aber es war doch ein großes Glück für ihn, daß 1862 ein Ruf nach Sachsen an ihn erging. Merkwürdige Fügungen trafen hier zusammen. König Johann war durch einen akademischen Vortrag, welcher ihm durch unsere Kaiserin Augusta mitgetheilt war, auf meinen Bruder aufmerksam geworden. So wurde Minister Falkenstein veranlaßt, sich mit der Leipziger Facultät in Verbindung zu setzen und den Ministerialrath Gilbert nach Kiel zu schicken, um mit meinem Bruder zu verhandeln. Für ihn war es eine glückliche Wendung, daß er aus einem Klima entfernt wurde, welches seiner Gesundheit nachtheilig war, und dann kam er, nachdem er an Wissen und Können voll gereift war, nun endlich an einen Platz in-

mitten des Vaterlandes, wo er eine lernbegierige Jugend aus Nord und Süd, wie aus fernem Auslande um sich sammeln und seiner Wissenschaft einen festen Boden schaffen konnte. Zwei- und zwanzig Jahre hat er hier gewirkt, und so oft ich zu ihm kam, hatte ich das Gefühl, daß er nirgends günstiger gestellt sein konnte. Bei seinem lebendigen Interesse für öffentliche Angelegenheiten war es ihm wohl in der vielbewegten, central gelegenen, echt deutschen Großstadt; es entsprach ganz seiner Individualität, in beschaulicher Zurückgezogenheit ein stilles Forscherleben zu führen, aber zugleich durch die Universität und seine Freunde mit Allem in Verbindung zu bleiben, was die geistige Welt bewegte. Vor Allem aber gehörte sein Leben der Jugend, die sich in immer größerer Zahl mit Begeisterung um ihn sammelte und in seine Lehrweise sich einlebte. Alles, was er schrieb und sprach, hatte keinen andern Zweck, als den ausgereiften Gedanken so klar und vollständig wie möglich zum Ausdruck zu bringen. Allem, was glänzen sollte, war er abhold. Darum war sein Unterricht auch eine sittliche Bildungsschule, und so hat er, was er in Berlin, in Prag und in Kiel begonnen hat, unter den glücklichsten Verhältnissen in Leipzig vollendet.

Als es Abend wurde in seinem Leben, ward ihm durch ernste Mahnungen die größte Vorsicht im Gebrauch seiner Kräfte zur Pflicht gemacht. Aber die Heiterkeit seines Gemüths blieb ungestört, und es ist ihm erspart worden, seine geistige Vollkraft überleben zu müssen. Ununterbrochen hat er noch im letzten Lebensjahre sein Lehramt verwaltet, mit jugendlicher Kraft noch im letzten Halbjahr die Schrift veröffentlicht, in welcher er den neuern Richtungen in der Sprachwissenschaft gegenüber mit voller Sicherheit Stellung genommen hat. Es ist sein wissenschaftliches Vermächtniß, welchem Keiner des Alters Spuren anmerken wird, das letzte Zeugniß eines von Bitterkeit und Mißgunst freien, über persönliche Empfindungen erhabenen, nur nach Wahrheit suchenden Geistes; eine Schrift, in welcher nicht nur die abschließenden Resultate seines wissenschaftlichen Denkens enthalten sind, sondern auch wieder neue Keime der Forschung, neue Anregungen zur Behandlung sprachwissenschaftlicher Streit-

fragen, so daß auch von dieser Schrift wieder eine lebendige Wirkung ausgegangen ist.

Eine kurze Krankheit führte zu tödtlichem Ende. Noch in den letzten Fieberphantasten zeigte sich sein Geist mit wissenschaftlichen Fragen beschäftigt. Er trug seinen Zuhörern mit lauter Stimme vor oder er verhandelte mit dem Bruder, mit dem er sich im Gespräche glaubte. So war er, bis ihm seine Stimme versagte, mitten in seinem Berufe, für Andere thätig.

Nachdem ich den äußern Verlauf seines Lebens überblickt habe, sei mir noch ein Rückblick auf sein inneres Leben verstattet, wie es mir vor Augen steht, ohne mir irgendwie ein maßgebendes Urtheil beimessen zu wollen.

Mein Bruder hatte das große Glück, daß ihm eine natürliche Anlage mitgegeben war, welche ihm eine bestimmte Richtung gab und ihn, ohne ihn einseitig zu machen, vor Schwankungen und Irrgängen bewahrte. Schon im siebenten Jahre brachte er aus der Vorschule ein Zeugniß heim, worin der Lehrer ein hervorragendes Talent für die Sprache bezeugte; er wisse die Regeln mit großer Bestimmtheit aufzufassen und auf gegebene Fälle anzuwenden. Diese Anlage können wir wie eine wohlgepflegte Pflanze unter günstigen Verhältnissen ununterbrochen bei meinem Bruder sich entwickeln sehen. Zuerst hat er mit voller Jugendkraft den alten Sprachen sich hingeeben und diesem Zuge ist er immer treu geblieben. Für das Griechische ging er auch bei den Indern in die Schule und suchte in jener gewaltigen Zeit sprachlichen Forschens, der seine Jugend noch angehörte, sich Alles anzueignen, was ihm höhere Gesichtspunkte öffnete. Was Bopp an neu gewonnenem Material herbeigeschafft hatte, ergänzte und belebte er durch Wilhelm von Humboldts tiefsinnige Forschungen, woraus er ein neues Verständniß der sprachlichen Formenwelt schöpfte. Besonders wirksam war aber für ihn das Vorbild von Jacob Grimm.

Es kann ja auf diesem Gebiete nicht anders sein, als daß zwei Richtungen neben einander sich geltend machen. Die eine geht darauf aus, möglichst viel Sprachen als gleichwerthige Forschungsobjecte zur Verfügung zu haben; die andere verzichtet

auf die Weite des Umblicks, um an einer Stelle ganz zu Hause zu sein. Dadurch erhält die Wissenschaft, wie es meinem Bruder an Jacob Grimm besonders sympathisch war, eine größere Wärme; es bildet sich ein gemüthlicher Zusammenhang zwischen Stoff und Person. Die liebevolle Pflege einer Sprache macht für ihre Eigenthümlichkeit feinsüßlicher, sie erhöht das Interesse für die kleinsten mundartlichen Verschiedenheiten und gewährt durch Abgrenzen nach außen auf dem engeren Gebiet eine um so größere Befriedigung.

Die Freude an der Sprache der Hellenen ist immer meines Bruders Lebenselement geblieben und die treibende Kraft zu rastloser Thätigkeit. Nach Vorgang des Aristoteles, in den ihn sein geliebter Lehrer Adolf Trendelenburg eingeführt hatte, suchte er den organischen Zusammenhang in den sprachlichen Erscheinungen nachzuweisen, ohne sich der Auffassung hinzugeben, daß jede Form von Anfang einem bestimmten Begriff entsprochen habe. Die historische und die physiologische Betrachtung scharfsinnig verbindend, beobachtete er auf das Sorgfältigste den gesammten Haushalt der Sprache, die verschiedenen, in ihr wirkenden Triebe, den Zug des Beharrens wie den nach Abwechslung, die Regel des Gesetzes wie die Laune des Zufälligen, den äußern Verfall in Lautschwächung und Abschleifung neben dem Fortschritt, den die Sprache im Ausdruck des Gedachten macht. Mit besonderer Aufmerksamkeit folgte er dem Wechsel der Bedeutungen im Verlauf der Volksgeschichte.

Wie es Menschenaugen giebt, die von Natur dazu eingerichtet scheinen, das Pflanzenleben in seinem geheimen Wirken zu beobachten, so belauschte er das Leben der Sprache in allen seinen Formen. Neue Gesichtspunkte, die sich ihm immer darboten, seine Beobachtungen in Scherz und Ernst würzten die tägliche Unterhaltung, und in schlaflosen Nachtstunden war dies seine Kurzweil, wie er es in den witzig umgeänderten Versen des Euripides, die er seiner letzten Schrift als Motto vorsetzte, ausgesprochen hat:

*ἔγώ ποτ' αὐτὸς νυκτὸς ἐν μακρῷ χρόνῳ
ἐφρόντισ' οἷός ἐστιν ὀνομάτων βίος.*

Es war aber nie ein geistreiches Spiel mit überraschenden Einfällen, dem er sich hingab; er hatte vielmehr von Jugend auf seine Phantasie so gezügelt, daß er sich die strengste Methode zur Pflicht und Gewohnheit gemacht hat. Es war ihm unmöglich, über Schwierigkeiten hinwegzugleiten, um zu gewünschten Resultaten zu gelangen. Er war der entschiedenste Feind aller Willkür, er hat die strengeucht classischer Philologie, auch wo er ihre Grenzen überschritt, nicht verleugnet und ist dadurch ein Erzieher der Sprachwissenschaft geworden.

Der lebendige Fortschritt der Wissenschaften beruht wesentlich darauf, daß Methoden der Forschung und Forschungsgebiete, welche einen inneren Zusammenhang haben, aber einander fremd geblieben sind, in eine fruchtbare Verbindung eintreten. Eine Verbindung dieser Art war auch die von meinem Bruder angeregte, und der Standpunkt, von dem er es that, war ohne Zweifel ein voll berechtigter. Denn wenn die Kenntniß des Sanskrit, wie Niemand leugnen kann, einen tieferen Einblick in den Bau der Sprachen eröffnet hat, wie sollte derselbe nicht auch der Kenntniß des Griechischen zu Gute kommen, und nichts würde doch dem Wesen echter Wissenschaft mehr widersprechen, als wenn man sich gegen jede von neuer Seite kommende Belehrung eigensinnig verschließen wollte. Es ist ja auch ein Charakterzug unserer Zeit, daß man die Culturwelt der classischen Völker nicht mehr als etwas in sich Abgeschlossenes betrachtet wissen will, sondern allen aus älteren Culturgebieten herüberreichenden Beziehungen sorgfältig nachgeht. Darüber sollen die charakteristischen Unterschiede der geschichtlichen Völker nicht verwischt werden; vielmehr kann erst nach Erkenntniß des Gemeinsamen auch das Selbständige, Absonderliche und Eigenartige recht zum Bewußtsein kommen.

Je berechtigter aber der Standpunkt war, welchen mein Bruder in der grammatischen Wissenschaft einnahm, um so mehr wird man anerkennen, daß er denselben, wie es unter ähnlichen Verhältnissen so gewöhnlich ist, nie in schroffer Weise geltend zu machen gesucht hat; er hat nie durch Uebertreibung gefehlt oder durch ein vornehmes Herabsehen auf die ältere Praxis

gereizt. Vielmehr hat er mit der Pietät, die er in seiner ersten Rede besprochen, dankbar Alles gewürdigt, was die Männer der älteren Schule, Buttman, Lobeck, Ahrens mit richtigem Blick gefunden haben, und niemals hat er bei seinen Schülern die Vorstellung erweckt, als wenn sie nun auf kürzerem und bequemem Wege zu neuer Erkenntniß gelangen könnten. Seine Reformbewegung sollte keinen Riß hervorrufen; darum trat er auch nicht mit fertigen Theorien auf, sondern vorsichtig tastend und suchend ist er Schritt für Schritt vorwärts gegangen, auch darin philologischer Forschung treu, daß er die Sprache nicht als ein unwandelbaren Naturgesetz unterliegendes Gebiet ansehen wollte, sondern als ein Organ des Volksgesistes, der sich in ihm versinnlicht. Darauf beruht seine überall anregende, immer sinnige Betrachtung der Sprache. Zugleich hat er aber auch der mehr naturwissenschaftlichen Betrachtung der Sprache ihre Berechtigung nicht abgesprochen, sondern auch ihre Ergebnisse für seine Arbeiten benutzt.

Sein ganzes wissenschaftliches Leben hat sich einheitlich aus dem angeborenen Reime des Sprachsinns entwickelt, und das reiche Maß dieser Begabung bezeugt sich, wie mir scheint, darin, daß es ihm möglich war, von den classischen Sprachen aus sich über einen großen Theil der von Bopp zusammengestellten Sprachen auszubreiten, die Hauptcharaktere der verschiedenen Sprachgruppen zu erforschen, auch das Gebiet philosophischer Betrachtungsweise zu betreten, und dabei doch der streng philologischen Forschung so treu zu bleiben, daß er einer der besten Homerkenner gewesen ist und sich nicht die kleinste Schattirung griechischer Localmundarten entgehen ließ, welche auf dem Bruchstück einer Inschrift auftauchte.

So war, obgleich Alles aus einem Gusse war, doch eine große Vielseitigkeit vorhanden, und darum liegen in seinen Arbeiten so viel Reime weiterer Forschung; denn auch da, wo neuerdings am meisten Widerspruch entgegengetreten ist, wie in der Auffassung des indogermanischen Vocalismus, wird man doch nicht leugnen, daß wesentliche Gesichtspunkte, an welche der Widerspruch sich angeschlossen, von ihm ausgegangen sind.

Außerlich betrachtet, läßt sich seine Stellung innerhalb der Wissenschaft wohl am einfachsten so bezeichnen: Er war der Erste, der die Resultate der Sprachvergleichung für die classischen Sprachen methodisch verwerthet hat, er wird einer der Letzten sein, welche mit der Philologie die neu entwickelte Sprachwissenschaft so verbunden haben, daß sie auf deutschen Universitäten griechische Litteratur und vergleichende Grammatik vertreten konnten. Soll damit gesagt werden, daß sein Standpunkt unhaltbar, daß seine Wissenschaft nicht lebensfähig sei?

Das sei ferne! Die lebendige Berührung zweier ihrem Wesen nach so nahe zusammengehöriger Forschungsgebiete, wie der classischen Philologie und der Sprachwissenschaft, kann nicht ohne dauernden Erfolg bleiben, wenn auch die Thätigkeit dessen, der sie mit einander in Verbindung gesetzt und erhalten hat, keine unmittelbare Nachfolge finden sollte. Die von ihm eröffneten Bahnen können nicht wieder verlassen werden. Seine Schriften haben in so weiten Kreisen gewirkt; es ist von dem, was die edelsten Geister unseres Volks gedacht haben, so viel in ihnen verwerthet, so viel Neues und Anregendes dazu gekommen, daß der fruchtbare Samen, der hier ausgestreut ist, lebenskräftig fortwirken wird, wenn auch das Ackerfeld nicht mit festen Grenzen eingehgt werden kann und über die Methoden des Anbaus die Meinungen sich kreuzen.

Es handelt sich ja nicht bloß um die litterarische Hinterlassenschaft. Die Wirksamkeit des Verstorbenen war wesentlich eine persönliche, und die Liebe zu einem Lehrer, der in seltener Weise für die Wissenschaft zu begeistern wußte, hat eine große Zahl jüngerer Männer zu einer geistigen Gemeinde vereinigt, welche in seinem Sinne arbeiten und die deutsche Jugend in allen Theilen des Vaterlandes auf seine Bahnen führen. Mit ihnen sich treu verbunden zu fühlen, das war die Freude und der Stolz seines Lebens.

Er gehörte zu den geistig geselligsten Naturen, denen es ein Bedürfniß ist mit Allen Fühlung zu haben, welche nach gleichen Zielen streben. Darum war er auch mit den vorzüglichsten Forschern des Auslandes in ununterbrochenem Verkehr. Ich

erinnere nur an Max Müller, Miklosich, Ascoli, Bréal, Whitney. Von Allen, auch von jüngeren Männern und Schülern, hat er gern gelernt und sich nie geschämt, seine Ansichten zu ändern, so wie er eines Bessern belehrt wurde. Als die Nachricht von seinem Hinscheiden durch die Welt ging, haben viele der edelsten Männer sich gedrungen gefühlt, der hohen Achtung, welche sie vor der reinen Persönlichkeit ihres Fachgenossen hatten, warmen Ausdruck zu geben. Es sei mir gestattet, drei Aussprüche dieser Art anzuführen. Max Müller sagt in den *Good words* (April 1886): I have often differed from Curtius and he from me; but our differences have generally ended in a mutual understanding for the simple reason, I believe, that we both cared for truth and not for victory. Und B. Henry in der *Revue critique* (22. März) charakterisirt ihn mit den Worten: lui qui jamais ne prit la plume dans un intérêt d'amour-propre ou de coterie. Für Italien, von dem ein großer Theil durch seine Grammatik mit deutscher Wissenschaft in lebendigem Zusammenhang getreten ist und wo so Viele durch ihn zuerst das Griechische kennen und lieben gelernt haben, hat Pietro Merlo in der *Rivista di filologia* (1886 fasc. 3 und 4) das Wort genommen. Vor Augen steht ihm *il suo culto sempre vivo e puro per la verità, che oltre la cerchia della famiglia e degli amici e della patria lo fece ammirare ed amare da quanti uomini camminano nella stessa via de' suoi studi*. Wie er seinen deutschen Schülern, die im Vaterlande weit zerstreut seine Lehre fortpflanzen, auch ein sittliches Vorbild gewesen ist, davon zeugt Constantin Angermann in seinem *Nekrolog* (Bezzenberger, Beiträge zur Kenntniß der indogerm. Sprachen 1886).

Wir ist natürlich von allen Zeitgenossen am meisten die Freude eines ununterbrochenen Gedankenaustausches zu Theil geworden, was ich immer dankbar als ein besonderes Lebensglück anerkannt habe. Denn es bleibt doch eine seltene Fügung, daß zwei Brüder bei aller Verschiedenheit ihrer Begabung und wissenschaftlichen Richtung in ungetrübter Gemeinschaft so bei einander gestanden, sich unausgesetzt einander angeregt und ge-

fördert haben. Es begreift sich leicht, daß er vorzugsweise der Gebende war; denn bei allen Alterthumsforschungen hatte ich Veranlassung, seine sprachwissenschaftlichen Kenntnisse in Anspruch zu nehmen. In seinen Briefen hat er mich durch alle meine Arbeiten begleitet, und es war immer eine Festzeit für mich, wenn ich in seinem heimlichen Studierzimmer über den Fortgang der Alterthumsforschung mich mit ihm austauschen konnte. In meinem bewegteren Leben fand ich bei ihm, der in den letzten Jahren nur ungerne seinen Aufenthalt wechselte, eine wohlthuende Ruhe und erfreute mich immer von Neuem an der Harmonie seines inneren Lebens und der auch durch mancherlei Beschwerden nicht erschütterten Heiterkeit seiner Seele, welche keinen Groll und keine Verstimmungen kannte, auch wenn er sich verletzt und betrübt fühlte. Auf alles Menschliche warm eingehend, war er doch immer sich selbst gleich, eine in sich klare, fest ausgeprägte Persönlichkeit, ganz dem Dienst der Wahrheit hingegeben. Ich weiß, daß sein Bild so Vielen vor Augen steht, und deßhalb habe ich auch die Scheu überwunden, von einem so nahe Stehenden öffentlich zu sprechen, wie das Herz eines Bruders mir eingab.

XVI.

N a r o s.

1846.

Jede Insel hat einen eigenthümlichen Reiz für das menschliche Gemüth; auf dem ringsum begrenzten Erdraume werden wir schneller heimisch; die Fluthen halten das verwirrende Drängen des Lebens von uns entfernt und in der Stille einer abgeschlossenen Welt scheinen alle reineren Freuden des Gemüthes sicherer zu gedeihen.

Vorzugsweise ruht ein solcher Zauber auf den Inseln des Südens, wo die See mehr als an den nordischen Dünen oder Felsufern einen milden und menschenfreundlichen Charakter hat. Darum dichteten die Griechen von den Inseln der Seligen; Atlantis, das versunkene Wunderland, war eine Insel; nach einer Insel wurde im Festzuge von Meerergöttern der abgeschiedene Achill getragen; Kalypso, Circe, die Phäaken waren Inselaner — und in der That, wenn man aus dem heißen Attika, von Sommergluth erschöpft, die Inselwelt überschaut, welcher sich das Festland verlangend entgegendehnt, so blickt man sehnsüchtig nach den duftigen Eilanden hinüber, als müßten dort drüben glücklichere Menschen wohnen in ungestörtem Frieden und reineren Genüssen.

Auch ist dies Inselglück keine grundlose Einbildung. Denn was das Festland in den Sommermonaten unerträglich macht, ist vor Allem der herrschende Nordwind, der über breite Ländermassen, über erhitzte Kalksteingebirge hingehet, mit trockner Gluth

das attische Land anhaucht und Staubgewölke vor sich her wälzt. Mit welcher Freude wird dann von Allem, was athmet, der Seewind begrüßt, der um Sonnenuntergang sich aufmacht, die ermattete Welt zu erquickern! Drüben auf den Inseln giebt es keine sengende Tramontane; dort ist jeder Luftzug ein erquickender Anhauch der See, und darum wer nur immer fort kann, der macht sich auf, wenn die heißen Landwinde die Brust beklemmen und enteilet mit dem ersten Schiffe, das die Segel löst, in die Inselwelt des griechischen Archipelagus.

Doch wohin das Steuer lenken? Kaum ist das Schiff am Vorgebirge Sunion vorbeigefahren, auf dem als ein fernschimmerndes Wahrzeichen des attischen Landes die Säulen des Athentempels stehen — und eine neue Welt in reicher Formenfülle öffnet sich vor unsern Blicken.

Zwei parallele Gebirgsketten des Festlandes setzen sich in gleicher Richtung im Meere fort und bilden eine doppelte langgestreckte Inselreihe. Euböa, selbst ein losgerissenes Küstengebirge des mittleren Griechenlands, wird durch Andros, Tenos, Mykonos fortgesetzt; die überflutheten Thäler wurden zu trennenden Meerstraßen. Attikas Gebirge dagegen tauchen in den Inseln Keos, Rhythnos, Seriphos, Siphnos wieder auf, während ein östlich abzweigender Gebirgsarm Syros, Paros und Naxos bildet. Diese drei Reihen schließen sich zu einer Gruppe von Inseln zusammen, denen sich südlich eine losere Reihe merkwürdiger Klippen und Inseln anschließt — Melos und Thera (Santorin) sind die wichtigsten darunter —, welche dem Zuge vulkanischer Herde, der Hellas quer durchschneidet, angehören.

Ein erhabner Anblick, wenn man dies Meer durchschiffet! So weit das Auge reicht, ragen hohe Bergformen scharf und edel gezeichnet in unvergleichlicher Formenfülle über den Meeresspiegel hervor und treten zu immer wechselnden Gruppen zusammen; duftiger Farbenschimmer liegt bei jedem Stande der Sonne über Meer und Küste ausgegossen; Schiffe und offene Barken ziehen friedlich von Insel zu Insel, von menschenfreundlichen Delphinen begleitet; an jedem Tage, bei jedem Winde ist ein gastlicher Hafen dich aufzunehmen bereit; ohne Karte und

Rompaß steuert der Schiffer, und wo er anlegt, rufen ihm bekannte Stimmen entgegen. Jede Insel trägt die Fußstapfen ihrer Götter und Helden; alte Gefänge tauchen auf in deiner Seele, Homer wird dir lebendig, und des Odysseus Abenteuer vernimmst du mit bewegterer Seele, wenn die Woge desselben Meers, das er durchirrte, um den Kiel deines Schiffs aufrauscht.

Doch täusche man sich nicht! Es sind keine Eilande mit lieblich grünem Ufersaume; keine Hochwälder mit eingestreuten Dörfern winken von den Bergen. Die Höhen der Cycladen sind seit undenklicher Zeit entwaldet; Regengüsse haben die haltlose Erde herabgespült, der nimmer müde Wellenschlag jedes Vorland fortgerissen; so starren uns wie verzaubert jene kahlen Felsberge an, welche schon Platon dem Gerippe eines abgekehrten Körpers vergleicht. Doch diese starre Außenseite schreckt den nicht zurück, welcher im Süden gelernt hat eine höhere Naturschönheit anzuerkennen, als den idyllischen Reiz des frischen Grüns und wogender Saatfelder; um so reiner tritt ihm der klare und hohe Ernst der Form entgegen und das Zauberspiel des Sonnenlichts.

Auch verbirgt sich auf den größeren Inseln hinter jenen starren Steinmauern ein reiches und blühendes Naturleben; um jede Quelle hebt sich hochstämmiger Lorbeer, wölben sich Myrtensbüsche mit hellblühenden Oleanderlauben und begleiten die Wasseradern bis zum Strande; an den vor Meerstürmen geschützteren Abhängen liegen wohlhabende Dörfer auf cypressenreichen Terrassen; Wein und Del gedeiht überall, Feigen in unzähligen Gattungen und alle Hesperidenfrüchte, selbst die Datteln reift die Sonne der südlicheren Inseln. Das Meer mildert die Hitze wie die Kälte; die gleichmäßige Witterung hält den Körper gesund, und weil die Wassermasse der See nicht groß und zusammenhängend genug ist, einen oceanischen Wolkenhimmel zu bilden, so ist die Luft heiter und bis auf die wenigen Regenmonate tiefblau der Himmel wie im sonnigen Attika.

Nicht immer lagen die Inseln so in friedlicher Ordnung bei einander. Die vielfach zerrissenen und durchbrochenen Landformen, Bilder eines gewaltsamen Werdens, gaben schon den

Alten Zeugniß von wilden Gährungen und Bewegungen der Natur, welche dem geschichtlichen Leben vorangegangen sein müßten. Ihre Sagen melden, wie diese Inseln vom Festlande losgerissen, jene von einander getrennt und in zahllose Klippen und Felsensriffe zersplittert worden seien durch den Dreizack des erderschütternden Meergottes; schwimmende Eilande wurden von Götterhänden befestigt, andre im Titanenkampfe von Göttern gegen Götter geschleudert; Feuerberge stiegen aus dem kreisenden Schoße des Meers, das auch in geschichtlicher Zeit nicht aufgehört hat, Inseln zu gebären. Vor Allem aber meldeten die priesterlichen Sagen des ägäischen Meers von jener langen Regennacht, die einst alles Inselnland in Wasser begraben habe, wie vom östlichen bis zum westlichen Strande einst ein breites, wüstes, hasenloses Meer gefluthet habe.

Aber die Fluthen sanken; empor stiegen die Töchter des Meers, Delos als die erstgeborene, die nach altem Dichterworte zitternd vor Bangigkeit unter den Wellen verborgen lag; dann hoben die andern Schwestern nach einander die Häupter empor; da wurde auch die schönste Gruppe frei, das Inselpaar Naxos und Paros, beide so eng unter sich verbunden, daß man sie mit einem Namen Paronaxia umfaßt. Paros' edle schlanke Formen scheinen schon aus der Ferne den köstlichen Inhalt seiner Berge zu bezeugen. Welch eine Welt von Tempeln und Bildwerken ist aus ihrem Schoße hervorgegangen, und heute noch glänzen ihre unterirdischen Höhlengänge bei Fackellichte wie die Festfäle eines weit verzweigten Feenpalastes; Paros ist reich an Quellen und geräumigen Höfen.

Naxos ist die größere und mächtigere Nachbarin; nach allen Seiten abgerundet, ohne tiefere Einschnitte steigt sie in massenhafter Erhebung aus dem Meere und hebt ihren breiten Gipfelberg stolz über alle Cycladen. Durch Umfang und Festigkeit zum Haupte der Schwesterinseln bestimmt, ist sie durch mannigfaltigen Segen der Natur nicht minder ausgezeichnet. Klein-Sicilien hieß sie bei den Alten wegen der Fülle an Korn, Wein und Del; auch heute noch ist Naxos ein Paradies im Vergleiche mit den umliegenden Inseln. Seine Gärten blühen in morgen-

ländischer Pracht, voll von Cedern, Granatbäumen, Mandeln, Orangen und allen edlen Früchten, welche die Naxioten bei Südwind brechen, in ihre Schiffe laden und in rascher Fahrt nach Constantinopel bringen, um der Reichen Tische damit zu schmücken. Immergrün sind die edlen Waldungen, die der Herbst mit mildem Regen anfrischt, und ehe man des Winters gewahr wird, verkünden die Orangendüfte, welche die Luft erfüllen, und die bunten Anemonen, die den Boden färben, daß der Frühling wieder da sei, und die Bienen schwärmen wieder um die mit duftigen Kräutern dicht bewachsenen Höhen. Reichen Fischfang giebt das Meer, die Berge hegen trefflichen Marmor, an der Südküste heudet man die einträglichen Schmirgelbrüche aus, vor Allem aber ist Naxos durch seinen köstlichen Wein berühmt, dessen edelste Gattung, der Wein von Aperanthos, hell wie Wasser der Quelle, aber voll Feuer und Geist, mit Recht den Namen des Nektar führt. Auf dem über 3000 Fuß hohen Berge Zia in der Mitte von Naxos sieht man zwei und zwanzig Inseln zu Füßen liegen und in der östlichen Ferne die Bergmassen Asiens in blassen Linien aufsteigen.

Eine an Größe, Festigkeit und Ergiebigkeit so hervorragende Insel mußte sich auch eine geschichtliche Bedeutung vor den Nachbarinseln erwerben, und darum sehen wir, daß so oft die Cykladen frei von überwältigenden Einflüssen des Auslandes sich entwickeln konnten, Naxos als die natürliche Führerin und Gebieterin vorantrat.

Das griechische Inselmeer war ein Tummelplatz wilder Fehden zwischen den räuberischen Stämmen, die dort ihr Wesen trieben. Die Rhönizier, welche zuerst in diesen Gewässern herrschten, Handelsfaktoreien anlegten und auf edle Metalle bauten, neben ihnen die Karer und Seleger, welche an den Küsten unstäte Wohnungen aufschlugen, trieben Schiffahrt zum Zwecke des Seeraubes; auf ihren Plünderungszügen schleppten sie Güter und wehrlose Menschen aus dem flachen Lande fort; nur mit bewaffneter Schaar konnte man Gut und Freiheit wahren.

Da kam das erste Licht der Cultur von der mächtigen Insel, welche die südlichen Zugänge des ägäischen Meeres beherrscht.

Ihr hohes Gebirge ist von Lakonien aus sichtbar, wie von den Vorsprüngen des asiatischen Gestades, ihre Häfen sind nach allen Weltgegenden geöffnet, die Insel selbst wie ein kleines Festland mit Allem versehen, dessen es zur Meeresherrschaft bedurfte; darum ist Kreta die erste Königin des Archipelagus und Minos der erste Heros des Meers. Er ist der älteste hellenische Sagenkönig, der alle neun Jahre in die heilige Grotte des Zeus hinaufsteigt, um von ihm Gesetze zu empfangen; an seinen Namen knüpften die Hellenen das Andenken des ersten Siegs, den Sitte und Recht über die rohen Leidenschaften ungezügelter Selbstjucht erstritten hat; durch seine Flotten regelte er das Seewesen, sicherte den Verkehr und führte kretische Ansiedler auf die ihm gehorchenden Inseln. Seine Tochter Ariadne führt uns zuerst nach Naxos, wo sie, wie die ältern Dichter singen, dem goldlockigen Gotte Dionysos als unsterbliche Braut angetraut wurde. Ihr Liebesabenteuer mit Theseus ist eine spätere Erfindung der Dichter Athens, welche in dem übermüthigen Bewußtsein ihrer geistigen Ueberlegenheit alles Strahlende in den Kreis ihrer heimischen Sage hereinzuziehen wußten und selbst dem mächtigen Gotte ihren Landeshelden als den zuerst Begünstigten voranzustellen wagten. Die bildende Kunst dagegen, welche uns oft in größerer Ursprünglichkeit die Sagen des Volks darstellt, hat auch hier den religiösen Charakter fester gehalten; Theseus tritt zurück vor dem übermächtigen Nebenbuhler, und Ariadne erscheint auf unzähligen Denkmälern als die selige Braut des Dionysos und als Schauplatz der Feier das glückliche Naxos. Auf ihren wiederkehrenden Festen begleitete man in lebhaftem Mitgeföhle den Wechsel der umgebenden Natur, in lautem Jubel bald den reichen Segen des Weinstocks und der Herbstfrüchte verkündend, bald in ebenso leidenschaftlichen Klagen das natürliche Verblühen und Absterben.

Auch der höchste Gott ist im natürlichen Werden mit eingegriffen; aus einem hilflosen Säuglinge wird Zeus zum Herrn der Natur. Auch diese Verehrung des Zeus theilten die Naxier mit Kreta, und auf der Höhe ihres Berges, dessen Name noch von dem alten Gottesdienste zeugt, sieht man die heimlichtiefe

Grotte, wo der Götternabe versteckt und genährt sein sollte, und nahe dem Gipfel liest man in verwitterten Zügen eine Felsinschrift, welche die Grenzen eines Heiligthums des die Heerden segnenden Zeus bestimmt.

Das sind die uralten Cultusverbindungen, welche Karos mit den Göttern Kretas und seiner meerbeherrschenden Königsfamilie verknüpft; sonst sank jene Zeit ins Dunkel zurück; das ägäische Meer wurde wieder der Fehdeplatz gewaltthätiger Freibeuter, wie uns die homerischen Gedichte es schildern, und keine Brücke führt uns aus der Sage in die geschichtliche Zeit hinüber, die wie etwas ganz Neues und von einer ganz anderen Seite her eintritt.

Wald nachdem der Heerbann von Troja zurückgekehrt war, fielen die Fürstenthümer der achäischen Helden; neue lebenskräftige Stämme des hellenischen Volks stiegen von den Bergen herunter, ein neues Leben wurde wach durch alle Theile des Landes, ein Drängen und Wandern, das erst in zahlreichen Gründungen neuer Städte und Staaten seine Beruhigung fand. Die Jonier, welche das stadtreiche Gestade des korinthischen Meerbusens bewohnten, wurden durch die aus dem Süden des Peloponnes fliehenden Achäer überwältigt und zogen zu ihren Stammbrüdern nach Attika. Das felsige Ländchen konnte nicht das ganze Volk beherbergen; einem überwallenden Strome gleich ergoß sich die Menge zu weiterem Zuge; in ihre Schiffe trugen sie die Bilder ihrer Götter und eine Flamme des heiligen Feuers, das auf dem Herde der Stadt, im Prytaneum von Athen, brannte; so steuerten sie, geleitet von göttlichen Verheißungen, welche dem Stamme des Jon die jenseitigen Küsten versprochen hatten, in das Inselmeer hinaus. Die Barbaren entwichen in die innern Gebirge, die Auswanderer vertheilten sich an der Küste in zahlreichen Niederlassungen und gründeten inmitten verwandter Stämme ein Neu-Jonien.

Während die dorischen Griechen überall, wo sie Staaten gründeten, in abgeschlossener Stammsitte und strenger Form die Entwicklung zu regeln und auf Kosten individueller Freiheit den Plan des Ganzen zu verwirklichen suchten, so waren dagegen

die Jonier ein bewegliches, nach außen thätiges, in der vollen Gegenwart lebendes, weltfluges Volk, nach allen Seiten offen und empfänglich, voll angeborener Liebe zur Mittheilung; sie huldigten in freier Unbefangenheit jedem Schönen, hielten jedes Band, so lange es gefiel, und gleich wie im ionischen Tempelbaue sich die einzelnen Glieder zu selbständiger Freiheit entwickelten, so war auch der Organismus ihrer Staaten und Städte der Art, daß er eine möglichst große Mannigfaltigkeit im Einzelnen gestattete.

Das ist ionisches Leben, und da dies sich überall üppig erhob, wo es mit dem Meere in Berührung kam, wie fröhlich mußte es hier sich entfalten auf dem inselreichen Meere, an den hafereich ausgezackten Küsten, unter dem milderen Himmel, von allem Segen der Natur umgeben! Gegen Abend das attische Mutterland, gegen Morgen das Gestade Asiens, wo sich auf einer Küstenstrecke von vierzehn Meilen eine Reihe von zwölf blühenden Handelsstädten erhob — so lagen nun die Inseln zwischen befreundeten Küsten als die lebendigen Glieder ununterbrochenen Seeverkehrs, welcher die Ueberfülle asiatischer Natur den Griechen aufschloß. Wie in der älteren Zeit auf dieser Straße die Cultur der edleren Fruchtbäume, die Kunde der phönizischen Buchstabenschrift, babylonisches Maß und Gewicht und alle Kunstfertigkeiten des Morgenlandes herübergewandert waren, so wurden die Inseln jetzt in noch höherem Grade die Vermittler der griechischen Cultur, welche in Asien der des Mutterlandes voraneilte. Das geflügelte Wort der Poesie, die Kunst der Rede, die ersten Forschungen des selbstbewußten Gedankens, Himmels- und Erdkunde, alle Erfindungen und Fortschritte, welche in den reichen Seestädten Kleasiens reiften, wurden wie in einer ununterbrochenen Kette nach Europa hinübergetragen.

Die uralte, feindselige Trennung zwischen Asien und Europa schien auf immer vernichtet; so weit das Auge von Gestade zu Gestade hinüberblicken konnte, hörte man dieselben Gesänge des Homer und die Lieder des Anakreon, verehrte gleiche Götter und Heroen und huldigte gleicher Stammsitte.

Wie sehr in jener, der glücklichsten Zeit dieses Meers alles Inselland mit menschlichem Leben durchdrungen worden sei, erkennt der Reisende aus den weitverbreiteten Spuren desselben. Felsklippen, auf denen Ziegen- und Schafherden kaum für Monate ihr Futter finden, tragen Mauerreste von Städten und Burgen; wo wegen Mangel an Quellen Bewohnung und Anbau unmöglich scheinen, sieht man, wie Haus bei Haus weite Cisternen im kühlen Felschooße das Wasser sammeln; auf kleinen Inseln, welche wie Keos jetzt ein einziges Städtchen nothdürftig nähren, bestanden vier Städte, jede mit eigenem Hafen, mit eigener Münzfütte und eigener Verfassung, und während sich jetzt alle Cultur auf die fruchtbarsten Tiefthäler zusammengezogen hat, welche für geringe Mühe sechs bis sieben reiche Ernten nach einander geben, sieht man die Terrassen, welche der alte Landmann haute und mit Saathoden bedeckte, auf allen Inseln bis an die Gipfel der Berge hinansteigen.

Wie die asiatischen Jonier sich um den Tempel des Poseidon, welcher auf dem Vorgebirge Mytale erbaut wurde, als Stammbrüder vereinigten, so trat unter den Inseln als religiöser Mittelpunkt Delos hervor. Denn das ist eine Eigenthümlichkeit des hellenischen Geistes, welche unserer christlichen Anschauung nahe verwandt ist, daß er es liebt, das natürlich Kleine und Unansehnliche groß und bedeutsam zu machen. So ist es diese dürftige, wüste Felsklippe, die kleinste und niedrigste der bewohnbaren Inseln, auf welcher Leto unter dem Dache einer Palme ihre göttlichen Zwillingskinder gebar.

Dadurch ward Delos die heilige Insel, ein auf dem Meeresboden gegründeter Altar des Apollon, stets von Weihrauch und Hymnen umgeben, zu dem aus fernem Norden die Hekatomben jährlicher Festgaben gebracht wurden, und in jedem fünften Jahre war dort das große Frühlingsfest, zu welchem die Verehrer des Apollon von allen ionischen Küsten mit Frauen und Kindern wallfahreteten. Dem delischen Apollon kam der Zehnte zu von allem Ertrage der Inseln, und als die Siphnier einst dies veräußert hatten, trat die Meerfluth in die Gruben ihrer Kupfer- und Goldbergwerke, und der Wohlstand der Insel war durch den Born des vernachlässigten Gottes vernichtet.

Nun schien es dem frommen Auge der Griechen, als ob sich um das kleine Felseliland die hohen, stolzen Inseln alle zur Huldbigung und zum Festreigen versammelten, und sie nannten sie, seit sie ihren Mittelpunkt gefunden, die Kreisinseln oder Cycladen. Wie es zwölf ionische Städte gab am korinthischen Golfe, und eben so viele Bundesstädte in Attika und später in Kleinasien, so blieben auch auf dem Meere die Jonier ihrer heiligen Zwölfzahl getreu, und daher stammt der in mündlicher Ueberlieferung bis in unsere Zeit forterhaltene Gruppenname: Dodekanesos, die Zwölfinsel.

Während so die kleinste der Inseln durch den Cultus Bedeutung und Weihe erhielt, erwarb sich die größte derselben nach und nach eine vorwiegende politische Bedeutung, und ihre Geschichte gewann durch eine merkwürdige Verkettung auf alle Nachbarländer den größten Einfluß.

Der Staat der Naxier wurde Anfangs von den Geschlechtern geleitet, deren Mitglieder die Gründer desselben gewesen waren. Aus der Mutterstadt brachten sie die Ansprüche der Edelgeburt mit; sie wohnten in der Stadt zusammen und besaßen umher die besten Aecker und Weinberge; so lange also auf dem Grundbesitze Wohlstand und bürgerliches Ansehen beruhte, machte man ihnen das Recht der Regierung nicht streitig. Als aber in Folge der Wanderungen der lebendige Verkehr das Geld in Umlauf brachte und der Handel anfang die gewerbtreibenden Classen zu bereichern, erwachte unter diesen ein Selbstgefühl, das sich gegen die Vorrechte der Grundbesitzer auflehnte.

Bald fanden sich, um die Masse des Volks zu energischem Entschlusse zu vereinigen, Männer von Geist und Kraft; sie wußten die gegebenen Verhältnisse zu benutzen, dem Volke sein Streben klar zu machen, sich selbst gegen wirkliche oder erdichtete Nachstellungen ein bewaffnetes Geleit zu verschaffen, damit die Stadtburg zu besetzen — so entstand bei großer Verschiedenheit im Einzelnen, im Wesentlichen mit durchgreifender Analogie um dieselbe Zeit in den meisten griechischen Staaten die aus dem Volke hervorgegangene Gewaltherrschaft oder Tyrannis.

In Naxos war einer der reichsten Landbesitzer Telestagoras,

so angesehen und beliebt beim Volke, daß man ihm, was er täglich bedurfte, freiwillig ins Haus brachte, und wenn aus der Stadt von den Edeln einige herabkamen, um mit den Landleuten und Fischern zu handeln und nicht den vollen Preis geben wollten, so war es bei jenen zur sprichwörtlichen Rede geworden: Ei, da geben wir es lieber unserm Telestagoras umsonst, als wir euch es verkaufen! Das verdroß die jungen Edelleute, und als Einigen von ihnen bei solcher Gelegenheit einmal ein seltner Fisch entgangen war, vergaßen sie sich im Rausche so weit, den Telestagoras, der sie gastlich aufnahm, und seine Töchter zu mißhandeln. Das empörte Volk griff zu den Waffen, und das war, wie Aristoteles berichtet, welcher die innere Entwicklung aller hellenischen Staaten mit unermüdlcher Sorgfalt verfolgt hat, der erste Ausbruch naxischer Bürgerkriege, welche die Geschlechter vom Regimente entfernen, den Volksführern die Bahn der Ehren abschließen und auf den Gang der alten Weltgeschichte einen wesentlichen Einfluß üben sollten.

Als Pisistratos zum dritten Male in Athen einzog, zeichnete sich unter seinem ritterlichen Gefolge ein Jonier, Lygdamis, aus, welcher mit einer Freischaar von Naxiern dem Tyrannen von Athen zu Hülfe gekommen war. Es war keine uneigennütige Freundschaft, welche ihn dazu antrieb. Längst hatte er zu seiner eigenen Erhebung die Gelegenheit herankommen sehen; jetzt führte er das Volk zum Kampfe gegen die Grundbesitzer, welche in der Person des Telestagoras das Gastrecht so frech verletzt hatten, und als der Kampf schwankte, kam Pisistratos mit attischen Schiffen und half seinem Bundesgenossen nach Vertreibung der Gegner zur Unterwerfung der Insel. Von der naxischen Burg aus herrschte nun Lygdamis mächtig im ägäischen Meere; er verwahrte an seinem Hofe die Geiseln, welche Pisistratos sich von den vornehmen Athenern hatte stellen lassen, und durch seinen Zuzug verhalf Lygdamis dem Polykrates zur Herrschaft in Samos.

Doch mochten auch diese Gewaltherrscher noch so fest zusammenhalten, mochten sie für den Glanz ihrer Staaten, für das materielle und geistige Wohl ihrer Mitbürger noch so thätig sein, so waren ihre Fürstenthümer doch von kurzer Dauer; sie bil-

beten nur den Uebergang aus der streng geschlossenen Geschlechterherrschaft zu freieren Verfassungen. Die Spartaner, welche eher als die Nachbarkämme aus innern Unruhen zu einer festen Staatsordnung gelangt waren, traten als die unermüdeten Vorkämpfer der alten Aristokratieen auf, stets bereit die Sache der vertriebenen Geschlechter zu vertreten. Sie stützten mit Heeresmacht wie die Pisistratiden, so auch ihren Genossen Lygdamis und setzten die reichen Grundbesitzer, die „Fetten“, wie der Volkswitz sie nannte, wieder ein, deren Güter inzwischen versteigert und deren Weihgeschenke in den Werkstätten der Bildhauer und Erzgießer unvollendet zurückgelassen, zum Theil von Andern vollendet und unter fremden Namen den Göttern aufgestellt worden waren.

Solche Interventionen konnten aber auch nicht segensreich wirken; die Stände waren zu erbittert gegen einander, zu viel Schuld auf beiden Seiten; die Heimgeführten wurden doppelt gehaßt. Ein neuer Aufstand bricht aus und bald irren die Reichen von Neuem heimathlos in der Fremde umher. Diesmal suchten sie einen näheren und wirksameren Schutz, freilich auch um einen höheren Preis.

Die ionischen Städte des Festlandes und die vorliegenden Küsteninseln hatten sich nicht wie die durch einen breiten Meerfund geschützten Cycladen vor den überfluthenden Landmächten Asiens behaupten können; erst von Crösus, dann von Cyrus unterworfen, wurden sie von Fürsten regiert, die der persische Großkönig bestätigte; in ihren inneren Angelegenheiten sich selbst überlassen, waren sie gewissermaßen freie Reichsstädte der großen Monarchie.

Nach Milet, der mächtigsten der ionischen Städte, wandten sich die vertriebenen Naxier, und Aristagoras, welcher dort die Gewalt hatte, ging mit lebendiger Theilnahme auf ihr Begehren ein. Die hellenischen Inseln, welche in stolzer Freiheit seiner Küste so nahe lagen, waren ihm längst ein Dorn im Auge; glänzende Aussichten eröffneten sich seinem Ehrgeize; von Milet aus unter seinem Banner sollte das stolze Haupt der Cycladen gedemüthigt werden. Gerne hörte er den Verbannten zu, wenn sie von der Fruchtbarkeit ihrer Insel, die damals über 100,000

Menschen nährte, von dem Reichthume an Sklaven und Heerden, von den stattlichen Ruderschiffen und den glänzenden Tempeln erzählten; denn in den Marmorarbeiten wie im Schiffbau waren die Naxier Meister. Aristagoras erkannte, wie nach dem Falle von Naxos die Unterwerfung der übrigen Inseln ein Leichtes sein würde; schon sah er in seinem Geiste Milet als die gebietende Hauptstadt der Cykladen und sich als ihren ruhmgekrönten Eroberer. Doch auch die milesischen Streitkräfte schienen noch zu gering, um mit sicherer Siegeshoffnung die mächtige Insel anzugreifen; er zog den Satrapen von Sardes ins Bündniß, bald waren die hundert milesischen Schiffe durch Unterstützung der andern Städte verdoppelt, und im Frühjahr 499 v. Chr. steuerte die erste Perserflotte in das griechische Meer hinaus.

Indessen waren die Naxier in Folge eines Streits zwischen den Flottenführern gewarnt worden; die drohende Noth erweckte einen allgemeinen Eifer. Heerden und Vorräthe werden in die Hauptstadt gebracht, der Hafen gesperrt, die Festungswerke ausgebessert, der Kriegsdienst geordnet, und die Asiaten, welche auf die Vortheile einer Ueberraschung gerechnet hatten, müssen sich zu einer mühevollen Belagerung bequemen. Vier Monate liegen sie vor den steilen Felsufeln der Insel, ihre Vorräthe gehen zu Ende, die kreuzenden Schiffe der Griechen thun ihnen unaufhörlichen Abbruch, endlich müssen sie sich begnügen, den naxischen Flüchtlingen auf der Insel eine Feste zu erbauen; dann zieht mit Schimpf und Hohn die stolze Flotte von der Insel ab, und die Freiheit der Cykladen ist gerettet.

Die ganze Schmach des unglücklichen Unternehmens fällt nun auf das Haupt des Aristagoras. Er soll den persischen Behörden Rechenschaft geben, er soll die Kosten ersetzen; seine Würde, seine Ehre, sein Leben stehen auf dem Spiele, er sieht in seiner Bedrängniß nur einen verzweifeltsten Ausweg. Die reichen Handelsstädte Joniens hatten längst mit Widerwillen die Oberhoheit der Perser getragen; Aristagoras beschließt also, sie zu plötzlicher Erhebung aufzureizen, um in allgemeiner Verwirrung sich der persönlichen Bedrängniß zu entziehen. Anfangs gelingt Alles nach Wunsch. Doch bald zeigt es sich, daß der behagliche

Lebensgenuß in den üppigen Handelsstädten die hellenische Kraft verzehrt hatte; ihre Bundesflotte wird vor Milet getrennt und vernichtet. Nun wäre mit der Zerstörung der Stadt Milet und der neuen Unterwerfung der Küstenstädte der Kampf zu Ende gewesen, wenn nicht die Athener als Bundesgenossen der Auf-rührer sich theiligt und des Perserkönigs Rache hervorgerufen hätten. Sieben Jahre nach den letzten Bürgerkriegen auf Naxos zog die erste Perserflotte gegen Athen; es folgt der ganze weltgeschichtliche Kampf, welcher erst einen Abschluß erhielt, da Alexander der Große die hellenischen Götter durch Zerstörung der persischen Königsbauten rächte; eine Kette von Begebenheiten führt uns von der Gewaltthat naxischer Edelleute gegen Telestagoras bis zu den Trümmern von Persepolis.

Die Cycladen hatten sich von der Persermacht, welche im ersten Andrang sie unwiderstehlich überschwemmt und namentlich Naxos aus altem Grolle schwer heimgesucht hatte, rasch wieder gelöst. Naxos' Schiffe gingen bei Salamis zuerst zu den Griechen über; ein Schritt, dessen Kühnheit um so mehr anzuerkennen ist, weil diese Inseln immer zuerst der Barbaren Zorne preisgegeben waren. Aber diese Gesinnung erhielt nicht ihren gerechten Lohn: Athen wurde die Hauptstadt der Cycladen, wie Milet es zu werden versucht hatte; Athen mußte sie zu entwaffnen, um sie unter dem Titel der Bundesgenossenschaft zu beherrschen; der gemeinsame Bundesschatz wurde aus der Mitte der Inseln, von der heiligen Delos nach Athen gebracht, Naxos, die gefährlichste zuerst mit Waffengewalt unterjocht; die Inseln bildeten nun die Vorstädte der übermächtigen Stadt, wo sie ihre Gesetze erhielten, ihr Recht sich holten, und mit gebrochener Kraft mußten alle erfahren, wie vernichtend der Despotismus einer Republik sei.

Seitdem haben die Cycladen im Alterthume keine selbständige Entwicklung wieder gewinnen können; sie fielen immer als Beute dem meerbeherrschenden Staate zu. Nach dem Verfall der macedonischen Herrschaft verbreiteten die Ptolemäer hier ägyptischen Gottesdienst; in den Zeiten der römischen Bürgerkriege fiel Naxos auf kurze Zeit unter das harte Joch der

Rhodier, und ein Priester der Göttin Rhodos hatte den Vortritt bei den üppigen Festen des Serapis. Freilich bestand später noch lange ein Inselbündniß fort, an dem in wechselnder Anzahl die Städte der Cykladen Theil nahmen, doch war es ohne Bedeutung; das Meer war still, und aus der Stadt der Cäsaren schickte man nach Naxos und andern Inseln die Verbannten, welche in Abgeschiedenheit den Verlust der kaiserlichen Gnade betrauern sollten. Auch die Nähe der oströmischen Hauptstadt vermochte kein neues, selbständiges Leben auf den Inseln zu erwecken. Wohl blieben sie frei von den gewaltsamen Umwälzungen und Verheerungen, welche das griechische Festland durch die von Norden her einwandernden Haufen germanischer und slavischer Stämme erfuhren; aber die Jahrhunderte gingen an ihnen bedeutungslos vorüber, bis plötzlich die Stunde kam, da der schwere Schritt der fränkischen Ritter auf klassischem Boden erscholl. Da wurde es wieder lebendig im ägäischen Meere, und das Mittelalter gewann Gestalt im griechischen Morgenlande.

Der vierte Kreuzzug richtete sich unerwarteter Weise anstatt gegen die Feinde des Kreuzes wider den christlichen Kaiserthron in der Stadt des Constantinus; der blinde Dandolo führte Venedigs Flotte durch die Dardanellen, und die entnervten Byzantiner konnten dem geschlossenen Andrang der fränkischen Kreuzritter keinen Widerstand entgegenstellen; Palästina und das heilige Grab wurden über den unermesslichen Schätzen der üppigen Kaiserstadt vergessen. Nach dem Falle der Hauptstadt sahen sich die Venetianer, welche kaum die dalmatinischen Ufer hatten bezwingen können, auf einmal im Besitze einer großen, herrenlosen Ländermasse und suchten die Handelsvortheile, die sich ihnen darboten, nach Kräften auszubeuten. Nachdem sie also Candia erworben, um dadurch den Kiegel und Schlüsselstein des Archipelagus in Händen zu haben, richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Cykladen, welche, nach dem Fall von Byzanz eine Heerde ohne Hirten, des Eroberers warteten, unter der Geißel des Seeraubs seufzend.

Der Republik schien es unthunlich, ihre Kräfte durch unmittelbare Besitzergreifung und Einrichtung der zugefallenen

Länder zu zersplittern. Nach dem Vorgange des Kaisers Heinrich, welcher die fränkischen Ritter seines Hofes mit orientalischen Herrschaften belehnte, ließ also der Senat bekannt machen, wer immer von Bürgern der Stadt oder Schutzverwandten Lust und Kraft fühle, Inseln und Küstenplätze des griechischen Meeres innerhalb des der Republik zugesprochenen Gebiets zu erobern, der solle sie als erbliches Lehen mit allen Hoheitsrechten besitzen und regieren. So wurde Hellas im Dogensaale ausgeteilt, wie unter den Stuarts an englische Edelleute Herrschaften in der neuen Welt ausgetheilt wurden.

Wie ein Feuer ging der Aufruf durch die Paläste Venedigs. Die edle Jugend scharte sich zusammen; man warb Söldner, man rüstete Galeeren zu kühnen Ritterzügen, und bald zog eine Reihe stattlicher Geschwader mit lombardischen und venetianischen Edelleuten von den Lagunen aus, um drüben im ägäischen Meere Fürstenkronen zu gewinnen. Damals eroberte Dandolo die Stadt Gallipoli mit ihrem Gebiete, Andrea Gizi Tinos, Mykonos und die nördlichen Sporaden, Giustiniani Zea; Nabanò dalle Carceri unterwarf sich Negropont. Aber Alle übertraf an Klugheit, Thatkraft und Glück Marko aus dem hohen und reichen Geschlechte der Sanudo; er erkannte die Perle der Cycladen in Naxos, das damals wohl bevölkert und durch den Verkehr mit Byzanz in blühendem Wohlstande war. Als seine gewappneten Ritter in Botamides an das Land stiegen, entfloh das wehrlose Inselvolk schein in die Berge, nur ein fester Platz widerstand; in fünf Wochen war ganz Naxos unterworfen. An der Nordwestseite der Insel, auf dem Hügel der hellenischen Stadt, oberhalb der griechischen Wohnungen, erhob sich nun mit starken Thürmen das Schloß des neuen Fürsten, der Hafen wurde für seine Kriegsgaleeren eingerichtet, eine Cathedrale für den Bischof und sein Capitel erbaut, das beste Land an das fürstliche Gefolge ausgetheilt, das einen stattlichen Adel bildete, und viele feste Abenteurer strömten aus dem Abendlande nach, um am Hofe des tapfern und klugen Fürsten ihr Glück zu machen.

Marko, im Innern wohl befestigt, erkannte bald, daß seine Insel erst in Verbindung mit den umliegenden Bedeutung er-

langen könnte; er gewann vor Allem die Insel Naxos, die unentbehrliche Ergänzung des hasenlosen Naxos, und eroberte dann ohne Mühe Antiparos, Siphnos, Kimolos, Milos, Polykandro, Rio, Santorin, Anaphi, wo er Statthalter und Besatzungen zurückließ und Mittel genug fand, die eingewanderten Ritter nach Maßgabe der gewährten Hilfe mit Land und Leuten zu belehnen. So trat Naxos wieder, wie zur Zeit des blühenden Jonierbunds, als eine Fürstin des Inselmeers hervor. Durch Kaiser Heinrich wurde Sanudo zum Reichsfürsten des lateinischen Kaiserthums und zum Herzoge des ägäischen Meers erhoben. Seine Nachfolger erweiterten die herzogliche Burg, und ihr Hafen füllte sich mit wohlbemannten Galeeren, welche dem Kaiserthron eine wichtige Stütze wurden. In Morea hatte zu derselben Zeit Champlitte, Graf von Champagne, ein Reich gegründet, welches auf das Geschlecht der Billehardouins überging und die Oberhoheit über die Zwölfinseln und die anderen kleinen fränkischen Herrschaften vom Kaiser Robert von Courtenay erwarb. Athen war die Residenz der burgundischen Herzöge de la Roche, welche Attika und Böotien zu einem Fürstenthume vereinigt hatten; in Thessalien waltete das hohe Geschlecht der Montferrats, in Byzanz leuchtete noch der kurze Schimmer des lateinischen Kaiserthrons, auf den Inseln umher wohnten in hohen Felschlöffern befreundete Rittergeschlechter, die zu Hochzeiten und Turnierfesten bald hier, bald dort zusammenkamen. Die reiche Natur an der Schwelle des Morgenlandes, der heitere Himmel, unter den man aus der trüben Luft der Lagunen versetzt war, der Malvasierwein, der von diesen Inseln aus ins Abendland verschifft wurde, belebte die ritterlichen Feste; wo einst die Lieder der Sappho gedichtet und gesungen wurden, zogen die Troubadours umher mit provençalischen und italienischen Liedern; aus dem abenteuerlichen Zusammenleben italienischer, spanischer, französischer Edelleute bildete sich eine eigenthümliche romanische Mischsprache des fränkischen Orients. Der gemeinsame Cultus, die gleichen Gesetze der Ehre und Zucht, die man beschworen hatte, die von Jerusalem ausgegangene Lebensgesetzgebung hielt die großen und kleinen abendländischen Colonieen zusammen.

Endlich war Allen gemeinsam die schroffe Absperrung gegen das eingeborne Volk. Gleichgültig hatten die Ritter den ehrwürdigen Boden des Alterthums betreten; Athen und Sparta besetzten sie wie unbekannte Städte, und verschmähten jede Annäherung an das charakterlose, weichliche Volk, welches ihnen den Sieg so leicht gemacht hatte; sie empfangen nicht und gaben nicht, und darum konnte kein Segen aus dieser äußerlichen Berührung der Völker erblühen.

Indessen sollte sich die Lage der fränkischen Lehnsherrschaften in den griechischen Gewässern bald sehr verändern. Ihr gemeinsamer Bannerherr, der lateinische Kaiser, war bald auf die Ringmauer seiner Hauptstadt beschränkt; 57 Jahre nach seines Reichs Gründung irrte der letzte Kaiser auf den Inseln seiner Vasallen umher und lebte endlich zu Viterbo von den Almosen des päpstlichen Stuhls. Das Herzogthum Naxos war inzwischen durch die Verwaltung dreier Sanudos zu fest gesichert, als daß die neuen griechischen Kaiser, die Paläologen, auch nur Versuche zum Umsturze desselben gewagt hätten; sie begnügten sich Saath der Zwietracht auszustreuen, um die Mächte, deren Vereinigung ihr Verderben gewesen wäre, zu trennen; sie begünstigten Genua und schürten emsig das Feuer des Kampfes, in welchem die Kraft der beiden Seerepubliken sich langsam aufzehrte.

Das Herzogthum Naxos, bei starrer Lehnsverfassung in sich ohne lebendige Fortentwicklung, erhielt von Außen eine ganz neue Stellung, als die Türken anfangen das griechische Meer mit Schrecken zu erfüllen. Da wurden die naxischen Fürsten wider Willen noch zu Kreuzrittern, da galt es die mühelos gewonnenen Fürstentronen mit Blut zu vertheidigen; denn plötzlich sahen sie sich den Ungläubigen, welche, wie einst die Perser, gegen die Küsten Europas vordrangen, gegenüber als Vorposten der abendländischen Christenheit; sie erkannten die Gefahren, aber auch die Verpflichtungen, welche ihre Lage ihnen auflegte und mußten ihren neuen Beruf würdig aufzufassen.

Vorzüglich war es der achte Herzog Nikolo Sanudo mit dem Beinamen Spezzabanda, der um das Jahr 1330 den Archipelagus mit dem Ruhme seiner Thaten erfüllte; die Türken wagten

nicht mehr, die sichersten Häfen Asiens zu verlassen, bis endlich der Held, da er in gewohnter Todesverachtung auf ein feindliches Schiff sprang, ehe die Seinigen nachkommen konnten, umringt und getödtet wurde. Sein Stieffohn Nicolo dalle Carceri ward auf einer Jagd heimtückisch ermordet durch einen mit dem Hause Sanudo durch Heirath verbundenen Edelmann griechischer Herkunft, der von Milos herübergekommen war und am naxischen Hofe gastliche Aufnahme gefunden hatte. Francesco Crispo war es, der durch Treubruch und tödtlichen Mord sein Geschlecht auf den herzoglichen Thron brachte, den die Sanudos mit ritterlichem Sinne gegründet und über anderthalb Jahrhunderte behauptet hatten.

Und doch schien die Herzogswürde im Archipelagus kaum noch ein beneidenswerther Besitz. Alle gemeinsamen Unternehmungen mißlangen, die fränkische Macht rieb sich auf in unseligen Fehden, statt sich gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen. Man gab Gallipoli preis, die Schlüsselburg des Hellespontes, den Stapelplatz des Seehandels; trotz aller einzelnen ritterlichen Großthaten breitete sich die Türkenmacht eben so unaufhaltsam aus, wie die der Franken im Sinken war, und als endlich Constantinopel fiel, da suchte der Herzog von Naxos, der dreizehnte dieses Titels, welcher grade in demselben Jahre den Thron bestieg, schon die Anerkennung der Pforte nach.

Man beobachtete von nun an die Politik der schlauen und demüthigen Vorsicht auf Antrieb der Venetianer, welche für ihren levantischen Handel besorgt waren und, wie alle Handelsstaaten, inmitten der blutigen Welthändel eine neutrale Stellung zu behaupten suchten. Selbst die Ritter von Rhodos wagte Crispo nicht gegen die Türken zu unterstützen und begnügte sich über das Mißlingen der ersten Belagerung (1480) bei Gelegenheit der Vermählung einer Prinzessin seines Hauses mit Ludovico Pisani seine und der Seinigen Freude durch monatlange Feste zu bezeugen, zu denen die Fürsten und Ritter des ägäischen Meers auf dem herzoglichen Schlosse von Naxos zusammenkamen. Doch sollte die Siegesfreude nicht von zu langer Dauer sein. Soliman sammelte eine neue Flotte gegen Rhodos; das

letzte starke Bollwerk des Christenthums fiel, der ganze Archipelagus war in den Händen der Ungläubigen, sie konnten zugreifen, wann sie wollten; die Cykladen waren den Türken preis gegeben, wie einst der übermächtigen Perserflotte. Umsonst weist man das Ansfinnen des Großmeisters Williers de l'Isle Adam zurück, welcher Naxos zum Ordenssitz machen wollte, umsonst beobachtet man die ängstlichste Neutralität. Eines nichtigen Vorwandes wegen erscheint 1537 Chaireddin Barbarossa, Solimans gefürchteter Seeheld, in den Gewässern von Naxos. Johann Crispo, der zwanzigste Herzog, sieht die Flotte im Hafen anlegen, er eilt von der Burg herab mit den Schlüsseln der Thore und reichen Geschenken, er wird ehrenvoll empfangen, aber auf der Flotte zurückgehalten, und während dreier Tage muß der unglückliche Fürst vom Bord des feindlichen Admiralschiffs zusehen, wie die Stadt geplündert und sein Schloß von den Türken abgetragen wird; dann erhält er als Tributär der Pforte seine Freiheit und sein Scheinherzogthum zurück. In einem ausführlichen Schreiben an Papst Paul III. und die Fürsten der Christenheit rechtfertigt sich Crispo über das Geschehene.

Da keine Hülfsmittel, schreibt er, zum Widerstande gegen eine so große Wuth der Barbaren vorhanden waren, da von euch, wie billig gewesen, kein Heer, keine Flotte zur Unterstützung erschien, da wir Alles voll Schrecken und Verwirrung sahen, haben wir endlich der Noth weichend, welcher Niemand widerstehen kann, die sehr unwürdigen und ungerechten Bedingungen angenommen in der Ueberzeugung, daß es mehr zu Frommen der Christenheit sein würde, wenn man das zahlreiche Volk unserer Insel auf bessere Tage erhielte (o möchten die noch zu meiner Lebenszeit anbrechen!), als wenn ich zu keinem Nutzen mich und die Meinigen in Tod und Sklaverei gäbe. Durch diese Gründe angetrieben, welche auch den Tapfersten unter euch zu demselben Schritte gezwungen haben würden, habe ich mich dem muhamedanischen Tyrannen am 12. November ergeben und mich verpflichtet fünftausend Goldstücke als Tribut jährlich zu entrichten, und wenn auch diese Summe in meinen und meiner Bürger Augen zu groß ist für einen armen Herzog und ein geringes

Fürstenthum, werde ich sie doch gewissenhaft zahlen. Freilich weiß ich wohl, daß, wenn nicht unser Erlöser selbst Hülfe schafft und nach Beilegung eurer Streitigkeiten euch zu einem Kriegsbunde vereinigt wider den übermächtigen und fast unsiegbaren Feind, daß es mir dann gehen wird, wie vor achtzig Jahren Constantinus dem letzten Kaiser der Griechen, welcher kampfmüde und entkräftet alle Bedingungen des mit Amurat geschlossenen Friedens treulich erfüllte und dennoch gegen alles menschliche und göttliche Recht, von Mahomed dem Sohne Amurats, acht Jahre nach dem Friedensschlusse entthront, vertrieben und getödtet worden ist. Wohl an darum ihr Fürsten, merkt auf und seid wach, so lange eure Sachen noch gut stehn, so lange fremde Noth euch warnen kann! Verlaßt euch selbst nicht, damit nicht, wenn der Feind euch einzeln angreift, wie er es vor hat im Vertrauen auf eure Uneinigkeit, ihr einst dasselbe Schicksal erleidet, dem ich jetzt erlegen bin. Erwacht aus eurer Unthätigkeit, greift zu den Waffen, fällt in die türkischen Provinzen ein, so lange den Feind die Perserkriege beschäftigen; euch ruft der Heiland selbst, euch ruft die schwer bedrängte Christenheit!

Doch wer achtete im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland oder Frankreich auf die Fürsten des griechischen Archipelagus! Spurlos verklang ihre Klage, ihr verzweifelter Hülferuf. Sie waren vergessene Vorposten mitten im Feindesland, auf die nichtige Kraft ihres eignen zersplitterten und verarmten Fürstenthums angewiesen. Herzog Johann starb ums Jahr 1564, nachdem er noch seine Tochter Maria an einen Sommariva verheirathet und ihr Gea und Mykonos als Mitgift gegeben hatte. Sein Sohn Giacomo saß in dem geplünderten Herzogspalaste, ohne Geld, ohne Schiffe, von Außen bedroht, von seinen Unterthanen gehaßt und verachtet. Auch hatte er nicht die Kraft, irgend eine Besserung seines Zustandes zu versuchen; sondern sein Unglück in Betäubung zu vergessen, überließ er sich mit den Hofleuten und Geistlichen, die ihm geblieben waren, eiteln Vergnügungen, wilden Ausschweifungen und Grausamkeiten; auf allen seinen Inseln herrschte die größte Verwirrung, alle Ordnung war aufgelöst. Endlich schieden seine

griechischen Unterthanen, solcher Regierung müde, an Selim II., um sich über ihren Herzog zu beschweren. Dieser reist eilig ihren Abgesandten nach, um mit dem Reste seiner Schätze die Osmanen zu gewinnen. Umsonst, der Unglückliche wird festgenommen und ins Gefängniß geworfen. Der Sultan ist so gnädig die Naxioten unter seinen unmittelbaren Schutz zu nehmen, und er, der muhamedanische Kaiser, giebt den griechischen Christen anstatt des römisch-katholischen Herzogs einen jüdischen. Joseph Nach war Hofjude der Pforte und Selims mächtiger Günstling, der als Gläubiger des allerchristlichsten Königs französische Schiffe in Alexandrien konnte anhalten lassen, an den die österreichischen Nuntien eigenhändige Schreiben ihres Kaisers überbrachten, der Nothschild seines Jahrhunderts, der auf Krieg und Frieden eine Zeit lang entscheidenden Einfluß hatte. Diesen Juden befehnte Selim mit der Insel der Ariadne und dem von Kreuzrittern gegründeten Herzogthume des ägäischen Meers (1566). Die Griechen protestiren, sie wollen lieber den Crispo zurück haben, umsonst. Giacomo Crispo, der 21ste in der Folge der christlichen Herzöge von Naxos, mußte sich glücklich preisen aus der Gefangenschaft zu entkommen; Venedig nahm die flüchtige Fürstefamilie mit Theilnahme auf und gewährte ihr einen sorgenfreien Unterhalt; Giacomo starb bald in Trauer um sein sonniges Inselreich.

Inzwischen getraute sich der neue israelitische Herzog nicht, selbst den klassischen Boden seines Reichs zu betreten, sondern ernannte von seinem Palaste in Pera aus zu seinem Stellvertreter einen spanischen Edelmann von großem Verdienste, Francesco Coronello. Nach des Herzogs Tode wurde Naxos unmittelbar von der Pforte regiert, so wie die anderen Cycladen, deren souveräne Fürstenthümer um dieselbe Zeit eingingen. Der glorreiche Sieg bei Lepanto hatte keinen dauernden Einfluß auf das Schicksal der Inseln, die Pforte blieb in ihrem ruhigen Besitze; Tinos allein kehrte auf fast zweihundert Jahre unter Venedigs Oberhoheit zurück. Die Reste des fränkischen Adels zogen sich auf Naxos zusammen, und nur das hatten die Inseln den Erfolgen christlicher Waffen und besonders der Tapferkeit

der Malteserritter zu verdanken, daß man es vorzog sie aus der Ferne zu regieren. Sie erfreuten sich einer leidlichen Unabhängigkeit, wie vor Zeiten die hellenischen Städte in dem lockern Verbande des persischen Reichs; man hatte nur dem Capudanpasha auf seiner jährlichen Rundreise die bestimmte Summe des Tributs zu entrichten, deren Vertheilung und Erhebung man einheimischen Beamten überließ. Wenn zu Zeiten noch die Flotte Venedigs im Inselmeere wieder eine kurze Herrschaft gewann, so hatten die Inselaner nichts davon, als die Verpflichtung doppelter Zahlungen und eine steigende Verarmung, bis endlich die Eroberung Candias (1669) den Türken die unbestrittene Herrschaft des ägäischen Meers verschaffte.

Wohl lockte die Schönheit der Cycladen, die Sorglosigkeit der Pforte, die Schwäche ihrer Seemacht noch mehrmals fränkische Abenteurer in den Archipelagus, welche mit gleichem Glücke, wie einst die Sanudos, dort Herrschaften gründen zu können wähten. Im Jahre 1673 segelte der Marquis de Fleury mit zwei Kriegsschiffen aus Marseille, um Naxos zu erobern. Er lag im Hafen von Paros und hatte schon mit den Naxiern geheime Verbindungen angeknüpft, als ein Geschwader der Republik Venedig, welche — so hatten die Verhältnisse sich umgekehrt — jetzt verpflichtet war, durch ihre Flotte den Ungläubigen den ruhigen Besitz des Meers zu sichern, die Kriegspläne des kühnen Ritters vereitelte. Er wurde Freibeuter, um sich für seine Kosten zu entschädigen, scheiterte auf Paros, wurde daselbst gefangen genommen, in Venedig vor Gericht gestellt und nur auf die Vorstellung seines Gönners, des Herzogs von Savoyen, von einem schmachvollen Tode errettet.

Wenige Jahre nach dem Marquis de Fleury unternahm ein tapferer Edelmann aus der Provence, Hugo von Creveliers, mit glänzenderem Erfolge einen Ritterzug in das ägäische Meer. Von seinem zwölften Jahre an hatte er in der Levante sich umhergetrieben, die traurige Lage der Griechen, die Ohnmacht der Türken aus eigener Anschauung kennen gelernt. Im Vertrauen auf seine Heldenkraft und die trügerischen Vorspiegelungen der Griechen, rüstete er von dem erworbenen Gelde ein Geschwader aus, um die Befreiung der Halbinsel Morea mit Belagerung

einer Festung in der Maina zu beginnen. Von den Mainoten selbst in Stich gelassen, ging er in den Archipelagus. Paros ward sein Standquartier; von dort brandschatzte er die türkischen Inseln, eroberte Petra auf Mitylene. Zwanzig Schiffe, mit Italienern, Griechen, Slavoniern bemannt, gehorchten seinen Befehlen; Jahre lang beherrschte er wie ein Fürst die Inseln, welche regelmäßigen Tribut zahlten, bis ihn von unerwarteter Seite das Verhängniß ereilte. Er lag 1678 im Hafen von Stampali, um eine von Alexandria nach Constantinopel bestimmte Caravane zu erwarten. Ein Savoyarde, den er von früher Kindheit in Diensten hatte, mißbrauchte, durch einen Schlag gereizt, das Vertrauen seines Herrn, legte Feuer an die Pulverkammer des Hauptschiffes, ging dann ans Ufer, und während Crebelliers mit seinen Officieren Rath hält, springt sein Schiff an einem Octoberabende in die Luft; zweihundert Menschen gehn dabei verloren, und des Häuptlings halbverbrannte Leiche spülen die schäumenden Wellen an das Ufer. Die Türken jubelten wie über einen großen Sieg.

Diese Nachzügler des Mittelalters kamen zu spät mit ihren kühnen Unternehmungen; was ihnen zwei Jahrhunderte früher Fürstentronen erworben hätte, verschaffte ihnen jetzt Namen und Schicksal abenteuernder Freibeuter, wie es der englische Dichter in seinem Corsaren geschildert hat. Aber die Sehnsucht nach dem Osten, wie nach einer alten Heimath, welche schon die Kreuzzüge ins Leben gerufen hat, die ist immer im Abendlande wach geblieben; sie hat nur die rauhe Form des Mittelalters gegen eine mildere Weise eingetauscht, sie lockt mit unwiderstehlicher Stimme die Söhne des Nordens nach den Gestaden Homers unter den blauen Himmel des Morgenlandes. Diese Sehnsucht ist es, welche in Lord Byron und den edleren Philhellenen so mächtig war, daß sie trotz des schändlichen Undanks, der ihnen ward, Gut und Blut einem fremden Lande darbrachten mit einer Aufopferung, welcher nur Wenige für das eigene Vaterland fähig sind; dieselbe Sehnsucht, welche in den Gefängen eines unserer tiefsten und reinsten Dichter den schönsten Ausdruck gefunden hat; Friedrich Hölderlin ist es, der sich nach den Inseln des Archipelagus sehnte, wie ein verbannter Hellene.

Wir haben Naxos in einer Reihe verschiedenartiger Bilder kennen gelernt; das alte sagenreiche Naxos in seiner Verbindung mit Creta und Minos, Naxos als herrschendes Glied des blühenden Jonierstaats, der Asien und Europa vermittelt, Naxos als Hauptinsel eines mittelalterlichen Feudalstaats, der rasch aufblüht und langsam in Trümmern zerfällt; mit gesteigertem Interesse betreten wir nun den Boden des heutigen Naxos.

Eine leichte Barke bringt uns in den Hafen der Stadt, den sichelförmig der alte Molo einschließt und von Osten eine kleine Felsinsel schützt, von welcher das hohe Marmorthor eines Bacchustempels weit in die See hinausglänzt. Wir steigen die engen und finsternen Straßen der griechischen Stadt hinauf, wir kommen an das zerfallene Thor des alten Kastro, das ungefähr dreihundert Häuser einschließt. Hier verändert sich das Ansehen der Stadt; die Häuser sind groß und behaglich angelegt, aber in verfallenem Zustande; über den Thüren prangen große Wappenschilder, auf den geräumigen Fluren und in den Stuben altfränkisches Hausgeräth aus braunem Holze geschnitz; Wappen, mittelalterliche Waffen und verblichene Ahnenbilder schmücken die Wände. Auf der Höhe des alten Schloßberges liegen bei der römischen Cathedrale, welche nach dem Falle von Rhodos Metropolitankirche wurde, zwei ansehnliche Klöster, eines der Kapuziner, das andere der Lazaristen, welche den Jesuiten in allen Rechten und Besitzungen auf der Insel gefolgt sind (1783). Diese Missionen stehen unter dem Schutze der Krone Frankreichs, und ihr zu Ehren hat man unbekümmert um die Julitage den Schmuck der Lilien über den Thüren gelassen. Dem fränkischen Fremdlinge öffnen sich gerne ihre gastlichen Hallen. Wohl dem, welcher dort von dem Sonnenbrande Attikas ausruht, einen Freund zur Seite, abgeschieden von dem lauten Markte der Welt! Wenn das erste Licht um die Häupter der Cycladen spielt, lockt ihn die Morgenluft zum Wellenbade am Fuße der Felsen, die steigende Sonne führt ihn in die schattigen Klostergänge zurück; in seliger Muße liest er die Dichter, welche an diesen Gestaden gesungen haben, und seine Gedanken folgen den wechselvollen Schicksalen des Inselmeers. Die edelsten Südfrüchte und der Nektar, den

Dionysos der Insel als Andenken zurückgelassen, schmückten seinen Tisch, und wenn die Sonne sich abwärts neigt gegen die Marmorfelsen von Paros, wandelt er den dichten Orangengärten zu oder auf die lustigen Berghöhen, wo er umher die zahllosen Inselhäupter im Abendrothe leuchten sieht und dem Ave Maria hört; das vom Schloßberge her die verwaiste Cathedrale einläutet! Und wo sind die Herren des Schlosses? Ist hier keine Spur mehr von euch, ihr stolzen Fürsten des Archipelagus?

Aus der zerfallenen Herzogskapelle hat man vor Kurzem in den Dom einen verwitterten Grabstein getragen; man erkennt noch den himmelblauen Streif im silbernen Felde und den Namen Marko Sanudos des dritten Herzogs. Von dem Palaste mit hohen Zinnen und Balkonen ragt auf der Anhöhe der Schutthaufen eines mächtigen Thurms, von wo einst der Fürsten Blick Insel und Meer beherrschte. Daneben steht besser erhalten ein geräumiges Gebäude; über dem Eingange der Markuslöwe und daneben die Doppelschwerter der Crispi.

Wer wohnt hier? fragte ich einen Knaben von vierzehn Jahren, der träumerisch an der Thüre angelehnt stand; braune Locken spielten um seine Stirne, und das edle Gepräge seines Antlitzes paßte nicht zu der schlechten Kleidung. Mein Vater Coronello, antwortete er und winkte mir näher zu kommen. Ich trat in einen großen Saal; die Decke aus langen Cypressenbalken zeigte im Getäfel die Farbenspuren alter Wappen; es war die Kanzlei der Herzöge; aber verfallen, unheimlich leer und wüste. In hohem Sessel saß ein finstrier Mann; eine ältliche Frau war im Begriffe den Schleier umzunehmen, um in die Messe zu gehen; die Würde ihres Gesichts und ihrer Haltung ließ die Dürftigkeit vergessen, welche sie rings umgab. Man öffnete einen alten Schrank und breitete die letzten Schätze des Hauses vor mir aus. Es waren die Papiere der Coronelli, die nach den Herzögen die Inseln regiert haben, Urkunden des Herzogs Joseph Nacy und Firmane der Pforte. Dann rollte man den Stammbaum der Gattin auf — es war das Geschlechtsregister der Crispi. Im siebenten Jahrhunderte weist es den Stamm im Königreiche Neapel nach, und führt ihn durch Nord-

italien ins ägäische Meer, wo er die Herzogskrone erwarb; unter den Verwandten stehen die Marini, Venieri, Cornaro, Dandolo, alle edelsten Geschlechter Venedigs; da stehen Lusignani die Könige von Cypern, der König von Persien, die kaiserlichen Comnenen, die Kaiser von Trapezunt — die letzte Tochter dieses hohen Stammes lebt als Gattin Coronellos zwischen den verfallenen Wänden des herzoglichen Gebäudes, und der Sprößling der vereinigten Geschlechter, der Erbe der beiderseitigen Ehren und Ansprüche, der letzte Abkömmling aus dem Stamme der Herzöge des Archipelagus — das war der Knabe mit den braunen Locken, der, von der neuen griechischen Welt höhrend zurückgewiesen, auf dem Grund und Boden seines Herzogthums eine freudenleere Jugend verlebt und der Zukunft eines Bettlers entgegengeht. Ein vornehmer Engländer hatte den Knaben mit sich nach London nehmen wollen, um ihm dort eine gute Erziehung geben zu lassen; aber die Geistlichen, die doch das ewige Heil des Knaben nicht verabsäumen wollten, entrißen ihn noch glücklich den Händen des Königs, und zur Entschädigung gestattete man dem Knaben jeden Morgen an der Pforte des Lazaristenklosters die Glocke zu ziehen, um einen Laib Brod in Empfang zu nehmen.

So tief ist das vornehmste Doppelgeschlecht von Naxos gefallen, und wenig besser geht es den meisten lateinischen Familien. Sie haben nichts aufbewahrt als ihre bunten Wappenschilder, ihre Abneigung gegen Arbeit und ihren Haß gegen die Griechen. Sie erbettelten in Rom die Erlaubniß, Geschwisterkinder unter einander verheirathen zu dürfen, um nur nicht mit griechischem Blute das ihrige zu verunreinigen. Sie erbitterten die Landleute durch eigensinniges Festhalten an veralteten Feudalgebräuchen, und nur wenn ein türkisches Schiff sich zeigte, wetteiferten sie mit den Griechen in sklavenmäßiger Unterwürfigkeit.

Als nun das griechische Volk ein neuer Hauch des Lebens durchströmte, war der lateinische Adel der Bewegung abhold; bei jedem volksthümlichen Aufschwunge konnte er nur noch die letzten Reste seiner mittelalterlichen Vorrechte verlieren. So geschah es. Der lebendige Strom geschichtlicher Entwicklung zertrümmert,

was sich ihm unberechtigt in den Weg stellt. Das erregte Volk erhob sich unter griechischen Häuptlingen, griechische Familien traten an die Spitze des Gemeinbewesens; Martopoliti wurde als Führer des Volks der angesehenste Mann und veranlasste einen ähnlichen Umschwung der Verhältnisse wie Lygdamis einst, welcher den jonischen Adel stürzte; nur kostete es hier wenig Kampf und brachte weniger Ehre, und keine Weltgeschichte knüpft sich daran. Der fränkische Adel sank in völlige Ohnmacht zusammen, und jetzt besteht der ganze Ehrgeiz seiner ersten Geschlechter darin, Consulate fremder Nationen zu bekleiden, um mit einem verbrämten Kleide noch einen dürftigen Schein von Ansehen und Auszeichnung zu erhalten. So hat sich an diesen Geschlechtern die alte Sünde ihrer Ahnen gerächt, welche in engherzigem Hochmuth sich gegen die Inselbewohner abschlossen, statt sich mit ihnen zu einem neuen Gemeindeleben zu verbinden. Darum sind sie in ihrer neuen Heimath immer Fremdlinge geblieben, und dem alten Vaterlande längst entfremdet, von den Griechen, die sie zurückgestoßen haben, gehaßt, sitzen nun die fränkischen Eroberer, äußerlich und innerlich verarmt, in gleichgültiger Trägheit, von jedem lebendigen Fortschritte ausgeschlossen, auf ihrem Schloßberge, dessen Fuß das handeltreibende Griechenvolk umwohnt.

Die Zukunft der Insel beruht also auf dem hellenischen Theile der Bevölkerung, und wenn es das hellenische Blut ist, das dem griechischen Staate eine Zukunft verspricht, so ist für die Inseln am meisten zu hoffen; denn hier ist der alte Stamm der Bevölkerung am wenigsten mit fremden Bestandtheilen vermischt worden; hier finden wir die Klänge hellenischer Mundarten am treuesten bewahrt. Aber täuschen wir uns nicht. Aus dem Boden der unvermischten Nationalität der Hellenen blüht kein frischer und saftiger Stamm von Neuem hervor; das sind schöne Nachklänge und Erinnerungen, denen wir mit liebender Theilnahme folgen, aber da ist keine Kraftfülle, in deren Schooße eine Zukunft ruht. Die Heldenthaten der Befreiungskämpfe sind von den Inseln ausgegangen, wo das griechische Blut am meisten gemischt ist; Spezzia und Hydra sind ganz albanesisch. Die

kykladischen Hellenen sind zutrauliche, gutmüthige, gastliche Inselaner, nicht ohne mannigfache Empfänglichkeit, aber im Grunde sind sie noch wie zur Zeit der Kreuzzüge schlaff, entnerbt und charakterlos. Wohl ist den Räubereien gesteuert, welche in diesen Gewässern wie ein einheimisches Unkraut immer von Neuem aufkommen, sobald nicht ein mächtiger Staat die Meeresherrschaft verwaltet; Ordnung und Gesezlichkeit sind zurückgekehrt; in der Mitte der Cykladen blüht eine neue Handelsstadt, Hermupolis auf Syra, welche wie einst Delos Europa, Asien und Afrika verbindet, aber den lebendigen Hauch einer neuen Gegenwart verspürt man nirgends. Die meisten Eilande gleichen noch öden Ruinen; auch die fruchtbarsten haben kaum den zwölften Theil ihrer alten Einwohnerzahl. Schmutzige Hirten weiden ihre Ziegen auf dem Tempelgrunde von Delos, und die verödete Rhede der heiligen Insel Apollon ist zum Besthafen des ägäischen Meers geworden. Auf dem Festlande, wo verschiedene Nationalitäten mit einander verschmelzen, hat ein neues geschichtliches Leben begonnen; hier liegt es wie unter einem bösen Zauber befangen, den eigene Kraft schwerlich lösen wird. Die Natur aber blüht in unbefangener Schönheit fort; die Gaben des Himmels strömen hernieder, ob die Menschen sie verdienen oder nicht, und während alles künstlich Auserbaute zusammengestürzt ist, hat sich das aus den natürlichen Bedingungen entsprossene hellenische Leben in den stillen Thälern von Naxos fort und fort erhalten, das Landvolk feiert jubelnd mit Tanz und Spiel noch heute seine Dionysosfeste, denn die Quelle rinnt und die Rebe blüht dem Sonnenlichte entgegen wie zur Zeit Homers.

Nachtrag.

Das Ende des lateinischen Herzogthums und Herzog Joseph Mari.

Den Fall der letzten Fürsten aus dem Hause Crispo erzählt Vater Sauger (Histoire nouvelle des anciens ducs et autres souverains de l'Archipel. Paris 1698. 12. Vgl. über den ungenannten Verfasser Tournefort Voyage. Paris 1717. 4 Vol. 1, 212) Seite 300 also:

Les Grecs ravis de trouver dans les vexations de leur Duc et dans les désordres des Latins, de quoi autoriser la haine furieuse, qu'ils conservaient toujours contre eux, formèrent sourdement le projet de changer de maître et les choses allèrent si loin, qu'enfin après plusieurs délibérations secrètes ils envoièrent deux députez à la Porte pour se plaindre des violences de Jacques Crispo et demander au Grand Seigneur quelqu'un de sa main, qui fût plus digne de les commander. Le départ des députez et leurs desseins ne pûrent être si secrets, que Crispo n'en eût connaissance: il crût devoir aller lui-même après eux à Constantinople et comme il n'ignoroit pas qu'à la Porte tout se faisoit à force d'argent, il eut soin de porter avec lui douze mille écus, sur les quelles il comtoit extrêmement. Mais les députez de Naxe avoient déjà été écoulez et sa perte étoit résolue. A peine fut-il arrivé que sans avoir égard à la dignité de sa personne il fut dépouillé de tous ses biens et jetté en

prison comme un malheureux. Il y demeura cinq ou six mois et n'en put sortir qu'à l'instance de ses sujets, qui avoient appris que Selim II. vouloit leur donner un Juif pour maître. Ils mirent tout en usage pour rompre ce coup et obtenir le rétablissement des Crispo. Mais il n'y avoit plus de retour: le Sultan venoit de donner le duché à ce même Juif nommé Jean Michez, dont il avoit reçu de grands services et qu'il fut bien-aise de récompenser par là. Ce duc prétendu n'osa pourtant jamais venir lui-même dans l'Archipel; il se contenta d'y envoyer un Gentilhomme Chrétien Espagnol de naissance nommé François Coronello, qui gouverna sous son nom. Coronello était un homme de qualité, dont le père avoit été gouverneur de Segovie sous le règne de Ferdinand et Isabelle. Sa probité et sa droiture lui avoient attiré de grands chagrins dans son país. Il résolut de le quitter et de faire le voiage de Grèce dans la pensée de s'y établir. C'est là qu'il fit connoissance avec Michez. Jamais Duc n'avoit encore été ni plus chéri ni plus respecté que le fut Coronello durant tout le tems de son administration, qui ne finit qu'avec sa vie.

Juan Miquez war der Name eines Juden, der nach erzwungenem Uebertritte zum Christenthume aus Portugal über Venedig zur Zeit Solimans nach der türkischen Hauptstadt flüchtete, wo damals portugiesische Juden durch Religionszwang aus ihrer Heimath vertrieben, nicht selten ihr Glück machten. Miquez lehrte in Constantinopel zum Glauben seiner Väter zurück und heirathete ein reiches Judenmädchen, mit welchem er aus Portugal entflohen war. Durch Geldvorschüsse, leckre Speisen und seltene Weinforten wußte er sich in die Gunst des Thronfolgers Selim einzuschmeicheln, da dieser noch Statthalter in Asien war. Als es ihm wohl ging, ließ er seinen Bruder und dessen Familie aus Ferrara nachkommen; das Schreiben des Herzogs von Ferrara an den Wesir Kostem vom März 1558, worin die gesuchte Erlaubniß zur Uebersiedelung ertheilt wird, zeigt, wie schon damals Miquez Bedeutung hatte. (S. v. Hammer Gesch. d. Osm. Reichs 1840. II 401.) Miquez wußte damals schon den

künftigen Sultan zu fortgesetzten Eroberungen im Mittelmeere anzureizen, ja Selim soll im Kaufsche des Cyprierweins, den ihm der Jude kredenzt, ihm einst versprochen haben, er solle König von Cypern werden, wenn es ihm gelänge, die Insel zu unterwerfen. Seitdem soll er in seinem Palaste eine Fahne aufbewahrt haben mit dem Wappen von Cypern und der Umschrift seines Namens. Sein Glück stieg um Vieles höher, als sein Gönner Selim den Thron bestieg. Es war dasselbe Jahr, da die naxischen Griechen sich gegen ihren Herzog auflehnten. Wahrscheinlich hatte Miquez diese Auftritte gleich für sich zu benutzen, wenn nicht gar zu veranlassen gewußt; genug er eilte dem aus Belgrad heimkehrenden Selim entgegen, fiel ihm zu Füßen, und dieser hob ihn auf als Herzog von Naxos und den andern Cycladen. Desselben Jahrs, im November kam Giacomo Crispo an, um gegen den neuen Herzog sein Recht zu behaupten (per dir le sue ragioni contra quel Ebreo Giov. M. per esser stato datoli solomnamente Naxos et Andros. Venet. Gesandtschaftsbericht bei Hammer S. 564). Daß Miquez den Sturz des Herzogs selbst mit veranlaßt habe, scheint auch aus der Notiz hervorzugehen, welche in dem handschriftlichen Gesellschaftsregister der Crispi dem letzten beigeschrieben ist: G. Crispo duca di Naxia XXI al qual fu tolto lo stato dal S. Selim 1566 ad istanza di Giov. Michez Ebreo Morano (Portugies. Scheinchrift) e da lui fu sualegiato il suo palazzo e tutto il suo avere. Damit war das erste Ziel des ehrgeizigen Juden erreicht, der über die weinreichen Inseln des ägäischen Meers seine Macht auszudehnen begierig war. Denn der Weinzehnte, den er von dort bezog, war ihm die Hauptsache; daher der Großwesir Sokelli, sein erbittertster Gegner, als er des österreichischen Gesandten Herrn von Mintwik kaiserliches Schreiben an den Herzog von Naxos sah, sich höhnißch darüber verwunderte, wie der Kaiser an einen Juden schreiben könne, welcher nicht Herr von Naxos, sondern Pächter des Weinzehnten wäre. Darum behauptete man auch allgemein, daß Piali Pascha, der bald nach Miquez' Erhebung Einos angriff, dazu durch des Juden Geld und Versprechungen veranlaßt worden sei, weil derselbe die durch den Malvasier aus-

gezeichnete Insel in sein Weinreich hereinzuziehen beehrte (Paruta guerra di Cipro p. 78). Auch ließ er zu derselben Zeit seinen Gouverneur Coronello venetianische Schiffe anhalten, die mit Soldaten und Munition von Candia nach Tinos gingen. 1569 beschwerte sich der französische Gesandte vergeblich über die auf Miquez' Forderung im Hafen von Alexandria festgehaltenen französischen Rauffahrer. Seine unerfättliche Habsucht war es auch, die dem Sultan Selim keine Ruhe ließ, bis er gegen Cypern auszog; ja auf ihm ruht der Verdacht, den Brand des Arsenal's in Venedig veranstaltet zu haben, welcher wesentlich dazu beitrug die Republik zu entmuthigen und den schrecklichen Fall von Cypern zu beschleunigen. Dennoch blieb Miquez' Herrschaft auf die Cykladen beschränkt. Auch hier scheint sie einmal unterbrochen worden zu sein; wenigstens habe ich in einer handschriftlichen Chronik in Ragos gelesen, daß die Insel 1573 venetianisch gewesen sei, und der Senat zu ihrer Verwaltung den Angelo Giudizzi hingeschickt habe. Das würde auch den Ausdruck Saugers rechtfertigen, die Herrschaft des Miquez habe nur wenig Jahre gedauert (p. 300 und darnach ungenau bei Emerson Letters from the Aegean II p. 175). Sicher aber ist, daß bald nachher Ragos wieder unter türkisch-jüdischer Herrschaft von jenem spanischen Edelmann verwaltet wurde, und als Maximilians II. Gesandter Herr von Ungnad nach Constantinopel kam, stand Johann Miquez in vollen Ehren. Gewöhnlich nannte man ihn mit diesem Namen, den er als Morano führte; sein officieller Titel war Josef (Jussuf, Don Joseph) Naci, auch Nassy, Nassi, di Nafi, de Naffis. Es liegt nahe zu vermuthen, daß der zweite Name nichts anders sei, als der verstümmelte Name der Hauptinsel, die bei den Italienern Nasso genannt wurde. Stephan Gerlach, der Gesandtschaftsprediger beim Herrn von Ungnad, hörte in der Levante viel von Don Joseph erzählen. Seite 59 seines ausführlichen Tagebuchs (Frankfurt a/M. 1674, Fol.) heißt es: „Der große Jud, wie er genannt wird, ist von Kayser zum Herzoge über etliche Inseln, deren die vornehmste Ragos ist, gemacht; der hat zwar den Mahmut Bassa (d. i. der Großvesir Sokelli) zum ärgsten Feinde, ist aber beim Kayser in desto größern

Gnaden, daß er auch nichts esse, als was dieser Jud zurichtet oder ihm schicket." Ebendasselbst S. 426: „Im Herüberfahren erzehlet mir der Dominic von dem Don Joseph oder reichen Juden, wie er genennt wird, daß er mit seinem Bruder zur Zeit des Kayfers Solimans hieher gekommen. Diese beede Brüder haben 2 Schwestern gehabt und 300 000 Dukaten an Geld und anderm, auch so viel an Perlen und Edelgestein mitgebracht. Wie nun Sultan Selim noch Sansagbeg zu Chutaim in Asia gewesen, sey der Don Joseph oft zu ihm kommen, hab ihm Geld vorgestreckt, auch Edelgestein und ander große Presenten verehrt, das alles Sultan Selim, wann er zum Regiment komm, ihn genießen zu lassen versprochen, habe auch ihn, ehe noch Soliman gestorben, zum Mutasarakka gemacht, davon er alle Tage einen Dukaten Befoldung gehabt. Wie nun er Selim das Regiment angetreten, hab er ihm 12 Inseln im Egeischen Meer eingegeben, als Paro, Nazia, Andrum, St. Georgen und 8 Zycladische Inseln, aus denen er den Tribut erhebet. Daneben ihm auch den Weinzehenden eingeräumt, welcher jährlich 15000 Studi oder Kronen eintrag und er gebe dem Kayser nur 2000 Dukaten davon. Von den Inseln aber reichet er ihm 14000 Dukaten, das ander alles sey fein, ohne daß er auch jährlich den Wassen und vornehmsten Kayserlichen Bedienten ansehnliche Präsenten thue und ein großes Gefind, Janitscharen und ander Diener halten muß. Es hat zwar der neue Deffterber oder Rentmeister dem Kayser angebitten, man solt ihm den Wein-Zehenden wieder nehmen, der Kayser aber gesagt: Sein Vater hab es also im Testament hinterlassen, daß solches alles ihm sein Lebenlang dergestalt bleiben solle, das woll er nicht brechen. Er der Jud hat kein Kind und soll sonsten ein artlicher Mann seyn.“

Der Tod Selims II. 1574 änderte demnach nichts in Miches' Stellung; er stand zu Murat in gleicher Vertraulichkeit. Vom December 1576 schreibt Gerlach (S. 279): „Heut ob dem Essen erzehlet mir mein Gnädiger Herr, daß der reiche Jud, Don Joseph, Herzog von Nazia, wie er sich schreibt, den doch der Kaiser absetzen mag wann er will, alle Freytag dem Kayser etlich Speise, wie er auch zuvor seinem Vater Selym gethan, schicken müsse.

Er hab es einmahl gethan, nun dörrf er's nicht mehr unterlassen.“ Vom Jahr 1577: „Don Joseph, der große Jud, hat den Weinzoll und andre Waar, die aus dem schwarzen und weißen Meere (Archipelagus) kommen. Der Kaiser giebt ihm seine gewisse Janitscharen, die mit seinen Factoren im Canal herum fahren, wenn nun ein Schiff ankommet, so besuchen sie dasselbe und nehmen ihr Gebühr davon oder den Zoll. Dieser Don Joseph ist auß Portugal und weil seines Weibs, so sehr reich gewesen, Freunde den Heurath mit ihr nicht zulassen wollen, sie aber ihn als einen sehr schönen Jüngling gar lieb gehabt, sind sie beede mit einem großen Schatz davon gezogen u. s. w.“ Endlich ein unmittelbares Document seiner herzoglichen Machtvollkommenheit ist eine auf Pergament geschriebene Urkunde, die ich unter den Papieren Coronellos auf Naxos fand, eine Schenkungsurkunde, worin er seinen Statthalter belobt und mit herrschaftlichen Ländereien belehnt. Sie beginnt: *Josephus Naci dei Gratia Dux Aegei Pelagi Dominus Andri etc. Universis et singulis ministris et officialibus nostris has partes inspec-turis notum sit* — — qualmente havendo risguarda alla buona diligente e fidel servita di Fr. Coronello I. U. D. e luogotenente nostro nell administratione di tutte le isole nostre sia nelle cose di Giustica come nelle altre di servitio nostro volendo in parte gratificarlo — e havendone il predetto nostro luogotenente humilmente supplicato a volerli conceder li infrascritti terreni e pascoli della Signoria esistenti alle isole di Naxia — — am Schluffe: pagando il tutto annuatim al mese di Settembre pp̄ tre alla Signoria. Datum in Palatio Ducali Belveder prope Peram Constantinopulis 1577 XV Julii. Unterz. Joseph Naci. De mandato Ducis Joseph Cohen secr. et ammanuensis. Dies soviel ich weiß, die einzige bekannt gewordene Urkunde des jüdischen Herzogthums im Archipelagus, das im Ganzen dreizehn Jahre dauerte. Joseph blieb trotz aller Anfeindungen seiner Neider und namentlich des mächtigen Sokelli im Besitze seiner Schätze und seiner Macht, bis er am 2. August 1579 starb. Die Beamten, welche von Sokelli beauftragt waren die ungeheure Verlassenschaft des

kinderlos verstorbenen Juden in Empfang zu nehmen, wurden wegen verhehlter Schätze von Juwelen angeklagt, gefoltert und entsetzt. (v. Hammer IV p. 46.)

Zu der mittelalterlichen Geschichte von Naxos ist neuerdings eine höchst merkwürdige Urkunde bekannt geworden durch Ferdinand Tabra *Summa Gerhardi: Ein Formelbuch aus der Zeit König Johanns von Böhmen* (v. 1336—45). Wien 1882 Seite 76. Sie enthält, wie Wattenbach im *Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde* (1883) VIII, S. 224 erkannt hat, ein von dem Herzog Nicolaus Sanudo von Naxos ausgestelltes Privilegium für Bergleute aus Rüttenberg, welche die Gruben auf den Inseln Melos und Kimolos wieder ausbeuten sollen.



This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine is incurred by retaining it
beyond the specified time.

Please return promptly.



3 2044 100 855 659

